Kursbuch 68

Furcht und Zittern

Matthias Horx, Briefe aus dem Bunker
Karl Markus Michel, Die Eule in der Götterdämmerung
Stephan Welzk, Weiter geht's auf alle Fälle
Hans Magnus Enzensberger, Verteidigung der Normalität
Benny Härlin / Michael Sontheimer, Nehmt Abschied!
Rose Riecke / Günter Niklewski, Angst-Rezepte
Bodo Kirchhoff, Nach Abzug der Scham
Wolfgang Munsky, Die endgültige Verbesserung Europas
Alexander Kluge, »Die Gefühle fest im Griff des Verstandes«
Richard Hey, Mit dem Eis leben
Fritz Kramer / Pamela Winchester, Bombenkulte
Peter Schneider, Warnung vor diesem Frieden

Kursbuch/Rotbuch Verlag 9 Mark

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

68 Furcht und Zittern Juni 1982

Matthias Horx, Briefe aus dem Bunker 1
Anton Tschechow, Die Schalmei 15
Karl Markus Michel, Die Eule der Minerva in der Götterdämmerung 22
Stephan Welzk, Weiter geht's auf alle Fälle. Über die Unmöglichkeit des Untergangs aus naturwissenschaftlicher Sicht 41
Hans Magnus Enzensberger, Verteidigung der Normalität 51
Benny Härlin / Michael Sontheimer, Nehmt Abschied! Eine Reise in die Nicht-Zukunft 65
Rose Riecke / Günter Niklewski, Angst-Rezepte. Über die Einverleibung der Natur 88
André Gregory / Wallace Shawn / Louis Malle, So eine Art letzte Chance. »Mein Essen mit André« 101
Bodo Kirchhoff, Nach Abzug der Scham 119
Wolfgang Munsky, Die endgültige Verbesserung Europas 127
Alexander Kluge, »Die Gefühle fest im Griff des Verstandes« 138
Richard Hey, Mit dem Eis leben 149
Fritz Kramer / Pamela Winchester, Bombenkulte 170
Peter Schneider, Warnung vor diesem Frieden

Goethe-Institut e.V.
Bibliothek Goethe Institut
ausgeschieden am: 05
Kur

Das Kursbuch erscheint viermal im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 7, im Einzelverkauf DM 9. Verlagsanschrift: Kursbuch/Rotbuch Verlag, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30, Telefon 2 61 11 96. Anschrift der Redaktion: Kursbuch Verlag, Bleibtreustraße 15/16, 1000 Berlin 12, Telefon 8 81 50 59. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann.
Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler. © 1982 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck und Bindung: Georg Wagner, Nördlingen
Beilagen: Dialog Dritte Welt, Netzwerk Berlin (Teilauflage), Rotbuch Verlag, Transit Verlag (Teilauflage)

Matthias Horx
Briefe aus dem Bunker

11. 11. 1996

Sehr geehrter Herr Kollege!

Ich bin mir zwar nicht sicher, ob die Post momentan zuverlässig arbeitet, aber da das deutsche Beamtentum bereits seit fünfzehn Jahren versucht, unsere Korrespondenz durch Unpünktlichkeiten zu sabotieren, schreibe ich Ihnen diesen Brief in der Hoffnung, daß er möglichst bald (sobald ich aus diesem ungemütlichen Ort hier herauskann) von einer zuständigen Amtsperson expediert wird.

Wie sehr würde ich mir jetzt einen persönlichen Besuch bei Ihnen wünschen! Doch leider wäre dies bei der draußen vorherrschenden Strahlung mit etlichen Gefahren für Leib und Seele verbunden. Dabei gibt es inzwischen eine Menge Material, das zu diskutieren sich lohnen würde. Und außerdem einen Anlaß, an den ich Sie freundlich und (das können Sie mir glauben, lieber Freund) ohne jede Schadenfreude erinnern möchte: Sie haben die Wette verloren, die Sie heute vor exakt fünfzehn Jahren mit mir abschlossen, jene Wette um Ihre Flasche Mouton-Rothschild (ich glaube, es war sogar ein Jahrgang '68). Nein, blasen Sie jetzt keine Trübsal, dieser köstliche Tropfen ist ja keineswegs verschwendet, in fremden Besitz übergegangen oder in anderer Weise herabgewürdigt, sondern in gemeinsamer Freundschaft so gut wie entkorkt. Ich werde keine Mühe scheuen, einige kulinarische Zugaben aus meiner bescheidenen Küche hinzuzufügen, sollten wir eines Tages die Prämie unserer Meinungsverschiedenheit Auge in Auge goutieren können.

Aber kommen wir zum Sujet unserer kleinen Wette: Soweit ich mich entsinne, war es ein – was das Wetter betrifft – katastrophaler Novembertag, als wir, hoch oben über den Dächern Frankfurts, in der Caféteria der soziologischen Fakultät jene Wette abschlossen. Der Smog war dermaßen dickflüssig, daß man von den Dächern der Stadt nichts sah, und Sie waren, nach langem Disput, erhitzt und erregt, ja gänzlich unwissenschaftlich euphorisiert – das machte es mir leicht, ein gemeinsames Essen im (immer noch) einzigen Drei-Sterne-Restaurant der Bundesrepublik gegen Ihre Weinflasche zu setzen.

Erinnern Sie sich noch? Sie schalten mich damals einen »Untergangs-Pharisäer«, einen »Fatalisten«, unterstellten mir »biologistische Argumentationen« und einen »diffusen Nihilismus, der nur aus der Konservierung des

Elfenbeinturms entspringt«. Nein, ich wiederhole dies nicht um des Triumphes willen, sondern mit der Intention, das Klärenswerte etwas transparenter zu machen. Dazu, denke ich, ist heute die Zeit gekommen.
Es war nämlich keinesfalls so, daß ich, was den Gegenstand der Wette – die Apokalypse – betrifft, von Anfang an für ein klares »Pro« votierte. Im Grunde genommen waren wir in der Sache durchaus d'accord; unser Streit, der schließlich dazu führte, daß Sie ihr optimistisches »Kontra« gegen meine provisorische Untergangsprophezeiung setzten, ging letzten Endes nur um Nuancen – und alle Differenzen, über die es lohnt, sich den Kopf zu zerbrechen, sind ja in Wahrheit Nuancen. Daß sich in unserem Disput solche Fronten entwickelten, ist auf jenes subtile Spiel zurückzuführen, das die Dialektik mit (und in) unseren Köpfen treibt – nichtsdestoweniger gehört es zum Wichtigsten, was ein menschlicher Geist zu vollbringen vermag.
Sie vertraten also damals die These, daß die ungeheure Gefahr, in der die Menschheit schwebe, die Herstellung immer neuer Waffensysteme, die vehemente Verschlechterung der internationalen Lage, die ökologische Krise und alle anderen schrecklichen Erscheinungen der Zeit gar nicht hoch genug bemessen werden könnten, daß aber am Ende die konstruktiven Momente des Wandels, des Friedens und der Vernunft siegen würden. Mit einem Wort: die Apokalypse stehe zwar mitten im Raum, unübersehbar, habe aber keine historische Verifizierungschance. Kein vernünftiger Mensch konnte dieser Hoffnung widersprechen, auch ich nicht. Zudem hatten Ihre Sätze just zu dieser Zeit eine enorme Plausibilität: Einen Monat vorher hatte die größte Demonstration in der Geschichte der Bundesrepublik stattgefunden, eine kräftige Friedensbewegung war innerhalb eines Jahres entstanden. Die Mächtigen Europas und Amerikas, ja sogar des kommunistischen Machtbereichs waren sichtlich nervös, zumal sich zusätzlich zum Willen nach Abrüstung die Sehnsucht nach Umgestaltung ausbreitete: Die sogenannte Ökologiebewegung begann Sand ins Getriebe des industriellen Systems zu kippen. Daß zwischen der Gefahr eines weltweiten Nuklearkrieges und der sozio-ökonomischen Entwicklung, die immer tiefere Krisenlöcher in die Industriestaaten riß, ein Zusammenhang bestand, darüber waren wir uns einig. Das eine zu verhindern, ohne das andere zu verändern, war unwahrscheinlich, ja sogar unmöglich.
Was mich dann dennoch veranlaßte, bei unserer Wette den Gegenpart zu übernehmen und das Weltende als wahrscheinlich zu deklarieren, war keineswegs mein Berufspessimismus (obwohl mir eine nicht unwesentliche Zahl meiner Bekannten eine solche Eigenschaft nachsagt), sondern eher die Tonart, mit der Sie das verhinderbare Schreckensbild an die Wand malten. Als Sie die Bedrohung in den düstersten Farben schilderten, bekamen Ihre Augen einen feuchten Glanz, wie er vielleicht auch in Kolumbus' Augen zu sehen war, als er Amerika entdeckte. Bekanntlich glaubte dieser Seefahrer ja,

den Gewürzweg nach Indien gefunden zu haben – ein Irrtum, der den Bewohnern des nordamerikanischen Kontinents zum Unglück gereichen sollte. Ihr Engagement mußte also, das sagte mir mein historischer Instinkt, einen Pferdefuß besitzen.

Den zweiten Verdacht schöpfte ich aus der persönlichen Kenntnis Ihrer Person – auch hier waren es wiederum keine rein wissenschaftlichen Ansätze, die mich zum Einschlagen brachten. Sie redeten viel und aufgeklärt über unser Thema, legten aber im Privatleben Wert auf andere Gefilde. Ich weiß noch, wie Sie auf einer jener mühsamen Zusammenkünfte, die man damals »Feste« nannte, von ihrer Lebensgefährtin ein Tarot-Orakel gelegt bekamen und zutiefst beunruhigt waren, als Sie in der Zukunftslinie das Zeichen »Tod« aufdeckten (obwohl in der Symbolik des Tarot diese Karte durchaus etwas Positives symbolisiert). Sie sprachen auf nicht wenigen Veranstaltungen gegen die amerikanische Außenpolitik, gegen Mittelstreckenraketen und anderes Gerät, ernteten eine Menge Beifall und Zustimmung – aber danach betranken Sie sich regelmäßig und sinnlos in düsteren Studentenkneipen. Sie sprachen von »Widerstand« und »Verhindern«, organisierten Märsche, Demonstrationen und Unterschriftenlisten – und planten gleichzeitig eine größere Reise nach Neuseeland. Nicht, daß ich Ihnen das alles verübelt hätte – Ihr Aberglauben, Ihre unbewußten Fluchtwünsche signalisierten mir lediglich, daß Sie sich selbst Ihrer Sache nicht so sicher waren, wie Sie vorgaben.

Doch das sind persönliche Betrachtungen, eher Randglossen der Geschichte. Der Kern meiner damaligen Vermutungen war ein anderer. Ich will ein Beispiel nennen: Können Sie sich noch an F. erinnern, jene Sozialwissenschaftlerin aus B., die die Grenze zwischen Wissenschaft und revolutionärem Gestus weder ziehen konnte noch ziehen wollte? Wir beide kennen sie schon aus den 70er Jahren, als sie, der Reihe nach, an den wichtigsten Varianten linker und radikaler Innovation partizipierte: Sie ging in eine Fabrik, sie arbeitete in feministischen Gruppen und über weibliche Sozialgeschichte, betrieb zwei Jahre lang Selbstversorgung auf dem Lande, versuchte sich in langwierigen Marx-Exegesen und Kritiken (das Modernste hieß, glaube ich, Operaismus). F. arbeitete unermüdlich, um eine brauchbare Theorie aufzustellen, die den komplizierten historischen Entwicklungen der Neuzeit gerecht werden könnte. Sie scheiterte, neigte am Ende gar zur Depression und zum Sisyphos-Syndrom. Das änderte sich schlagartig – ungefähr zu jener Zeit, als wir in der Caféteria unsere Wette abschlossen. Innerhalb kurzer Zeit wurde F. eine anerkannte öffentliche Persönlichkeit. Jahrelang hatte sie nur für die Schublade produziert – unter anderem Fleißarbeiten wie »Kritik der kritischen Kritik« –, nun fing sie an zu publizieren. Im Herbst 1982 kam ihr Werk *Die Endlösung der Klassenfrage* auf den Markt, wenig später *Die Revolution des Überlebens* und dann *Am Ende von*

Nirgendwo. Die Kritiker standen Kopf. Und Sie, Herr Kollege, verliebten sich kurzfristig, nicht nur in die Bücher, sondern auch in F. selbst.
Sie waren damals ein interessantes Gespann – und repräsentierten genau das Substrat meiner These: Die Apokalypse wurde bald zum Zentrum Ihrer Tätigkeiten und Überlegungen. Sie gedieh zu einer Art ultima ratio, zum Schlüssel für alle historischen Fragen, zum Sinnstifter im Wirrwarr aus mißglückten Revolutionen, fehlgeschlagenen Befreiungen, untauglichen Theorien und endlosen Widersprüchen, mit denen wir uns noch kurz zuvor hatten herumschlagen müssen. Mit der Verhinderung der Apokalypse, ja der *Ausrichtung auf das Ende*, wollten Sie mit einem Schlag *alles* verhindern: die Langeweile des Sozialismus, die Vermurkstheit des Kapitalismus und die Öde der ökologischen Zukunft. Endlich gab es etwas, womit die »Massen« – das Trauma jedes politisch denkenden Menschen – mit Sicherheit aus den Fernsehsesseln zu holen waren. Eine gewaltige Aufgabe! Eine identitätsstiftende Funktion!
Ich ahnte, daß Sie mit dieser Aufgabe Erfolg haben würden. Ich sehe Sie noch vor mir, wie Sie, im größten Hörsaal der Universität, mit dem Diaprojektor hantierten, wie Sie einem andächtig schweigenden studentischen Publikum großformatige Farbdias verstrahlter Leichen vorführten, wie Sie qualvolle Tode in verseuchten Bunkern an die Wand malten und Uhren, deren Zeiger ständig bei kurz vor Zwölf vibrierten. »Die letzten Tage der Menschheit« war Ihr eindrucksvollstes Seminar, zu dem sogar Hausfrauen und Studentenmütter erschienen. Da fragte keiner mehr nach einem Leistungsschein, und keine mühseligen methodischen Fragen hemmten den wissenschaftlichen Betrieb. Diese Entwicklung blieb keineswegs auf die Universität beschränkt: Als einer von vielen hatten Sie es vermocht, das stupide Gähnen der Wohlstandsgesellschaft in ein elektrisches Kribbeln zu verwandeln, in ein eiliges Suchen nach Sinn und Veränderung. Kurz, Sie hatten mit dem Primat des Weltuntergangs eine Kulturrevolution angezettelt.
Es waren in der Tat spannende Jahre, diese erste Hälfte der 80er Jahre! Bald wußten es Bürger, Kapitalisten und Marginalisierte: Jede Reise, jede Erfahrung, ja sogar jede Erkenntnis konnte die letzte sein (oder die vorletzte, was auch genügt hätte). Alles befand sich im Aufbruch, quer durch alle Schichten wurde infragegestellt, innoviert, transformiert, am Weltgeist herumgerätselt. Aus grauen Mäuschen wurden lebenshungrige Individuen, manch ein Dozent, der jahrelang belanglose Quellenarbeit betrieben hatte, gab plötzlich wilde und tiefsinnige Traktate heraus. Sie können sich sicher noch an unseren gemeinsamen Freund M. erinnern, der jahrelang vergeblich über das Thema »Todestrieb in der Kleinfamilie« dissertierte, von einem Tag auf den anderen den Dozentenberuf hinwarf, zum Islam konvertierte, kurz darauf eine Vielehe einging und dann das hervorragende Werk *Die Relativie-*

rung der Mutterrolle durch promiskuitive Bindungen verfaßte, wenige Monate später über die evolutionäre Zukunft der Insekten promovierte, auf einen Bauernhof zog und mit intelligenten Fruchtfliegen experimentierte. Ich möchte behaupten, daß M., hätte er nicht das baldige Ende deutlich vor Augen gehabt, zu solchen extraordinären Leistungen kaum fähig gewesen wäre.

Sogar Kontinuitäten, bislang in der Jugendrevolte eher geschmäht, kamen zu ihrem Recht. Treue zum Ehepartner wurde ebenso spannend wie die Beziehungsmühle der linken Szene, denn für manche Kostverächter der bürgerlichen Kultur wurde es ein unerträgliches Gefühl, den »großen Bums« zu erleiden, ohne vorher die Tiefe einer Liebe gespürt zu haben, die schlichtweg bedingungslos war. Bodenständigkeit konnte ganz problemlos mit hedonistischer Flattrigkeit konkurrieren, solange eins von beidem existentiell gelebt wurde. Mit anderen Worten: Sobald sich die Idee der Apokalypse ausgebreitet hatte – und das war ja unter anderem Ihr Verdienst –, begann eine Zeit der Erfahrungsintensität, wie sie keine Massengesellschaft bislang erlebt hatte.

Zugegeben, anfangs hatte ich geglaubt, daß die Prämisse des Untergangs eher zu einer kulturellen Depression, einer Art Lähmung führen würde, daß die Veränderungswünsche im Schraubstock der Angst und der Alpträume verkümmern würden und eine Art Agonie die Folge sein könnte. Aber ich wurde bald eines Besseren belehrt: Die Düsternis der Zukunft wirkte als Beschleunigungsfaktor, bis hinein in die Sphären der Politik. Erinnern Sie sich noch an die Rede des damaligen Bundeskanzlers anläßlich seiner Demission (ich glaube, er hieß Schultz oder Schmitz)? An den donnernden Applaus, als er sagte, daß »sich in diesem Lande und auf dieser Welt etwas Grundsätzliches, etwas *Substantielles* ändern muß, damit es wieder vorangehen kann«? Sogar wir, die wir doch den Reden der Mächtigen stets skeptisch gegenüberstanden, goutierten diesen Satz, vor allem diese plötzlich so weiche, aber dennoch bestimmte Aussprache des Wortes »substantiell«. Erinnern Sie sich auch an das Lied »Es liegt Angst in der Luft«, das die Fischer-Chöre vor dem SPD-Parteitag 1983 intonierten – und damit prompt auf Platz eins der Hitparade landeten? An das Fernsehquiz »Ende oder Wende« mit seinen phänomenalen Einschaltquoten (höher als bei der Fußballweltmeisterschaft)? Das Besondere daran war ja, daß – zum erstenmal im deutschen Fernsehen – fast nur noch Intellektuelle diesen Quiz bestritten und moderierten, ungeachtet ihrer ideologischen Ausrichtung, ob Apokalyptiker, Lemmingist oder ökologischer Transformator, ob biologischer Pessimist oder evolutionärer Optimist.

Ja, das waren große Zeiten für Sie! Die kulturellen und politischen Zeichen der Zeit signalisierten eine gänzlich wachgerüttelte Gesellschaft, und ich muß gestehen, daß ich die Flasche Mouton-Rothschild bereits wenige Jahre

nach Wettabschluß verloren glaubte. Das atlantische Bündnis bröckelte wie alter Parmesankäse, die Wehrkraft kam zunehmend auf den Hund, und überall an den Wänden waren die flammenden Warnsignale zu lesen, die zur Umkehr aufforderten. Zum erstenmal in der Geschichte schien sich eine ganze Gesellschaft der Gefahr bewußt zu werden, in der sie schwebte, zum erstenmal schien eine Korrektur möglich. Der Falkland-Konflikt war gleichsam der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen brachte. Keine Verdrängung und kein chauvinistisches Schwärmertum mehr ließ die Massen Kriegsanleihen zeichnen oder irgendeinen dummen Grund als Rechtfertigung bewaffneter Abenteuer akzeptieren, wie wir es so oft in der Geschichte erlebt hatten. Diesmal stand man der Katastrophe endlich Auge in Auge gegenüber, ohne Klassenunterschiede und Bildungsgefälle, Seite an Seite. Ich möchte dieser Ära beziehungsweise dieser geistig-moralischen Strömung den Namen »Apokalyptizismus« geben, obwohl es eigentlich »Anti-Apokalyptizismus« heißen müßte, aber das wäre ein Zungenbrecher, und so bin ich geneigt, das »Anti« wegfallen zu lassen, zumal jeder weiß, was gemeint ist.
Einstweilen schließe ich diesen Brief, meine Taschenlampenbatterien werden etwas müde, und ich weiß nicht, woher ich in Bälde neue bekommen kann. Ich habe anfangs ganz vergessen, mich nach Ihrem Wohlbefinden zu erkundigen. Haben Sie es bequem? Ich hoffe, Sie waren nicht zu nah an einem Detonationspunkt, und der Vorwarndienst hat auch bei Ihnen funktioniert. Haben Sie genügend Kaffee in Ihren Vorräten? Sie sind ja immer ein ausgesprochener Kaffeetrinker gewesen. Ich bin sicher, Sie sitzen nicht allein in ihrem Schutzraum – ohne anregende Gespräche wurden Sie ja immer rasch nervös. Und machen Sie sich nicht so viele Gedanken um Ihren Komposthaufen und Ihren biologischen Garten (den betreiben Sie doch noch neben Ihrer schreibenden Tätigkeit, oder?) – die Natur regeneriert sich schneller, als man denkt.
Herzlichst
Ihr Dr. Jonathan Steinaug

16. 11. 1996

Lieber Herr Kollege!

Verzeihen Sie mir, daß ich so lange nichts von mir hören ließ. Sind seit meinem letzten Brief Tage oder Wochen vergangen? Man verliert unter solchen Umständen ja enorm das Zeitgefühl.
Der Grund für mein Schweigen bestand in einigen kleinen Unpäßlichkeiten. Ich war mit der Säuberung meines Domizils beschäftigt und mußte obendrein gegen Kopfschmerzen und eine leichte Übelkeit ankämpfen, die ich auf die schlechte Luft zurückführe. Es ist auch gar zu anstrengend, alle fünf

Minuten die Handkurbel der Belüftungs- und Filteranlage zu betätigen. Trotz aller Wunder der Technik ist es bisher ja leider nicht gelungen, ein Modell herzustellen, das auch ohne elektrischen Strom selbsttätig funktioniert, geschweige denn, eine chemische Toilette zu konstruieren, die nicht andauernd überläuft. Immerhin habe ich jetzt die Beleuchtungsfrage gelöst, auch wenn ich mich dafür von ein paar Manuskripten trennen mußte. Fest zusammengerolltes Schreibmaschinenpapier, mit Wundbinden aus der Notapotheke umwickelt, ergeben ausgezeichnete Fackeln, obwohl sie etwas rußen. Doch so kann ich Ihnen weiterhin schreiben, auch wenn ich öfters kurbeln muß.

Wo waren wir stehengeblieben? Ich glaube, in den Zeiten des Apokalyptizismus, die auch die Zeiten Ihres Sieges waren, dem ich heute das Wörtchen »Pyrrhus« hinzuzufügen geneigt bin. Ich habe aber im letzten Brief völlig vergessen, Ihnen auseinanderzusetzen, weshalb mich der von Ihnen vertretene Endzeit-Glauben trotz all seiner unbestreitbaren Vorteile so mißtrauisch stimmte, daß ich mit Ihnen wettete. Ich glaube, die Geschichte selbst kann das am besten erklären. Fahren wir also chronologisch fort!

Sie erinnern sich: Im Jahre 1985 stationierten die Amerikaner am Ende doch ihre Mittelstreckenraketen in Europa. Da standen sie nun, aber nichts geschah. Kein Erstschlag verwüstete Hattenbach, Kiew oder Milwaukee, die Läden waren genauso voll wie immer, die Flüsse nicht mehr, aber auch nicht weniger verschmutzt, die Kernkraft- und Chemieunfälle häuften sich wie sonst. Wir schrieben bereits ein Jahr *nach* 1984, jenem Jahr, das literarisch wie außenpolitisch zum Symbol der Katastrophe geworden war. Aber kein großer Bruder war in Sicht, im Gegenteil, die Herrschenden waren nur noch Karikaturen ihrer selbst, wanden sich von Mißtrauensvoten zu Rücktrittsdrohungen und von Ohnmachtseingeständnissen zu frühzeitigen Pensionierungen. Nicht einmal Durchhalteparolen wurden mehr ausgegeben, denn niemand wollte sich blamieren. PIOS und IOPS, und wie die Datennetze alle hießen, waren längst unwiderruflich zusammengeschaltet. Aber daran hatte man sich gewöhnt – da sowieso zwei Drittel der Bevölkerung wegen eines Friedensmarsches, einer Kasernenbesetzung oder zumindest wegen der Unterschrift unter einen Aufruf als Staatsfeinde erfaßt waren, ließ sich mit den gesammelten Daten wenig anfangen. Das restliche Drittel hätte wohl kaum die Produktion und das Funktionieren des Staates gewährleisten können, wenn man alle Delinquenten psychisch gefoltert und in Arbeitslager gesperrt hätte. So wurden die Orwellsche Schreckensvision, die Ökokatastrophe, der nukleare Weltuntergang – all die Stützpfeiler des Apokalyptizismus – plötzlich zu peripheren Strukturproblemen.

Ich kann mir Ihr ungutes Gefühl lebhaft vorstellen, als Sie die Gegenbewegung auf sich zurollen fühlten, die Ihren in den vorangegangenen fünf Jahren errungenen Sieg so schnell zunichte machen sollte. Aber es war nicht zu

bremsen: Als keine Apokalypse mehr in Sicht war, nicht einmal eine neue Eiszeit – was wurde da aus all den Träumen, Alpträumen, Phobien, die der Motor der Bewegung gewesen waren? Man erwachte plötzlich in einer Endzeit, die endlos, also gar keine war. Das war entsetzlich! Man wollte es nicht wahrhaben, kniff sich in den Arm, um das vertraute Fünf-vor-zwölf-Gefühl wieder herzustellen. Man tröstete sich: Vielleicht hatte sich alles ein wenig verschoben, vielleicht war es im nächsten Jahr soweit. Aber dann versagten die Kräfte – schließlich hatte man ein halbes Jahrzehnt lang mit Vollgas gelebt, sich keine Muße gegönnt, alle zehn Minuten in den Himmel gestarrt, das Radio angestellt, über den Tod nachgedacht.

Sie wissen wahrscheinlich besser als ich über das psychische Leiden Bescheid, das damals ausbrach: all die gebrochenen Existenzen, die es versäumt hatten, Bausparverträge abzuschließen, oder jene enttäuschten Linken, die Bausparverträge abgeschlossen hatten (um sich dem Gefühl des »Trotz-alledem« hingeben zu können) und jetzt ahnten, daß sie in den nächsten Jahren unweigerlich Bauherren sein würden, obwohl sie diesen Status im Grunde ihrer Seele haßten. Das halbe Land rannte zu den Psychiatern. Aber da wurden keine existentiellen Kämpfe um Identität und Selbsterkenntnis mehr gefochten, kein Bewußtsein gegen den Untergang gestählt. Nein, man absolvierte gelangweilt seine Sitzungen, plauderte über die Angst vorm Älterwerden und vor der Pensionierung. Wahre Vakuumorgien!

Die Liste der Tragödien ist endlos. Diejenigen, die im gesunden Leben Zuflucht gesucht hatten, bemerkten plötzlich, daß sie nichts anderes betrieben als anstrengenden Gartenbau und sinnlose Entsagung. Man reiste von einem Tag auf den anderen nicht mehr mit dem schaurig-schönen Gefühl in die Ferien, bei der Rückkehr könnten Haus, Garten und Bekanntschaft in radioaktive Asche zerfallen sein. Ferien waren wieder das, was sie vor der apokalyptischen Welle auch gewesen waren: ein Sich-Anöden an faden Stränden, die genauso aussahen wie die Postkarten, die man Jahr für Jahr geschickt bekam. Ob man Ehe oder Kommune propagierte, linke oder rechte Radikalismen vertrat, wurde in kurzer Zeit völlig belanglos, denn ein »Lösungsmodell für die brennendsten Probleme der Menschheit« ist nur so lange gefragt, wie die Lösung dringend erscheint.

Es versteht sich, daß in das so entstandene kulturelle Nichts rasch Ideologien einströmten, die sich eben dieses Nichts abrechnerisch zunutze machten. Innerhalb eines Jahres gewann so die Normal-Partei die absolute Mehrheit im deutschen Parlament. Es war ein rauschender Siegeszug. Der neue Bundeskanzler (man hatte ihn gleich für 20 Jahre gewählt) verkündete unter dem Beifall der ganzen Nation den »Beginn des neuen Optimismus« und das »Ende des Endzeit-Unsinns«. Die Massen spürten, daß er dies nicht nur aus kurzfristigem wirtschaftsfördernden Zweckopportunismus sagte (wie es alle vor ihm getan hatten), sondern aus innerster Überzeugung. Und hatten

in all den Jahren zuvor die Versuche, wenigstens einen kleinen Rest von gesellschaftlichem Konsens festzuhalten, in kollektivem Gelächter geendet, so wurde diese Regierungserklärung von dem überwiegenden Teil der Bevölkerung bitter ernst genommen: »Inmitten von meinetwegen todbringenden Waffen, umkippenden Flüssen und inhumanen Technologien leben wir, und das eigentlich nicht schlecht. Wer immer noch an die große tödliche Bedrohung glaubt, ein plötzliches Ende der Geschichte oder ähnlichen Firlefanz, tut nichts, um die Verhältnisse zu verändern. Im Gegenteil: er betreibt ideologischen Bunkerbau.«

Das wirkte. Das überzeugte. Innerhalb eines Jahres waren Zukunft, Dauer und Kontinuität zu den wichtigsten Werten auf Erden geworden. Der »Club für die nächsten hunderttausend Jahre« fand mit seinen Thesen viel Beachtung; bald glaubte jeder, daß die fossilen Energiereserven noch eine ganze Ewigkeit reichen würden, Strahlung aller Art gut gegen den Krebs sei (was ja auch vorher schon, zumindest in medizinischen Kreisen, geglaubt wurde) und die Reduzierung der Artenvielfalt letztlich den Hunger und alle sonstigen apokalyptischen Reiter besiegen werde.

Wir waren also in der Zeit des »Normalismus« angelangt, der die ganze zweite Hälfte der 80er Jahre bestimmte. Jeder vernünftig denkende Mensch mußte befürchten, daß daraus eine fürchterliche Ignoranz, eine gänzlich verdrängende und kritiklose Mentalität entstehe. Dies war – über weite Strecken – auch der Fall. Aber der Normalismus hatte auch durchaus positive Momente aufzuweisen (von denen Sie sich ja ziemlich bald überzeugen ließen, Herr Kollege). Viele Dinge wurden leichter, entspannter, sogar demokratischer. Die Ökologiebewegung nahm wider Erwarten einen Aufschwung. Warum? Weil der apokalyptische Druck von ihr genommen war. Im Apokalyptizismus war zwar viel von ökologischer Umwandlung die Rede, aber inmitten einer verseuchten Umwelt kurz vor Schluß biologische Toiletten und regenwurmfreundliche Komposthaufen zu konstruieren, hatte im Grunde etwas Demotivierendes. Durch den Normalismus wich die so entstandene Stümperei der Möglichkeit langfristiger Perspektiven – und Langfristigkeit ist schließlich der Humus, auf dem allein gründliche Veränderung gedeihen kann. Man hatte wieder die Gewißheit, daß sich der Sonnenkollektor auf dem Dach eines Tages doch amortisieren würde. Und daß, wenn man schon selbst seine ungesunden Lebensgewohnheiten und Konsumbedürfnisse nicht lassen konnte, doch die Kinder oder Kindeskinder eines Tages zur Vernunft kommen würden.

Das Prinzip Hoffnung an sich ist ja nichts Falsches, selbst wenn es staatlicherseits propagiert wird. Und dieses Prinzip verwandelte die grüne Minderheit in eine grüne Woge. So als hätte ein anständiger konventioneller Krieg stattgefunden, machte sich fast die Hälfte der Bevölkerung der Industriestaaten voll guten Willens an den Aufbau einer besseren Welt. Das

klappte zwar wieder nicht, weil der überwiegende Teil der ökologischen Errungenschaften ganz schnell zur Warenform verkam, aber dennoch gab es in der Blüte des Normalismus einige erstaunliche Fortschritte. Das ging so weit, daß Sie, Herr Kollege (und auch ich) zu hoffen begannen, hier könne gewissermaßen der Apokalypse der Boden unter den Füßen weggezogen werden. Durch eine optimistische Haltung, eine Transformation der gesamten Gesellschaft, wären dann die Gründe für Krieg und Katastrophe entfallen und eine frontale Auseinandersetzung mit der Apokalypse überflüssig.

Ich habe bisher die positiven Aspekte des Normalismus aufgeführt, die Sie ja am Ende dazu bewegten, politisch für die neue Strömung zu optieren. Doch den schmerzhaften Substanzverlust, den das Denken, die – ich will es einmal so nennen – gesellschaftliche Intelligenz erlitt, will ich nicht verschweigen. Wir waren alle deprimiert über den Niedergang von so hervorragenden Publikationen wie *Das Ende* (ehemals *Pflasterstrand*), *Vorbei* (früher *Kursbuch*) und *Die Ruine* (eine Tageszeitung, sie hieß vorher *taz*). Alle diese Blätter mußten mit dem Ende des Apokalyptizismus und dem Erstarken des Normalismus aus Mangel an Lesern eingestellt werden. Statt dessen kamen diese unsäglichen Illustrierten auf den Markt wie *Die Zukunft* und *Voran* – Titel, die man getrost als schlechten Witz bezeichnen konnte und deren analytische Schärfe nicht über die der *Bäckerblume* hinausging. Auch das Niveau der universitären Veranstaltungen ging rapide zurück: Ich erinnere mich noch an die zahlreichen Seminarsprengungen, die im Namen des »Neuen Wohlfühlens« begangen wurden. Dagegen erschienen die Störungen im Namen von »Kaputt- und Betroffenheit«, die wir wenige Jahre zuvor erlebt hatten, geradezu angenehm, waren sie doch von erkenntnistheoretischem Drang beseelt.

All diese Faktoren müssen wir zunächst sorgfältig gegeneinander abwägen, bevor wir der Beantwortung der Frage, warum ich statt Ihrer die Wette gewonnen habe, ein Stück näher kommen können. Sicher haben wir alle den Optimismus der Normalistischen Ära genossen. Nur: In welcher Beziehung stehen Apokalyptizismus und Normalismus zueinander? Und wie weit haben sie die Grundlage für das böse Geschehnis des letzten Monats (oder wann war das?) gelegt? Haben die Exzesse der Apokalyptiker den Extremismus der Normalisten erzeugt? War der Normalismus eine Konterrevolution, oder war er eine Weiterentwicklung des Widerstands gegen die Bedrohung, gewissermaßen auf einer subtileren und unpolitischen Ebene, eine Art unbewußte, unorganisierte, ungelenkte Renitenz gegen die Vernichtung, die individuelle Verweigerung ihrer alles durchdringenden Logik? War der große Schlag, den wir kürzlich erleben mußten, das Ungeheuer, dem der Normalismus durch seine Verdrängungskraft die Hintertür geöffnet hat? Oder war er die Selbsterfüllung der Prophezeiung, die der Apoka-

lyptizismus tief ins Unterbewußtsein der Gesellschaft eingeschrieben hatte – und der gegenüber der Normalismus nur als eine aufgesetzte, beschönigende Maske fungierte? Mir scheint, der Disput nähert sich dem über die Henne und das Ei.
Ich werde mich jetzt, bevor ich fortfahre, dem Abendessen widmen. Das Pemmikan schmeckt zwar wie in billiger Pulverfleischbrühe aufgelöstes Löschpapier, aber es gibt Zeiten, in denen Bescheidenheit eine Tugend ist.
Einstweilen herzliche Grüße,
Ihr Dr. Jonathan Steinaug

25. 11. 1996

Verehrtester Herr Kollege!

Ich war soeben im Garten meines Hauses und einigermaßen schockiert über die Unordnung, die ich dort vorfand. Vor allem das Haus selbst ist in einem äußerst ramponierten Zustand. Das Dach müßte gedeckt werden, auch sollte ich den Glaser kommen lassen, doch leider ist das Handwerk heutzutage so unzuverlässig wie die Post. Ein Nachbar oder ein anderes hilfsbereites Wesen, das mir bei den notdürftigsten Reparaturen hätte helfen können, war nicht zu erblicken. Statt dessen erschien eine Amtsperson in einer lächerlichen weißen Uniform und fuchtelte mir penetrant mit einem metallischen Stab vor der Nase herum. Am Ende wollte er mich gar in einen Hubschrauber zerren, der auf der völlig verkommenen Rasenfläche des Nachbargrundstückes gelandet war. Es gelang mir nur mit Mühe, mich solchen Handgreiflichkeiten zu entziehen – an eine Verständigung war nicht zu denken, da der Mann sein Gesicht hinter einer Glasscheibe versteckte. Ich habe mich nach diesem unerfreulichen Vorfall schleunigst in mein Domizil zurückgezogen und die Ausgangsluke fest verschraubt.
Wie sieht es bei Ihnen aus? Sind Ihre antiken und bäuerlichen Möbel heil geblieben? Sie haben mir, wenn ich Sie besuchte, immer verschwiegen, was all die Schränke, Sekretäre und Kommoden wert sind, die Sie sich im Lauf der Jahre angeschafft hatten, ja, Sie haben stets versucht, das Thema zu wechseln, wenn wir darauf zu sprechen kamen. Mir scheint, Sie hatten ein schlechtes Gewissen ob solch luxurierender Bedürfnisse, denen Sie durch die Liebe zu Antiquitäten nachgingen.
Damit wären wir schon beim Thema angelangt: Ich weiß noch, wie Sie mir am Anfang der N.-Phase erklärten (ich werde den Apokalyptizismus der Einfachheit halber von jetzt an mit A. bezeichnen und den Normalismus mit N., denn meine Papiervorräte werden zunehmend knapper), daß eben dieser N. durchaus in der Lage sei, gewisse Nebenwirkungen des A. zu kompensieren. Die erste Nebenwirkung bestand wohl in dem, was Sie »affirmativen

A.« nannten. Der A. schuf nämlich neben dem Hauptstrang der Intensitäts-Beschleunigung Randgruppen, und jene Randgruppen waren in Ihrem Bekanntenkreis, der sich ja überwiegend aus dem intellektuellen Milieu zusammensetzte, besonders häufig vertreten. So mußten Sie erleben, wie die Parole »No Future«, ursprünglich als Revolteparole gemeint, zunehmend zur kruden Tatsache verkam. Viele Ihrer Freunde und Bekannten, die ursprünglich vehement den A. vertreten hatten, erlagen ihm, hielten sich zunehmend am Kneipentresen auf und machten aus Warnungen fatalistische Aphorismen. Die wohlhabenderen bauten sich schamlos einen Bunker, sofern sie Grundbesitz erworben hatten – und spätestens durch solche Entwicklungen wurden auch Sie für die positive Botschaft des N. empfänglich.
Den zweiten Faktor erwähnte ich bereits im Zusammenhang mit Ihren Chippendale-Möbeln: Der N. vermochte es, das schlechte Gewissen zu liquidieren, jenes Beiwerk des A., das schließlich völlig extremistisch über die Stränge zu schlagen drohte. Im A. schlich die halbe Menschheit ja mit einem unsäglich schlechten Gewissen durch die Weltgeschichte. Alles, was man tat – ob man aß oder trank, forschte oder faulenzte –, war Teil des allgemeinen Niedergangs geworden. An jedem verspeisten Hühnchen klebte das Blut der Dritten Welt, und jedes Ei erinnerte an die durch automatische Fütterungsanlagen gequälte Kreatur. Jede Autofahrt verursachte Magengeschwüre, weil man jahrmillionenalte Urwälder unwiderbringlich in die Atmosphäre pustete, und wenn man nur telefonierte, unterstützte man damit sicher indirekt Elektronikfirmen, die Steuerungsanlagen für Vernichtungswaffen ebenso konstruierten wie harmlose Fernsprecher.
Kein Wunder, daß bei dieser Stimmungslage schließlich nicht nur die Einsicht in die Gefahr wuchs, sondern auch der *Wunsch* nach dem Untergang. Das Leben mit tonnenschweren moralischen Bleigewichten ist ja auf die Dauer schlimmer als der Tod. So begannen die Menschen allmählich, sich nach dem Ende zu sehnen (ein unbewußter Selbstbestrafungs-Wunsch!), gegen das sie eigentlich kämpfen sollten. Erst durch diesen »Rückschlag-Effekt« wurde das »Anti« vor dem »A« nicht nur semantisch, sondern auch faktisch gestrichen – und nur so erhielt der N. seine historische Chance.
Ein Drittes kommt hinzu, das Ihre Konversion zum N. bewirkte: die Wiederherstellung der politischen Moral. Das Wort »Freiheit« hatte im A. einen fast schimpfwortähnlichen Charakter bekommen (es wurde, wenn überhaupt, nur noch im Sinne von »ohne Raketen« benutzt). Jede Revolution, jeder Aufstand, jede Revolte an einem x-beliebigen Punkt der Welt konnte ja das wackelige Gleichgewicht in Richtung Holocaust kippen lassen. Ich erinnere mich, wie Sie in den letzten Tagen des A. den mongolischen Aufstand und die norwegischen Fjord-Unruhen verurteilten – und dabei erstmals Pfiffe ernteten. Dabei weiß ich genau, daß Sie im Grunde Ihres

Herzens immer zu den Unterdrückten gehalten haben. Der N. half Ihnen (und vielen anderen), diesen Druck, diesen Zwiespalt, ich würde sogar sagen: diese Schizophrenie abzuschaffen. Im N.-Zeitalter konnten regionale Kriege und Bürgerkriege gelassen zur Kenntnis genommen werden. Das war Balsam für das politische Individuum, das jetzt wieder unbeschwert Waffenspenden organisieren konnte. Vorher mußte man seine Moral endlos legitimieren, nur, um dann Unverantwortlichkeit vorgeworfen zu bekommen, Mit-dem-Feuer-Spielen und ähnliches. Das war nun vorbei – man durfte wieder aus vollem Herzen »Sieg im Volkskrieg« fordern, ohne gleich niedergebrüllt zu werden.

Diese drei Faktoren waren es also, die Sie zu einem ebenso vehementen Vertreter des N. werden ließen, wie Sie es vorher für den A. waren. Insofern muß ich mein Bild aus dem letzten Brief korrigieren: Es geht, bei N. und A., nicht um Henne und Ei, sondern eher um einen Zwischenzustand, ein historisches Küken, oder besser: ein befruchtetes Ei, eine Ambivalenz also, die *beide* Zustände in sich vereint, anstatt sie kausal aufeinander zu beziehen.

Ihre Rechnung, die Sie mit der heilenden Wirkung des N. gemacht hatten, ging auch diesmal auf: In seinem Namen wurden nur noch harmlose Hippies, farblose Personen, die eher Versicherungsvertretern als Staatsmännern ähnelten, zu Statthaltern der Macht gewählt. Denen traute niemand zu, daß sie auch nur ein Huhn überfahren könnten, geschweige denn Rüstungsprogramme verabschieden würden (sie taten es aber trotzdem, wie ich vermute). Der Schlachtruf des N., »Alles halb so schlimm«, hatte auch für die internationale Politik sein Gutes: Nun waren die Feindbilder, die Aufrüstung der Gegenseite und die schrecklichen neuen Waffensysteme nur noch halb so schlimm. Keine öffentliche Meinung forderte die Politiker mehr auf, die Verteidigungsbereitschaft zu erhöhen. Mit dieser pazifizierenden Wirkung hatten Sie gerechnet. Und da sich der N. auch im Osten ausbreitete, schien die Sache gut auszugehen. Die jahrelang vermißte Entspannungspolitik kam als Erschlaffungspolitik wieder. Nur, warum heulten dann vor zwei Wochen, nein, vor vier Wochen, plötzlich die Sirenen? Ich weiß nur noch, daß ich vorschriftsmäßig in meinen Schutzraum ging, weil ich dachte, das sei wieder eine von den vierzehntägigen Übungen, an die ich mich schon lange gewöhnt hatte. Dann ging plötzlich das Licht aus und irgend etwas rumpelte.

Offen gestanden: Eine abschließende, umfassende und genaue Theorie dieses Ereignisses will mir bislang nicht gelingen, obwohl ich glaube, das Verhältnis zwischen N. und A. genügend beschrieben zu haben. Es ist auch schwierig zur Zeit, an empirisches Material heranzukommen. Jedenfalls sind weder A. noch N. direkt verantwortlich – sie hatten beide ihre Schwächen und ihre Stärken, und die Schwächen hätten nicht hingereicht für einen

solch negativen Ausgang. Außerdem sind beide, A. wie N., schon lange vorbei, der A. seit zehn, der N. seit fünf Jahren.
Apropos: Wo waren Sie eigentlich seit dem Niedergang des N.? Ich habe kaum etwas von Ihnen gehört oder gelesen. Das letzte Mal, als ich Sie traf, auf der soziologischen Fachtagung in Scharbeutz, schienen Sie mir in einem merkwürdigen Zustand der Auflösung zu sein. Ich möchte Sie nicht verletzen: aber Ihr Redebeitrag kam mir etwas formlos vor, es fehlte ihm die rhetorische Schärfe, die ich an Ihnen sonst so schätze. Sie waren da allerdings keine Ausnahme. Seit dem Ende von A. und N. erlebt man es des öfteren: Alte Bekannte reden nur noch in Termini von »einerseits« und »andererseits«, verhaspeln sich in völlig belanglosen theoretischen Exkursen, die von nirgendwo kommen und nirgendwohin führen. Man hat schon versucht, Begriffe dafür zu finden, so wie »Konfusismus« oder »Diffusismus« oder das »Labberkeits-Syndrom«, wie es ein anderer Kollege nannte. Ich neige mehr zu dem Ausdruck »ideologische Dekompression« und vermute, daß es sich um ein zeitlich begrenztes Phänomen handelt. Zur Auslösung des Untergangs, wie sie vor kurzem erfolgte, scheint es mir wenig beigetragen zu haben. Im Gegenteil: In einer Zeit, wo niemand mehr an irgendwelche -ismen glaubt, wo alles jeden Tag ein bißchen schlechter wird (keiner merkt es, jeder weiß es), gibt es kaum einen rationalen Grund, mit Atomraketen aufeinander loszugehen. In den Vereinigten Staaten war das Ausmaß der Dauerkrise ja nicht geringer als in der Sowjetunion – was hätte man also verteidigen, wovon hätte man den Feind mit Waffengewalt überzeugen sollen?
Sie sehen, lieber Herr Kollege, da warten noch einige historische Fragestellungen auf systematisierende Arbeit. Die Geschichte macht, wie soll es anders sein, wunderliche Kapriolen und entzieht sich immer aufs neue unserem Bemühen um Erkenntnis und Bewertung. Ich hoffe, Sie verzeihen mir, daß mein Brief den Charakter des Provisorischen, Tastenden hat. Ich habe lange nicht über solche globalen Themen nachgedacht. Statt dessen beschäftige ich mich in der letzten Zeit intensiv mit dem Studium der moralisch-politischen Konstipation im wilhelminischen Zeitalter – ich hoffe, daß ich Ihnen auch darüber bald einiges mitteilen kann.
Einstweilen möchte ich Ihnen einen konkreten Vorschlag machen: Wir könnten eine Zeitschrift gründen, um die notwendige Debatte über die aktuellen Ereignisse zu intensivieren. Mein Titelvorschlag wäre *Die Ursache* oder, wenn das Projekt etwas populärwissenschaftlicher werden soll, *Wie es dazu kam*. Ein Verleger dürfte sich finden lassen.
In der Hoffnung auf baldigen gemeinsamen Weingenuß
Ihr Dr. Jonathan Steinaug

Anton Tschechow
Die Schalmei

Erschlafft durch die Schwüle des Tannendickichts, bedeckt mit Spinngeweben und Tannennadeln, arbeitete sich der Verwalter Meliton Schischkin vom Vorwerk Dementjewo mit seinem Gewehr zum Waldessaum durch. Seine trächtige, außerordentlich magere Hündin, eine Kreuzung von Hofhund und Setter, schleppte sich mit eingezogenem, nassem Schwanz hinter ihm her, bemüht, die Schnauze nicht wundzustechen. Der Morgen war unfreundlich und trüb. Von den in leichten Nebel eingehüllten Bäumen und vom Farnkraut spritzten große Tropfen, und die Feuchtigkeit des Waldes strömte einen scharfen Modergeruch aus.

Vorne, wo das Dickicht ein Ende nahm, standen Birken, und durch ihre Stämme und Zweige war die in Nebel getauchte Ferne sichtbar. Hinter den Birken spielte jemand auf einer selbstverfertigten Hirtenschalmei. Der Spielende nahm nicht mehr als fünf, sechs Töne, zerdehnte sie träge, bemühte sich nicht, sie zu einer Melodie zu verbinden, und doch konnte man aus den Tönen etwas Strenges und ungewöhnlich Schwermütiges heraushören.

Als das Dickicht sich lichtete und die Tannen sich bereits mit jungen Birken vermengten, erblickte Meliton eine Herde. Verkoppelte Pferde, Kühe und Schafe streiften zwischen dem Gebüsch und beschnupperten das Gras. Am Waldessaum, an eine nasse Birke gelehnt, stand ein alter, hagerer Hirt in einem zerrissenen Rock aus grobem, ungefärbtem Bauerntuch, mit unbedecktem Haupt. Er blickte zu Boden, sann und spielte auf seiner Schalmei, wie es den Anschein hatte, ganz mechanisch.

»Guten Tag, Großvater! Gott helfe dir!« begrüßte ihn Meliton mit hoher, heiserer Stimme, die zu seinem Riesenwuchs und dem großen, fleischigen Gesicht so gar nicht paßte. »Geschickt bläst du auf der Schalmei! Wessen Herde hütest du?«

»Artamonows«, erwiderte unlustig der Alte und schob die Schalmei in die Busentasche.

»Dann gehört wohl auch der Wald Artamonow?« fragte Meliton, sich umschauend. »Ja, in der Tat, so ist es, sag einmal . . . Ich habe mich ganz verirrt. Habe mir die ganze Fratze im Dickicht zerkratzt.« Er setzte sich auf den nassen Boden und begann sich aus Zeitungspapier eine Zigarette zu kleben.

Wie die dünne Stimme, so war noch anderes an diesem Manne klein und entsprach nicht seinem Wuchs, seiner Breite und dem fleischigen Gesicht: weder das Lächeln noch die Äuglein und die Knöpfe und die Schirmmütze, die sich auf dem fetten, geschorenen Kopf kaum hielt. Wenn er redete und lächelte, machte sich auf seinem rasierten, weichen Gesicht und in der ganzen Gestalt etwas Weibisches, Schüchternes und Demütiges fühlbar.
»Ist das ein Wetter, Gott behüte einen davor«, sagte er und bewegte den Kopf hin und her. »Man hat noch nicht den Hafer eingebracht, und der Regen will nicht aufhören, man hat genug davon.«
Der Hirt schaute auf den Himmel, von dem ein feiner Regen fiel, auf den Wald, auf die feuchte Kleidung des Verwalters, dachte nach und sagte nichts.
»Der ganze Sommer war so«, seufzte Meliton. »Für die Bauern ist es schlecht, und auch die Herrschaften haben keinerlei Vergnügen daran.«
Der Hirt schaute nochmals auf den Himmel, dachte nach und sagte, Pausen einschaltend, als zerkaue er ein jedes Wort: »Alles zielt nur auf eines ab . . . Es ist nichts Gutes zu erwarten.«
»Wie steht es hier bei euch?« fragte Meliton, zu rauchen beginnend. »Hast du in Artamonows Revier Birkhuhnbruten gesehen?«
Der Hirt erwiderte nicht sogleich. Er schaute wieder auf den Himmel und nach allen Seiten, dachte nach, blinzelte mit den Augen . . . Anscheinend maß er seinen Worten eine erhebliche Bedeutung bei, und um ihren Wert zu verdoppeln, bemühte er sich, sie gedehnt, mit einer gewissen Feierlichkeit auszusprechen. Sein Gesichtsausdruck war greisenhaft spitz, gesetzt und schien, weil sich quer über seine Nase eine sattelförmige Einkerbung zog und die Nasenlöcher nach oben blickten, schlau und spöttisch.
»Nein, mich dünkt, ich habe keine gesehen«, erwiderte er. »Unser Jäger Jeremka hat berichtet, er habe am zwanzigsten Juli eine Brut zusammengetrieben; aber er schneidet wohl auf. Es gibt nur wenig Vögel.«
»Jawohl, mein Bester, nur wenig . . . Überall gibt es nur wenig Vögel! Auch die Jagd ist, wenn man nüchtern überlegt, miserabel. Es gibt keine wilden Vögel, und was vorhanden ist, ist noch nicht ausgewachsen, es lohnt nicht, sich die Hände zu beschmieren. Es ist so klein, daß es eine Schande ist.«
Meliton lächelte und fuhr mit der Hand durch die Luft. »Es ist einfach lächerlich, wie es jetzt in der Welt zugeht! Die Vögel sind entartet, setzen sich spät auf die Eier, und es gibt Vögel, die am Fest der Apostel Petri und Pauli noch nicht von den Eiern aufgestanden sind. Wahrhaftig.«
»Alles zielt nur auf eins ab«, bemerkte der Hirt, das Gesicht erhebend. »Im vorigen Sommer gab es wenig wilde Vögel, in diesem Sommer noch weniger und in fünf Jahren wird es vermutlich überhaupt keine mehr geben. Ich bin der Ansicht, daß bald nicht nur keine wilden Vögel, sondern überhaupt kein Vogel mehr übrigbleiben wird.«

»Ja«, stimmte Meliton nach einigem Nachdenken zu. »Das ist richtig.«
Der Hirt lächelte bitter und schüttelte den Kopf. »Man muß nur staunen!« hob er wieder an. »Und wo ist alles geblieben? Vor zwanzig Jahren, erinnere ich mich, gab es hier Gänse, und Kraniche, und Enten, und Birkhühner scharenweise! Wenn die Herrschaften sich zur Jagd einfanden, hörte man ununterbrochen knallen: pu-pu-pu! pu-pu-pu! Sumpfschnepfen, Bekassinen verschwanden nie; die Waldschnepfen aber kamen in solchen Mengen vor wie Stare oder, sagen wir, Spatzen! Wo ist das alles geblieben? Selbst Raubvögel sieht man nicht mehr, Adler und Falken und Uhus sind ausgestorben . . . Auch die Tiere haben an Zahl abgenommen. Heutzutage, mein Lieber, ist ein Wolf oder ein Fuchs zur Seltenheit geworden, von einem Bären oder einem Fischotter schon gar nicht zu reden. Und früher kamen hier sogar Elen vor! Seit vierzig Jahren beobachte ich jahrein, jahraus Gottes Werk, und ich fasse das so auf, daß alles nur auf eins abzielt.«
»Worauf denn?«
»Auf Schlimmes, Bursche. Man muß annehmen, auf den Untergang . . . Es ist die Zeit gekommen für den Untergang der Gotteswelt.«
Der Alte setzte die Mütze auf und betrachtete den Himmel. »Schade!« seufzte er nach einem kurzen Stillschweigen auf. »O Gott, wie schade! Gewiß, es ist so Gottes Wille, nicht wir haben die Welt erschaffen, und doch ist es schade, mein Lieber. Wenn ein Baum verdorrt oder, sagen wir, eine Kuh krepiert, auch da packt einen das Bedauern; aber was soll man sagen, guter Mann, wenn man mit eigenen Augen ansehen muß, wie die ganze Welt zugrunde geht? So viel Schönes, mein Gott! Die Sonne, und der Himmel, und die Wälder, und die Flüsse, und die Geschöpfe – das alles ist ja erschaffen worden, eingefügt, aufeinander abgestimmt. Ein jedes ist seinem Zweck zugeführt und kennt seinen Platz. Und das alles soll untergehen?«
Auf dem Gesicht des Hirten erschien ein trauriges Lächeln, und seine Lider begannen zu blinzeln.
»Du sagst, die Welt muß untergehn . . .«, sagte Meliton sinnend. »Vielleicht kommt auch bald das Ende der Welt; doch man kann nicht nach den Vögeln urteilen. Schwerlich ist es so, daß die Vögel solches bedeuten sollen.«
»Nicht nur die Vögel«, erwiderte der Hirt. »Auch die wilden Tiere, und das Vieh, und die Bienen, und die Fische . . . Wenn du mir nicht Glauben schenken willst, so frag die alten Menschen; ein jeder wird dir sagen, daß die Fische nicht mehr sind wie früher. Auf den Meeren, und in den Seen, und in den Flüssen nehmen die Fische von Jahr zu Jahr immer mehr und mehr ab. In unserer Pestschanka, erinnere ich mich, fingen wir Hechte von siebzig Zentimetern Länge, auch Trüschen kamen vor und Brachsen, und ein jedes Fischchen sah nach was aus, heute aber, wenn man nur einen Barsch fängt, der fünfundzwanzig Zentimeter lang ist, muß man Gott danken. Nicht einmal einen richtigen Kaulbarsch gibt es mehr. Mit jedem Jahr wird es

schlimmer und schlimmer, und in kurzem, wirst du sehen, wird es überhaupt keine Fische mehr geben. Und nehmen wir jetzt die Flüsse . . . Die Flüsse trocknen jetzt aus!«
»Das stimmt, sie trocknen aus.«
»Siehst du, so ist es. Mit jedem Jahr werden sie seichter und seichter, und es gibt nicht mehr, mein Bester, solche Untiefen wie früher. Siehst du dort die Sträucher?« fragte der Alte, zur Seite weisend. »Dahinter ist das alte Flußbett; zu Lebzeiten meines Vaters floß dort die Pestschanka, jetzt aber kannst du selber sehen, wohin der Teufel sie verschlagen hat! Sie hat das Flußbett gewechselt und wird es so lange wechseln, bis sie gänzlich ausgetrocknet ist. Hinter Kurgassowo gab es Sümpfe und Teiche; wo sind sie heute geblieben? Und wo sind die Bäche geblieben? Bei uns floß gerade in diesem Wald ein Bach vorbei, und ein solcher Bach war es, daß die Bauern Fischreusen in ihm aufstellten und Hechte fingen, Wildenten überwinterten dort; heute aber kommt nicht einmal bei hohem Wasserstand dort viel Wasser vor. Jawohl, mein Lieber, wohin man blickt, überall ist es trocken. Überall!«
Ein Schweigen brach an. Meliton war nachdenklich und starrte auf einen Punkt. Er wollte wenigstens einen Ort in der Natur feststellen, den das allumfassende Verderben noch nicht berührt hatte. Über den Nebel und die schrägen Regenstreifen glitten wie über matte Scheiben helle Flecke, erloschen aber sogleich; die aufgehende Sonne wollte die Wolken durchdringen und einen Blick auf die Erde werfen.
»Ja, und auch die Wälder . . .«, murmelte Meliton.
»Und auch die Wälder . . .«, wiederholte der Hirt. »Man holzt sie ab, und sie brennen und verdorren, und neue Bäume wachsen nicht. Wenn etwas wächst, so wird es sofort geschlagen; heute ist es aufgeschossen, und morgen, ehe man sich's versieht, haben die Menschen es schon gefällt. So geht es immer weiter, bis nichts mehr übrigbleibt. Ich, guter Mann, hüte, seit die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, die Gemeindeherde, und vorher war ich bei den Herrschaften als Hirt angestellt, weidete immer an diesem Ort, und solange ich lebe, kann ich mich keines Sommertags erinnern, an dem ich nicht hiergewesen wäre. Und die ganze Zeit beobachte ich Gottes Werk. Ich habe in meinem Leben genug gesehen, und ich fasse es so auf, daß jegliche Pflanze sich verringert hat, sei es Roggen, oder Gemüse, oder irgendein Blümchen, alles zielt nur auf eins ab.«
»Dafür ist das Volk besser geworden«, bemerkte der Verwalter.
»Womit ist es besser?«
»Es ist klüger.«
»Daß es klüger geworden ist, Bursche, das gebe ich zu; doch was hat man davon? Was nützt den Menschen der Verstand, wenn sie ohnehin untergehen müssen? Zugrunde gehen kann man auch ohne Verstand. Was nützt dem Jäger sein Verstand, wenn das Wild fehlt? Ich fasse das so auf, Gott hat

den Menschen den Verstand gegeben, aber die Kraft genommen. Schwach ist das Volk geworden, außerordentlich schwach. Nimm zum Beispiel mich . . . Ich bin einen Groschen wert, im ganzen Dorf bin ich der allergeringste Bauer, und doch, Bursche, habe ich Kraft. Schau, ich stehe im siebenten Jahrzehnt, und doch weide ich tagtäglich die Herde und hüte dazu noch für einen Zwanziger nachts die Pferde, schlafe nicht und friere nicht; mein Sohn ist klüger als ich, stell ihn aber an meiner Statt hin, so wird er morgen schon eine Zulage verlangen oder sich kurieren gehen. So ist es. Außer Brot werde ich nichts verlangen, denn ›Unser täglich Brot gib uns heute‹, und auch mein Vater hat außer Brot nichts gegessen, auch der Großvater nicht, dem heutigen Bauern aber gib noch Tee, und Schnaps, und Semmeln, und erlaube ihm, von der Abendröte bis zur Morgenröte zu schlafen und sich zu kurieren und zu verweichlichen. Und warum? Er ist schwach geworden, er hat keine Kraft, etwas auszuhalten. Er wäre froh, wenn er nicht schlafen müßte; doch die Augen fallen ihm zu, da ist nichts zu machen.«

»Das ist richtig«, stimmte Meliton zu. »Der Bauer ist heutzutage nichts wert.«

»Geben wir es ruhig zu, wir werden schlechter von Jahr zu Jahr. Untersuchen wir nun die Herrschaften näher, so sind sie noch mehr als die Bauern der Schwäche anheimgefallen. Der Herr von heute hat alles übertroffen, weiß solches, was zu wissen nicht not tut, und was hat er davon? Man muß ihn nur ansehen, so packt einen das Mitleid. Mager und kränklich, als wäre er ein Ungar oder Franzose, weder hat er Würde, noch sieht er ansehnlich aus, er trägt nur den Namen eines Herrn. Der Gute hat weder eine Anstellung noch eine Arbeit, und man wird nicht draus klug, was er will. Entweder sitzt er mit einer Angelschnur und fängt Fischchen, oder er liegt mit dem Bauch nach oben und liest ein Büchlein, oder er drückt sich zwischen den Bauern herum und redet allerlei Worte, die Hungerleider aber gehen unter die Schreiber. So lebt er und gibt sich mit Nichtigkeiten ab, und das kommt ihm nicht in den Sinn, daß er sich für eine wirkliche Arbeit vorbereiten könnte. Von den früheren Herrschaften waren die Hälfte Generale; die heutigen aber sind ohne Ausnahme Schreihälse.«

»Sie sind stark verarmt«, sagte Meliton.

»Deshalb sind sie auch verarmt, weil Gott ihnen die Kraft genommen hat. Gegen Gott kann man nichts machen.«

Meliton starrte wiederum auf einen Punkt. Nachdem er eine Weile nachgedacht hatte, seufzte er, wie gesetzte, vernünftige Leute zu seufzen pflegen, schüttelte den Kopf und begann: »Und woher kommt alles? Wir sündigen viel, haben Gott vergessen . . . und es ist wohl die Zeit gekommen, daß alles untergehe. Man muß auch sagen, die Welt kann ja nicht ewig bestehen . . . man darf nicht zu unverschämt sein.«

Der Hirt seufzte, begab sich, als wollte er dem unangenehmen Gespräch ein Ende bereiten, zur Birke und begann mit den Augen die Kühe zu zählen. »Hei-hei-hei!« rief er. »Hei-hei-hei! Daß euch doch, ihr laßt einen nicht zur Ruhe kommen! Der Teufel hat euch verschleppt! Tiu-liu-liu!«
Er machte ein ärgerliches Gesicht und begab sich zu den Sträuchern, um die Herde zu sammeln. Meliton erhob sich und schlenderte langsam zum Waldessaum. Er schaute auf seine Füße und sann; er suchte noch immer nach irgend etwas, das vom Tode noch nicht berührt worden wäre. Über die schrägen Regenstreifen glitten wiederum helle Flecke; sie hüpften auf die Baumwipfel des Waldes und erloschen im nassen Laub. Damka hatte unter einem Strauch einen Igel gefunden und erhob, um die Aufmerksamkeit ihres Herrn auf ihn zu lenken, ein heulendes Gebell.
»War bei euch eine Sonnenfinsternis?« rief der Hirt hinter den Sträuchern.
»Ja, es war eine!« erwiderte Meliton.
»Soso. Überall beklagt sich das Volk darüber, daß eine war. Brüderchen, es scheint auch im Himmel Unordnung zu herrschen! Das ist nicht von ungefähr . . . Hei-hei-hei! Hei!«
Nachdem er die Herde an den Waldessaum getrieben hatte, lehnte sich der Hirt an eine Birke, blickte auf den Himmel, zog ohne Hast die Schalmei hervor und begann zu spielen. Er spielte wie vorhin mechanisch und nahm nicht mehr als fünf, sechs Töne; als wäre ihm die Schalmei zum erstenmal in die Hände geraten, flogen die Töne daraus unentschlossen, ungeordnet heraus, ohne zu einer Melodie zu verschmelzen; doch Meliton, der an den Untergang der Welt dachte, hörte aus dem Spiel etwas sehr Schwermütiges und Widriges heraus, das er lieber nicht hören wollte. Die allerhöchsten, schrillen Töne, die zitterten und abbrachen, schienen untröstlich zu weinen, als wäre die Schalmei krank und erschrocken; die tiefsten aber erinnerten an Nebel, traurige Bäume, grauen Himmel. Eine solche Musik schien zum Wetter, zum Alten und seinen Reden zu passen.
Meliton hatte Lust, zu klagen. Er näherte sich dem Alten und, auf sein trauriges, spöttisches Gesicht blickend, begann er zu murmeln: »Auch das Leben ist schlimmer geworden, Großvater. Es geht über meine Kraft. Mißernten, Armut . . . Viehseuchen fortwährend, Krankheiten . . . Die Not hat mich überwältigt.«
Das volle Gesicht des Verwalters wurde rot und nahm einen gramvollen, weibischen Ausdruck an. Er bewegte die Finger, als suche er nach Worten, um sein unbestimmtes Gefühl wiederzugeben, und fuhr fort: »Ich habe acht Kinder, die Frau . . . und meine Mutter lebt noch, und an Lohn erhalte ich alles in allem zehn Rubel im Monat bei eigener Kost. Vor Armut ist meine Frau ein wahrer Satan geworden . . . ich selbst habe mich dem Trunk ergeben. Ich bin ein vernünftiger, gesetzter Mann, besitze Bildung. Ich sollte

ruhig daheim sitzen; aber ich renne den ganzen Tag wie ein Hund mit dem Gewehr herum, ich kann einfach nicht anders; denn das Haus ist mir zum Ekel geworden!« Fühlend, daß die Zunge gar nicht das murmelte, was er hätte aussprechen wollen, machte der Verwalter eine hoffnungslose Handbewegung und sagte voll Bitterkeit: »Wenn die Welt untergehn soll, so möglichst schnell! Warum zögern und die Menschen unnütz quälen . . .«

Der Alte nahm die Schalmei von den Lippen, kniff ein Auge zusammen und blickte in ihre Öffnung. Sein Gesicht war traurig und mit großen Wassertropfen wie mit Tränen bedeckt. Er lächelte und sagte: »Es ist schade, Brüderchen! Mein Gott, wie schade! Erde, Wald und Himmel . . . jegliche Kreatur, das alles ist ja erschaffen worden, eingefügt, in jedem ist ja Verstand vorhanden. Und alles soll untergehen. Am meisten aber dauern mich die Menschen.«

Im Walde begann, sich dem Waldessaum nähernd, der Regen zu rauschen. Meliton schaute in die Richtung des Geräusches, schloß alle seine Knöpfe und sagte: »Ich will gegen das Dorf gehen. Leb wohl, Großvater. Hab Dank für deine guten Worte. Damka, ici!«

Nachdem er sich vom Hirten verabschiedet hatte, schritt Meliton den Waldessaum entlang davon und stieg dann zur Wiese hinab, die allmählich in Sumpfland überging. Unter den Füßen schluchzte das Wasser, und das Riedgras, immer noch saftig und grün, neigte sich zu Boden, als fürchte es, zerstampft zu werden. Hinter dem Sumpf standen am Ufer der Pestschanka, von der der Alte erzählt hatte, Weiden, und hinter den Weiden schimmerte blau im Nebel die herrschaftliche Getreidedarre. Man spürte das Nahen jener unglückseligen, unabwendbaren Zeit, da die Felder dunkel werden, der Boden schmutzig und kalt, da die Trauerweide noch trauriger scheint und über ihren Stamm Tränen kriechen und nur die Kraniche dem allgemeinen Elend entgehen; aber auch sie erfüllen, als fürchteten sie, die niedergeschlagene Natur durch den Ausdruck ihres Glücks zu kränken, den Luftkreis mit einem traurigen, schwermütigen Lied.

Meliton schleppte sich zum Fluß hinab und hörte, wie hinter ihm nach und nach die Klänge der Schalmei erstarben. Er wollte immer noch klagen. Traurig schaute er um sich, und Himmel und Erde und Sonne und Wald und seine Damka taten ihm unerträglich leid, und als der höchste Ton der Schalmei langgezogen die Luft durchdrang und gleich der Stimme eines weinenden Menschen erbebte, erregte die sich bemerkbar machende Unordnung in der Natur ein unsäglich bitteres und kränkendes Gefühl in ihm.

Der hohe Ton erbebte, brach ab, und die Schalmei verstummte.

(1887)

Aus dem Russischen von Rebecca Candreia

Karl Markus Michel
Die Eule der Minerva in der Götterdämmerung

»Um noch über das *Belehren*, wie die Welt sein soll, ein Wort zu sagen, so kommt dazu ohnehin die Philosophie immer zu spät. Als der *Gedanke* der Welt erscheint sie immer erst in der Zeit, nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungsprozeß vollendet und sich fertig gemacht hat . . . Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, und mit Grau in Grau läßt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen; die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug.« (Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, Vorwort)

Vier Unfälle

Erster Fall. »Oh, allmächtige Götter, in deren Händen die Macht über Leben und Tod aller Sterblichen liegt: Wie könnt ihr es zulassen, daß nach so vielen mächtigen Herrschern es mein Los sein soll, Zeuge der furchtbaren Zerstörung Mexikos zu sein . . . Was soll ich tun? Wo soll ich mich verbergen? Wo kann ich Schutz suchen? Oh, könnte ich nur zu Stein werden, oder zu Holz, oder zu irgendeinem anderen Ding, bevor ich erleben muß, was ich nun mit soviel Angst und Schrecken erwarte.«

Moctezuma, der stolze Herrscher der Azteken, zitterte schon zehn Jahre vor der Ankunft der Spanier. Ein Komet war am Himmel erschienen und hatte die Nacht zum Tage gemacht – ein Vorzeichen schrecklicher Katastrophen, wie der Magier Nezahualpilli wußte. Dann war der Tempel der Göttin Toci abgebrannt – eine Ankündigung des Jüngsten Gerichts, wie jetzt auch Moctezuma ahnte. Es nutzte ihm nichts, seine Astrologen, Wahrsager, Magier töten zu lassen, sei's für ihre Deutungen oder für ihr Schweigen – die bösen Omen folgten immer dichter aufeinander. Wenn Unwetter die Hauptstadt heimsuchten, klagten die Stimmen der Frauen durch die Nacht: man erwartete nur noch Untergang und Vernichtung. Selbst Huemac, der Gott der Toten, bei dem Moctezuma Zuflucht suchte, wies ihn ab: der Herrscher sei verdammt zu leiden, wegen seines Stolzes und seiner Grausamkeit. Und mit dem Herrscher litt das Volk.

Dann kam ein Bauer von der Halbinsel Yucatan und berichtete von einem großen Berg, der sich im Meer bewegt habe (vermutlich das erste spanische Schiff, das die Mexikaner gesichtet hatten). Er wurde in den Kerker gewor-

fen. Aber bald kamen andere Boten, die mehr gesehen hatten: Cortés war 1519 an Land gegangen, mit 508 Mann, 16 Pferden und einer Kanone. Die Eingeborenen glaubten ihren Priestern und Weisen: das sind die Götter, die zurückkehren – sie empfingen sie voll Furcht. Ungeheuerliches drang an Moctezumas Ohren: über die weißen Gesichter der Götter (der Spanier), übermenschliche Wesen (die Reiter), eine Donnermaschine (die Kanone). Der mächtige Herrscher verfiel in Panik und dann in Resignation. »Er tat nichts anderes, als sich mit allem abzufinden. Schließlich nahm er sich zusammen, zog sich in sich selbst zurück und machte sich bereit, was auch immer kommen mochte zu empfangen und zu bewundern« (Sahagún). So nahm das Verhängnis seinen Lauf.

Zweiter Fall. Im Jahre 1843, gegen Frühlingsanfang, sammelten sich in Neuengland an manchen Orten kleine Gruppen von Menschen und erwarteten im Gebet die Wiederkunft des Herrn. Sie warteten unter freiem Himmel. Ihre Häuser und Felder hatten sie verkauft, sogar die Bäume abgesägt – sie bedurften all dessen nicht mehr, denn am 21. März um Mitternacht sollte die alte Welt untergehen und das Tausendjährige Reich anbrechen – für alle, die bereit waren.
Diese Gewißheit verdankten sie William Miller, der die Bibel zu lesen verstand. Aus dem Buch Daniel und anderen Prophezeiungen hatte er das Datum des Weltuntergangs errechnet. Die Methode stammte von dem württembergischen Theologen Johann Albrecht Bengel, dem Vater des modernen Chiliasmus. In seinem Buch *Ordo temporum a principio per periodos oeconomiae divinae historicas atque propheticas ad finem . . . deductus* hatte Bengel 1741 die Wiederkunft Christi auf den Sommer 1836 datiert. Aber seine Kommentatoren fanden heraus, daß der Gottesmann sich verrechnet hatte. Sie kamen, je nachdem, in welches Jahr sie die Geburt Christi legten, auf 1844 oder 1847. William Miller schließlich stellte zusätzliche Berechnungen an und kam auf 1843. Er behielt sein Wissen nicht lange für sich, denn die Zeit drängte. So verbreitete sich seit 1841 die Sekte der »Milleriten« wie ein Lauffeuer über die Staaten New York, Massachusetts, Maine und belebte das Geschäft der Grundstücksmakler.
Und wirklich: Anfang des Jahres 1843 erschien ein Komet – dann erschien nichts mehr. Der Frühlingsbeginn und das ganze Jahr verstrichen ohne irgendeine Epiphanie. Da sah William Miller ein, daß auch er, ausgerechnet in den letzten Dingen, sich verrechnet hatte: das richtige Datum war der 21. März des kommenden Jahres. »Als aber auch das ganze Jahr 1844 verging und immer mehr seiner Getreuen von ihm abfielen, zog sich der unglückliche Untergangsprophet, der wirklich nur die Rettung seiner Mitbrüder gewollt hatte, mit gebrochenem Herzen zurück und starb wenige Jahre danach. Aber sein Glaube und die Getreuesten seiner Getreuen überlebten

ihn, und es entstand die Sekte der ›Adventisten‹, die bis auf den heutigen Tag besteht.« (Helmut Swoboda, *Propheten und Prognosen,* 1979, S. 95)

Dritter Fall. Im Bezirk Mekeo in Papua-Neuguinea wurde 1940 das siebzehnjährige Mädchen Filo vom Geist erfaßt. Gott sagte ihr, die Leute seien verderbt; sie sollten von nun an keinen Gartenbau mehr treiben, sollten die Schweine töten, Altäre errichten und beten, denn der Untergang der Welt stehe bevor. Aber die Leute hörten nicht auf Filo. Erst als eine Influenza-Epidemie ausbrach, an der siebzig von ihnen starben, entsann man sich der Prophezeiungen des Mädchens.

Millenarische Kulte waren in Melanesien schon seit Jahrzehnten bald hier, bald da ausgebrochen, vor allem in den missionierten Gebieten, und hatten zu religiös-politischen Bewegungen geführt, die sich gegen die Weißen richteten. Christliche Endzeiterwartungen verbanden sich mit traditionellen mythischen Elementen zur Vorstellung des unmittelbar drohenden Weltuntergangs: dann würden die Ahnen in einem Schiff oder Flugzeug voller Cargo zurückkehren und den Gläubigen ein Leben ohne Sorgen – und ohne Weiße – bescheren. Der Kult äußerte sich in Beten, Singen, Tanzen und Trancezuständen; überkommene Bräuche wurden aufgegeben, gewohnte Tätigkeiten eingestellt; man schlachtete die Schweine ab, die nicht nur Grundlage der fleischlichen Nahrung, sondern auch Symbole des Reichtums und Ansehens waren, und errichtete Landeplätze und Lagerhäuser, um das verheißene Cargo bergen zu können.

Auch Filo predigte eine neue Moral, die Abkehr von der alten Lebensweise, von Diebstahl, Lüge, Hexerei, selbst von den überlieferten Exogamieregeln. Und sie drohte denen, die ihr nicht folgen würden, göttliche Strafen an: sie sollten sterben oder in Tiere verwandelt werden, wenn die Finsternis kommen und der Himmel auf die Erde stürzen werde. Die Gläubigen aber bräuchten sich keine Sorgen zu machen, da die Ahnen alles Notwendige im Flugzeug vom Himmel bringen würden, schon sehr bald. So stellten viele die Gartenarbeit ein, schlachteten die Schweine, tanzten Tag und Nacht um die Altäre, beteten und sangen in Endzeitekstase.

Eines Tages waren in Filos Dorf, dem Zentrum der Bewegung, 2000 Menschen aus der Umgebung zusammengekommen. Begeisterung ergriff sie. Man zog in einer Prozession ums Dorf und dann zur katholischen Missionsstation, die man die Nacht über belagert hielt. Als am nächsten Morgen die Polizei eintraf, wurde sie mit Jubel empfangen: man hielt sie für den erwarteten Cargo-Bringer.

Filo und andere Anführer wurden verhaftet, aber im folgenden Jahr lebte die Bewegung im Untergrund wieder auf, mit neuen Führern und gestärkt durch allerlei »Wunder«, die jetzt geschahen, aber auch durch den Hunger, der jetzt herrschte, weil die Gärten keine Früchte mehr trugen und die

Schweine dahin waren (worunter das Gebiet noch lange zu leiden hatte). Die Eingeborenen beteten heimlich im Busch um Cargo. Weil es ausblieb, und weil die Repression seitens der Regierung und der Mission anhielt, zerbrach die Bewegung organisatorisch, aber ihre Anhänger sahen auch rückblickend keinen Betrug darin und glaubten weiterhin an die wunderbaren Vorfälle, die ihre Führer inszeniert hatten. Die Regierung wurde beschuldigt, die Erfüllung der Prophezeiung verhindert zu haben. (Vgl. Peter Worsley, *Die Posaune wird erschallen. Cargo-Kulte in Melanesien,* 1973, S. 157 ff.)

Vierter Fall. Seit den späten siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts verbreitete sich ein dumpfes Unbehagen in der westlichen Welt. Unheil und Verderben lagen in der Luft. Zunächst waren es nur Einzelne, die das Weite und dort ihr Heil suchten. Dann zogen sich sektenartige Gruppen im Lande selbst zurück; sie verweigerten sich dem normalen Betrieb und lebten ganz ihrem Mißmut, ihrer Angst. Schließlich ergriff das Unbehagen weite Teile der Bevölkerung, als hätte ein Virus sie gelähmt. Nur ein hektisches Aufbäumen, in Form von Demonstrationen, durchbrach hin und wieder die Endzeitstimmung.

Das Seltsame dabei war, daß es einen greifbaren Anlaß gar nicht gab. Die wechselnden Angsterreger, auf die man starrte, waren altbekannt – warum wurden sie plötzlich dämonisiert? Sicher, es gab einige Schwierigkeiten und Probleme, vor allem wirtschaftlicher Art, aber auf einem Niveau des allgemeinen Wohlstands, das höher lag als je zuvor und irgendwo sonst. Das Schlimmste, was drohte, war ein Absinken dieses Niveaus auf den Stand vor zehn oder fünfzehn Jahren, als die meisten dieser Menschen davon überzeugt waren, daß es ihnen sehr gut gehe und bald noch besser gehen werde.

Andererseits fehlte es nicht an Warnungen der Wissenden. Schon Jahrzehnte zuvor hatten Dichter und Denker von drohendem Unheil und Untergang gesprochen – sie blieben ungehört. Dann hatten Wissenschaftler mit immer neuen Vorhersagen über Deformationen, Katastrophen und Zusammenbrüche aufgewartet – sie sprachen in den Wind. Plötzlich aber, wie über Nacht, wurden diese Prophezeiungen und Prognosen gierig aufgegriffen und geglaubt, ungeachtet des Umstandes, daß sie einander oft genug widersprachen und daß viele davon widerlegt oder korrigiert worden waren, was doch die Glaubwürdigkeit aller hätte beeinträchtigen müssen. Aber am glaubwürdigsten dünkten jetzt gerade die schwärzesten Voraussagen und die mit der kürzesten Frist bis zu ihrer Erfüllung, gleich welchen Inhalts. Man klammerte sich förmlich an seine Angst vor der Vergiftung der Lebensmittel, vor der Verschmutzung der Luft, vor der Verseuchung des Wassers, vor der Zerstörung des Ozongürtels, vor der großen Energiekrise oder Rentenflaute, vor den Türken, vor den Daten, vor dem GAU, vor dem Atom-

schlag – sei's nun simultan oder sukzessiv oder selektiv. Dabei sprach man viel von Sinnverlust. Aber es *war* der neue Sinn: Das Unheil war das Heil. So schleppte unser Untergang sich hin . . .

Fallobst

Diese vier Unfälle, deren drei erste hier aus Anlaß des letzten fast beliebig aus zahllosen anderen ausgewählt wurden, ergeben ein Muster, trotz aller Unterschiede der Zeiten und Umstände. Ob die erwartete Katastrophe eintritt oder ausbleibt, ob sie ersehnt oder gefürchtet wird, ob sie alle oder nur die Bösen treffen soll, ob sie nur Ende oder auch Anfang bedeutet – gemeinsam ist allen vier Fällen, daß sie *noogen* sind, oder besser *gnoseogen*: sie kommen aus dem Geist. Der mag so oder so gewirkt sein, mythisch oder religiös, magisch oder szientifisch, er kann sich auf Vision oder Kalkül, göttliche Offenbarung oder menschliche Deutung, heilige Texte oder profane Zeichen berufen, oder auf mehreres zugleich. Aber ohne ihn geht es nicht. Er erst setzt den Untergang ins Recht und in Kraft. (Daher wohl auch unsere anhaltende Verwunderung über die Lemminge, die Entsprechendes offenbar ganz geistlos tun.)

Zugegeben, der Geist schafft es nicht allein. Er braucht Anhänger, die glauben, was er verheißt, und exekutieren, was er empfiehlt (von ihnen wird noch die Rede sein). Zugegeben überdies, daß Untergänge ganz ohne seine Assistenz eintreten können, etwa durch ein Erdbeben, eine Epidemie, einen Eroberer. Solche »äußeren« Ereignisse spielen auch bei den gnoseogenen Untergängen mit, aber eher zufällig und auswechselbar. Es ist denkbar, daß das Aztekenreich auch ohne die Ankunft der Spanier zusammengebrochen wäre, rein gnoseogen; kaum aber, daß dieses große und kriegerische Volk nicht hätte in der Lage sein sollen, 500 Spanier samt 16 Pferden und einer Kanone ins Meer zu werfen, wenn es bei Sinnen gewesen wäre. Andererseits läßt sich denken, daß der Glaube der Milleriten, hätte er damals die Masse der nordamerikanischen Farmer erfaßt und nicht nur ein paar Erleuchtete, ganz ohne andere Zu- und Unfälle dem Land einen Untergang beschert haben würde, der Geschichte gemacht hätte. Ähnliches gilt für England, wo 1881 die angeblich 240 Jahre alte Untergangsprophetie von »Mother Shipton« allein durch mangelnden Glauben an sie falsifiziert wurde, und es gilt für zahllose andere Fälle, in denen der Geist nicht so zum Zuge kam, wie er es nötig gehabt hätte, um seine volle Wirkung zu entfalten. Vorausgesetzt freilich, er *wollte* es.

In diesem Punkt sind Zweifel angebracht. Es geht dabei gar nicht um Betrug oder Fahrlässigkeit. Was immer im zweiten Glied geschehen mag, bei den Untergangsmanagern und Katastrophenfunktionären: die aztekischen

Wahrsager, der bibelkundige William Miller, die Visionärin Filo, die Endzeitprognostiker von heute sind weder Lügner noch Spieler; sie sind es eher zu wenig, sind deshalb Opfer ihrer eigenen Erkenntnisse – oder eines archaischen Denkmodus, der gerade durch sein Versagen in der Praxis überlebt. Nicht als ob Formeln wie die vom »Wort, das Fleisch wird« (Sankt Johannes) oder vom »Blitz des Gedankens, der in den naiven Volkskörper einschlägt« (Sankt Marx) von vornherein und allemal nur metaphorisch gemeint wären. Vielmehr ist die Ebene, auf der sie ihre Wahrheit haben, »verrückt«, abgehoben von der profanen Wirklichkeit, die sie dennoch meinen. Der Geist weht, wo er will; er will *nicht* in den Niederungen des täglichen Lebens, denn dort erstickt er.

Vom bösen Geist

Am Anfang waren die Geister; sie waren dem Menschen feindlich, mußten versöhnt oder überlistet werden, sonst schickten sie Verderben und Verhängnis. Wenn der Metele weniger den Jaguar fürchtet, der ihn angreift, als das Erdferkel, das vor ihm davonläuft, weil jener »nur« beißt, dieses aber einen bösen Geist hat, so mag das in mancher (unserer) Hinsicht absurd sein, aber der Metele kann damit leben. Für ihn wäre es vielleicht absurd, daß sich erwachsene Menschen an einer Predigt über das Jüngste Gericht oder einem Gedicht über das Zeitalter der Angst erbauen. *Unser* Geist ist nicht weniger böse als seine Geister. Er ist, mit Benn zu reden, bionegativ, man könnte auch sagen: miesepetrig. Immer hat er etwas zu nörgeln, zu fluchen oder zu drohen. Und auch seine positiven Verheißungen sind in der Regel an einen Untergang geknüpft, den eines Individuums oder einer Klasse, einer Lebensform oder gleich allen Fleisches.
Warum das so ist? Man könnte sagen: weil es schon immer so war, und wird wohl auch funktionalistische Erklärungen dafür finden – irgendeinen sozial positiven Sinn wird das Negative schon haben. Man könnte auch platter sagen: das Negative macht mehr her (»Eine gute Nachricht ist keine«); wer würde schon hinhören, wenn er erführe, daß alles in Ordnung ist und keinerlei Unheil droht. Selbst in dem angeblich so optimistischen – »geistlosen« – bürgerlichen Jahrhundert war Tragik gefragt; man ergötzte sich an einem Lustspiel, aber den Preis trug das Trauerspiel davon. Wer als Dichter oder Denker ernst genommen werden will, muß in die Tiefe blicken, in den Abgrund, wo das Grauen wohnt.
Aber »ernst genommen« heißt beileibe nicht »beim Wort genommen«. Sicher nimmt der Metele den Geist des Erdferkels ernst, aber doch nur so wie die anderen auch: er will ja leben! Andernfalls muß der Schamane die Angst, die er einjagte, ihm wieder austreiben. – Man will leben. Besessenheit, Ver-

hängnis, Untergang sind Gegenstände der Besinnung und Erbauung, der Ästhetik des Schreckens oder der Philosophie der Angst, nicht aber der Lebenspraxis. Auch auf unsere Schamanen ist da Verlaß: sie treiben – arbeitsteilig – Ängste ein und aus.

Es gibt natürlich auch andere Erklärungen für die Negativität des Geistes, man kennt sie. Aber sie sind selbst ein Teil des Phänomens. Seit mindestens 2000 Jahren verstehen sich die Träger und Verwalter des Geistes, ob nun des heiligen, des weltlichen oder des alternativen, als Salz der Erde, als Gewissen ihrer Zeit, als Anwälte des Leidens in der Welt, die – laut Adorno beispielsweise – dem unterdrückten Nicht-Identischen und damit auch der Idee der Erlösung Ausdruck geben. Viel gebracht hat das bisher nicht – für die Erde, die Zeit, die Welt, also für die Klientel solch selbstgerecht-selbstloser Fürsorge. Vielleicht ist sie doch nur Selbstzweck, schlechtes Gewissen Niemandes, Kassandraruf als ätzender Sound?

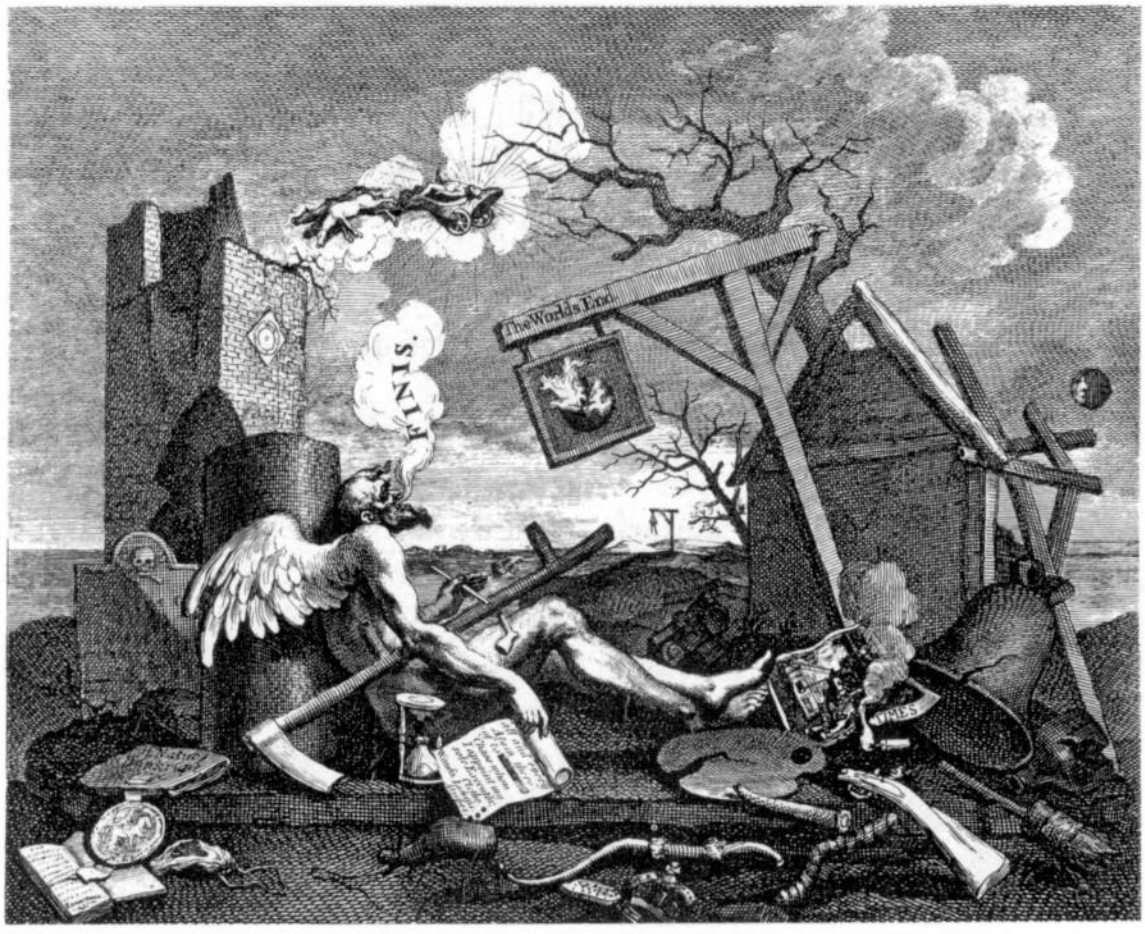
Jedenfalls ist sie – zumindest im Abendland – eine verselbständigte Sphäre, die keiner ihr äußeren Effizienzkontrolle unterliegt, ihren sozialen Nutzen nicht nachweisen muß oder es ablehnt, solches zu tun. Freilich gab es immer Versuche, diese Kassandras und Adornos lächerlich oder mundtot zu machen, sie als Pinscher, Ratten, Schmeißfliegen abzustempeln, sogar auszumerzen. Aber sie wachsen nach. So wie jede Gesellschaft, jede Zeit »ihren« Wahnsinn produziert, produziert sie auch »ihren« Geist. Zwischen beiden bestehen eigentümliche Verbindungen und Komplementaritäten, die auf eine gemeinsame Wurzel verweisen: das Sakrale. Animismus, Fetischismus, Schamanismus, und welche Begriffe wir sonst noch verwenden, um uns unsere Vorgeschichte vom Leibe zu halten, stehen für jene Entdeckung, durch die der *homo* erst zum *sapiens* wurde, daß nämlich die Welt nicht nur aus dem besteht, was der Fall ist. Es gibt eine zweite, andere, höhere Wirklichkeit, und die ist dem Menschen in aller Regel böse gesonnen, sie muß also versöhnt werden durch Opfer, durch Rituale der Unterwerfung und Huldigung. Nicht jeder aber kennt sich damit aus, sondern nur die Eingeweihten: die Schamanen, Magier, Seher, Priester usw., die über dem Sakralen wachen.

Viel weiter sind wir aufgeklärten Menschen nicht gekommen; nur daß die Opfer, wie so manches andere auch, monetarisiert worden sind, als Gehälter, Honorare, Preise und andere Gaben zu Händen der Erleuchteten. Es mag zwar sein, daß sich das Sakrale, wie Habermas im Anschluß an Durkheim argumentiert, im Prozeß der Rationalisierung »versprachlicht« und damit universalisiert hat; aber es hat sich in diesem Prozeß, durch den die Geister zum Geist wurden, zugleich auch vom sozialen Leben abgesondert. Gleichwohl behauptet der Geist, *allen* zugänglich zu sein, sofern sie sich erleuchten und initiieren lassen. Das muß man richtig verstehen: Viele sind berufen, doch wenige sind auserwählt. Und wenn die Vielen zunehmen, tun

es die Wenigen nicht unbedingt auch. Gerade bei Erweckungsbewegungen und Bildungsexplosionen zieht sich der Geist gern vornehm zurück auf eine höhere Position, von wo aus er fast mißbilligend auf die neu Erweckten oder frisch Gebildeten herabsieht. Denn die Welt ist dumm und schlecht. Um rein und sich treu zu bleiben, so können wir schließen, muß der Geist die Welt abwehren, verachten, strafen.
Daß »die Welt« sich das gefallen läßt, ist nicht weiter verwunderlich, denn sie kümmert sich gemeinhin so wenig darum, daß der Vorwurf, sie sei geistlos, immer wieder bestätigt wird. Verwunderlich hingegen ist, daß trotzdem so viele Geistlose vom Geist fasziniert sind. Was hat er denn schon zu bieten außer Miesmacherei? Gerade darin aber liegt sein Trick. Das jahrtausendealte Motiv »Die Welt ist schlecht« gewährt immer neue Intonationen und Variationen, weil ja die Welt immer wieder anders schlecht ist. So kann man immer Neues schlecht finden und dabei überzeugend bleiben, während man kaum immer Neues gut finden kann, ohne sich lächerlich zu machen wie die Werbung. Aber straft sich der Geist nicht Lügen, wenn er die Welt nicht nur schlecht und verderbt nennt, sondern auch reif für den Untergang, der dann doch nicht kommt? Nein, denn er kann erstens behaupten, daß die Welt sich dank seiner Warnung gebessert habe; er kann zweitens bestreiten, daß ihr Weiterexistieren etwas anderes als Strafe sei; und er kann drittens beteuern, sie sei so verkommen, daß sie nicht einmal mehr in Anstand unterzugehen wisse. Der Geist behält immer recht. Vielleicht hat man deshalb von seinem »affirmativen Charakter« gesprochen und unterstellt, er verkläre das Bestehende. Er findet es zum Kotzen. Aber er braucht es dringend für seinen Dégout, ohne den er nichts wäre. Das ist's. Und daraus erwächst immer von neuem die Endzeit-Girlande.

Vom schönen Ende

»Mundi terminum appropinquante« (»Da das Ende der Welt naht«) – diese Formel ist seit dem 7. Jahrhundert im Schwange, wurde besonders im 10. und 11. viel gebraucht, als der Antichrist angesagt war, geriet dann in den Ruch der Häresie, aber niemals ganz in Vergessenheit. Das Ende hörte nicht auf zu nahen, und heute naht es wieder mit Macht. Daß es ein anderes Ende ist als das vom christlichen Gott verheißene, das ohnehin nur wenigen Auserwählten das Heil gebracht hätte, den anderen aber Plagen und Tod, schlägt kaum zu Buche. Es ist ein selbstgemachtes, selbstverschuldetes Ende wie jenes. In Frage steht nur seine Unausweichlichkeit. Keine göttliche Offenbarung verbürgt sie, nur menschliche Prognosen, und die verstehen sich gemeinhin als *self-destroying prophecies:* sie wollen abwenden, was eintreten müßte, wenn alles so weiterliefe wie bisher.



William Hogarth, The Bathos, 1764

Nun passiert aber etwas Seltsames: Diese Prognosen werden – virtuell – zu *self-fulfilling prophecies*, gerade *weil* sie geglaubt werden, zu sehr geglaubt werden. Was uns droht, ist das Azteken-Syndrom. Woran liegt das? Gibt es eine unterschwellige, vielmehr plötzlich ausbrechende Lust am Untergang? Oder vollzieht sich unter uns eine Pervertierung des Geistes: eine epidemische Fleischwerdung des Wortes, ein unabwendbares Einschlagen des Gedankenblitzes in den naiven Volkskörper – also eine Massenhysterie?
Die Bereitschaft, das Schlimme und Schlimmste zu glauben, so hören wir allenthalben, kommt von der Angst. Woher aber kommt die Angst? Und wohin läuft sie, wer hat sie? Auf der Straße sieht man es den Menschen nicht an, ob sie Angst haben, und wenn sie darüber reden, sieht man sie nicht zittern. Dennoch beteuern immer mehr, bis hin zum Bundeskanzler, sie hätten Angst, auch *sie*, es klingt wie eine Verteidigung. Aber das ist hierzulande eigentlich nichts Neues, es gehört fast zum bundesdeutschen Sozialcharakter. »Ein Leben ohne Angst, so könnte man meinen, erschiene den Deutschen viel zu gefährlich . . . (Allerdings) läßt sich die Ernsthaftigkeit der herrschenden Ängste und Ängstlichkeiten nur schwer einschätzen. Oft hat man den Eindruck, daß den Einzelnen gar nicht so sehr eine konkrete Angst umtreibt (und zu Sicherheitsmaßnahmen motiviert) als vielmehr die recht vage Angst davor, den anderen als jemand zu erscheinen, der nicht

genügend Angst hat, also fahrlässig ist und dadurch der Gefahr auch für andere die Tür öffnet; damit geriete er in den Verdacht, mit der Gefahr – dem Feind – zu sympathisieren« (Matthis Dienstag, »Deutschland – eine Angstkultur?«, in *Kursbuch 61*/1980, S. 80).

Die Gefahr (den Feind) sah man jahrzehntelang hauptsächlich in Schuppen, Einbrechern, Mundgeruch usw., höchstens im Kommunismus und Radikalismus, und es spricht einiges dafür, daß diese Gefahren von Propaganda und Werbung nur aufgebaut wurden, damit sich die Mittel zur Rettung besser absetzen lassen. Nach den Gesetzen der Überredung erfordert das eine ständige Verschärfung des Feindbildes, weil das angebotene Heilmittel sonst verschmäht wird; womit man freilich auch riskiert, daß die derart Bedrängten schließlich nicht mehr glauben, was ihnen angedroht wird, und deshalb der Rettung den Rücken kehren. Wenig aber spricht dafür, daß auch die Verschärfung des Gefahrenbildes bis zur globalen Endzeitangst zu Propagandazwecken erfolgt – wer sollte die Zielgruppe einer solchen Bemühung sein, was könnte man damit an den Mann bringen außer ein paar Atombunkern fürs Eigenheim? Oder sollte uns das allgemeine Zittern nur eingeübt werden, damit wir wieder Geschmack an Ordnung, Disziplin und Behagen bekommen?

Diesen Gedanken verfolgend stieße man, verschwörungstheoretisch gewitzt, bald auf den nationalen Angstmacher Nr. 1: Als wessen Agent (oder nützlicher Idiot) handelte Lutz Reinicke, als er den Endzeitwälzer *Global 2000* auf den Markt warf, von dem er in Westdeutschland und Westberlin in Jahresfrist fast eine halbe Million Exemplare absetzte (während das Buch in den USA, wo es als Regierungsdrucksache erschienen war, fast unbekannt blieb und auch in anderen westlichen Ländern kaum Interesse findet)? Was aber, um im Manipulationssyndrom zu bleiben, was hat es zu bedeuten, daß dieser Wälzer sich plötzlich *nicht* mehr bewegt – soll er nicht mehr oder will er nicht? Seit Anfang des Jahres stockt der Verkauf; im März sah sich die Bundesregierung, vor allem seitens der FDP, zu einer Stellungnahme gedrängt (»ganz so schlimm ist es nicht«) – und jetzt? Steht uns eine Frohbotschaft ins Haus? Man hört von einem Fortsetzungsband, in dem viele Prognosen von 1980 korrigiert oder prolongiert worden sind. Aber den werden sicher nicht mehr viele lesen wollen. Wenn schon Angst, dann mehr davon, nicht weniger! Vielleicht ist auch die Angstbereitschaft einfach schon erschöpft, man mag nichts mehr davon hören, oder nur, wenn es etwas ganz Neues zum Fürchten gibt . . .

Solche Spekulationen führen im Kreis umher – und kreisen das Problem langsam ein. Immerhin mußte rund jeder hundertste Bundesbürger, der halbwegs fähig ist zu lesen, *Global 2000* erwerben, also jeder zweite oder dritte, der halbwegs fähig ist, einen solchen Text zu lesen, womit nicht gesagt sein soll, daß er die eineinhalbtausend Seiten tatsächlich gelesen hat

(die ersten hundert tun's auch); aber offenbar brauchte er das Buch als Status- und Stimmungssymbol. *Wer* brauchte es? Man darf davon ausgehen, daß diese »Leser« dem gebildeten Mittelstand angehören, viele von ihnen im Staatsdienst stehen oder anderweitig ausgehalten werden, also zu jener sozialen Gruppe gehören, die am wenigsten Grund zur Angst vor der Zukunft hat. Ihre Angst wäre demnach Luxus, Teil des Wohlstandes und der Muße, die sie beanspruchen und genießen; schlimmstenfalls Sühne für die missionarischen und fürsorgerischen Ausschweifungen, denen sie sich einst hingegeben hatten.

Sie wollen also Angst haben. Nun leben sie aber – wie wir alle und schon längst – in einer dehostilisierten Welt: Die natürlichen Feinde der Gattung, wilde Tiere zumal, bedrohen uns nicht mehr. Unwetter und Erdbeben sind in unseren Breiten so gut wie unbekannt. Auch die alten Geißeln der Menschheit wie Hunger, Pest, Cholera usw. oder der plötzliche Überfall eines Feindes sind kaum noch geeignet, jemandem Angst einzuflößen. Das ist schlimm, angstökonomisch gesehen, denn es gibt offenbar so etwas wie ein anthropologisches Bedürfnis nach Angst, das befriedigt werden will, und sei es fiktiv. Schon früh in der Geschichte der Menschheit traten deshalb Geister und Dämonen in Erscheinung, Wahnfeinde wurden geschaffen und aufgerüstet, wo es an natürlichen Feinden fehlte – sie dienten der Gattung als »Erzieher« (Rudolf Bilz), denn sie lehrten sie das Fürchten, selbst dort noch, wo die öffentliche Erziehung ihrer spottete.

Kollektiv gefürchtete Wahnfeinde gehören zur gesellschaftlichen Normalität; nur die individuelle Wahnfeindwahl gilt als Regression in überwundenes, deshalb neurotisches Angstverhalten. Da schafft sich einer mittels Bazillenfurcht eine »feindgetönte« Umwelt, die er durch raffinierte Rituale zu beherrschen weiß; und ein anderer, der zu Friedenszeiten nicht allein über eine Brücke zu gehen wagte, kommt hochdekoriert aus dem Krieg zurück, wo er der Gefahr mannhaft ins Auge sehen konnte, während ihn ihre Absenz, ihre Unsichtbarkeit daheim gleich wieder in die alten Zwänge treibt. Warum sollte Ähnliches nicht auch bei Gruppen auftreten? Wäre nicht denkbar, daß die *Global-2000*-Gläubigen und ihresgleichen ein legitimes Bedürfnis nach Angst und deshalb die Neigung haben, ihre Umwelt feindlich zu tönen? Zumindest kann man sagen, daß sie aufgrund ihres sozialen und intellektuellen Status ein Angst-Defizit haben, verglichen mit anderen sozialen Gruppen. Sie brauchen in der Regel weder um Aktien und Mietshäuser noch um Arbeitsplätze und Renten zu bangen; sie fürchten sich nicht vor der roten oder der gelben Gefahr, und das böse »System«, das viele von ihnen eine Zeitlang bekämpft haben, taugt auch nicht mehr so recht als Feind, seit sie davon profitieren; nicht einmal mehr das Berufsverbot hängt drohend über ihnen, und Sorgen um Dinge wie Liebesverlust sind ihnen eher ein Anlaß für Frühstücksgespräche als für schlaflose Nächte. Da

kommt der drohende Weltuntergang gerade recht: Nun zittern sie wieder (oder zittern davor, es nicht genügend zu tun).
Dem mag so sein oder nicht. Aber *wenn* es so ist, und wenn sie wirklich zittern und nicht nur joggen oder schunkeln, dann ist das ein psychosoziales Faktum, das sich nicht wegdiskutieren läßt und das man ihnen nicht ausreden kann, so wenig wie man es ihnen einreden könnte, etwa durch die Präsentation drastischer Katastrophenmeldungen und Untergangsprognosen – die taugen nur zur Rationalisierung und Rechtfertigung einer schon bestehenden Angstsucht und sind im übrigen auswechselbar. Nicht auswechselbar hingegen ist die Stimmung, in der sie genutzt und geglaubt werden: die Stimmung eifersüchtiger Betroffenheit – *Ich bin gemeint* –, die typisch ist für jede Angst. Wegen dieses Subjektbezugs ist die psychogene Endzeitstimmung (die sich leicht zur soziogenen ausweiten kann) viel unausweichlicher als die Prophezeiung, auf die sie sich beruft und die erst durch Glauben wahr wird – tödlich wahr. Wer sich solchem Glauben anheimgibt, ist gefeit gegen den dummen Trost, die Prophezeiung sei ja nur metaphorisch oder statistisch gemeint und lasse zumindest ihren Verkünder ungeschoren, weil der den Untergang gemeinhin so allgemein verstehe oder so spät datiere, daß er selbst in Frieden sterben kann.

Vier Propheten

Der erste (1880-1936) sah auf das Abendland und wußte: es ist reif für den Untergang. »Niemand erwartet von einer Raupe, die er täglich wachsen sieht, daß sie möglicherweise ein paar Jahre damit fortfährt«, dozierte er mürrisch und folgerte daraus, daß auch »die Zukunft des Abendlandes nicht ein uferloses Hinauf und Vorwärts in der Richtung unserer augenblicklichen Ideale und mit phantastischen Zeiträumen (ist), sondern ein in Hinsicht auf Form und Dauer streng begrenztes und unausweichlich bestimmtes Einzelergebnis der Historie vom Umfang weniger Jahrhunderte, das aus den vorliegenden Beispielen [früherer Kulturen] übersehen und in wesentlichen Zügen berechnet werden kann.« Kurz, die abendländische Kultur ist am Ende ihres Zyklus angelangt, nichts wird sie vor dem Schicksal retten, das ihr für den Zeitraum von 2000 bis 2200 vorgezeichnet ist von dem, was in der 18. Dynastie Ägyptens, im Römischen Reich von Sulla bis Domitian, in der Epoche der westlichen Han-Dynastie geschah, nämlich: »Ausbildung des Cäsarismus; Sieg der Gewaltpolitik über das Geld; zunehmend primitiver Charakter der politischen Formen; innerer Zerfall der Nationen in eine formlose Bevölkerung; deren Zusammenfassung in ein Imperium von allmählich wieder primitiv-despotischem Charakter . . .« Und schließlich, in der letzten Etappe: »Privat- und Familienpolitik von Einzel-

herrschern; die Welt als Beute; Ägyptizismus, Mandarinentum, Byzantinismus; geschichtsloses Erstarren und Ohnmacht auch des imperialen Mechanismus gegenüber der Beutelust junger Völker oder fremder Eroberer; langsames Heraufdringen urmenschlicher Zustände in eine hochzivilisierte Lebenshaltung . . .« Zuletzt dann Troglodytentum, das Abendland als Müllhalde . . .

Es war die Stimmung einer Generation, die hier zur Prophetie gerann, und der sie aussprach, wußte die Begeisterung, mit der diese Generation kurz zuvor in den Krieg, in den Tod gelaufen war, umzuwenden in einen heroischen Fatalismus, der bereit ist, das »Vorbestimmte« nach Kräften zu vollstrecken: »Ducunt fata volentem, nolentem trahunt.« Aber da kamen andere und zogen ihre eigenen Schlüsse aus dem Niedergang, der Dekadenz, die er, der Prophet, nicht vorgesehen hatte: Er wollte ein Gesetz formulieren, keine *self-destroying prophecy*. Darum haßte er jene, die mit Kehlen, Fäusten, Füßen den Aufbruch in ihr Tausendjähriges Reich praktizierten, schloß seinen Frieden – ahnungslos – mit den Tycoons von Rhein und Ruhr und fraß sich an den Tischen der Reichen förmlich zu Tode. Die neuen Machthaber bejubelten seinen Hinschied als den seiner finsteren Prognosen, die sie selbst überstürzt in die Tat umsetzten. So kam die Barbarei schneller über das Abendland, als ihm verheißen war.

Der zweite (1886-1956) teilte die Endzeitstimmung des ersten und genoß sie: »Die weiße Rasse ist zu Ende.« Aber nicht allein sie, die ganze Art wird mit eherner Notwendigkeit dem Untergang zugetrieben: Der Mensch ist ein entartetes Tier, erkrankt an zuviel Hirn (»Ein armer Hirnhund. Schwer mit Gott behangen. Ich bin der Stirn so satt«). Gab es je ein Volk, fragt der Prophet, dem von seinen Propheten der Untergang *nicht* bestimmt war? »Man liest aus dem Jahrhundert der Alterung der Antike einen sonderbaren Bericht. Es kam den Leuten im Römischen Reich vor, als begönnen die Flüsse seichter zu werden und die Berge niedriger, auf dem Meer sah man den Ätna nicht mehr aus so weiter Ferne wie früher, und vom Parnaß und Olymp verlautete dasselbe. Der Kosmos, meinten die Naturbeobachter, sei als Ganzes im Niedergang begriffen. Dies Nieder, räumlich, empfand ich so sehr. (. . .) Das Leben will sich erhalten, aber das Leben will auch untergehen, immer klarer begriff ich diese chthonische Macht.« Und immer verlokkender erschien ihm »des Endens Süße, des Verhängnisses Rausch; um jeden Abend der Schimmer des Letzten, durch jede Stunde das orphische Ermatten, des Sinkens Schauer, der Sich-heit grauenvolles Glück«. Aber er preßte seinem Ekel vor der Zivilisation, vor dem modernen Individualismus und Nihilismus als Massenphänomen, den trotzigen Glauben an einen Nexus von Untergang und Ursprung ab. Seine Botschaft hieß nicht nur *Rausch* und *Vergessen*, sondern auch *Disziplin* und *Züchtung*. Als diese vier dann die

Macht ergriffen, feierte er die vor seiner Armenpraxis vorbeimarschierenden Kohorten:

»Der Mensch will groß sein, das ist seine Größe; dem Absoluten gilt unausweichlich sein ganzes inneres Bemühen. Und so erhob sich diese Jugend von den gepflegten Abgründen und den Fetischen einer defaitistisch gewordenen Intelligenz und trieb in einem ungeheuren, den Sechzigjährigen nicht mehr verständlichen neuen Generationsglück vorwärts in das Wirkende, den Trieb, in das formal noch nicht Zerdachte, das Irrationale, und rüstete sich: ›der gekrümmte Bogen ist meine Lust‹, und opfert sich, wie das innere Gesetz es befahl.«
»Es handelt sich um das Hervortreten eines neuen biologischen Typs, die Geschichte mutiert und ein Volk will sich züchten. Allerdings ist die Auffassung vom Wesen des Menschen, die dieser Züchtungsidee zugrunde liegt, dahingehend, daß er zwar vernünftig sei, aber vor allem ist er mythisch und tief. (. . .) Es handelt sich hier gar nicht um Regierungsformen, sondern um eine neue Vision von der Geburt des Menschen, vielleicht um eine alte, vielleicht um die letzte großartige Konzeption der weißen Rasse. (. . .) Wenn zehn Kriege aus dem Osten und aus dem Westen hereinbrächen, um diesen deutschen Menschen zu vernichten, und wenn zu Wasser und zu Lande die Apokalypse nahte, um seine Siegel zu zerbrechen, der Besitz dieser Menschheitsvision bliebe erhalten.« (1933)

Ach, es war ein Mißverständnis, auf beiden Seiten. So blieb ihm bloß die Mimikry an die eben noch gefeierte neue Barbarei und die ganz private Regression – »Verlust des Ich« nun nicht mehr »an das Totale, den Staat, die Rasse«, nur noch an den Rausch, ans Vergessen. Als sein Credo vom »provozierten Leben« schließlich Schule machte, war er schon lange tot.

Der dritte (1889-1976) stieg aus heilen und engen Verhältnissen verbissen empor auf die Gipfel des Geistes seiner Zeit, die ihm doch lebenslang fremd und unwirtlich blieben. Wohin er auch blickte von da oben, er sah nur Verfall: eine Menschheit hingegeben an ihr eitles Dasein, beschäftigt mit ihrer Fürsorge und ihrem Zeug – sie hatte *das Sein vergessen*. So kam es, daß »der Nihilismus in den verschiedensten und verstecktesten Gestalten der ›Normalzustand‹ der Menschheit« war – bis seine Schüler in braunen Uniformen antraten und der Hitlergruß im Seminar ihm als »Entschlossenheit zum Wesen des Seins« erschien. Er hörte den Ruf der Stunde. Zum Rektor seiner Universität bestellt, pries er, in kurzen Hosen und Schillerkragen unter lauter Uniform- und Talarträgern, den Aufbruch der akademischen Jugend: sie stehe zu ihrer Berufung und lebe aus dem Willen, Zucht und Erziehung zu finden, die reif machen zur geistig-politischen Führerschaft. »Die Bezeugung des Menschseins und damit sein eigentlicher Vollzug geschieht aus der Freiheit der Entscheidung. Diese ergreift das Notwendige und stellt sich in die Bindung eines höchsten Befehls.«
Wie aber sollte die »Umwälzung des deutschen Daseins« geschehen in einer Welt, die doch unter dem Fluch der Technik stand, des Verfallens und Versinkens? Wie war es denkbar, daß die »innere Wahrheit und Größe« des Nationalsozialismus gerade in der »Begegnung der planetarisch bestimmten Technik und des neuzeitlichen [also nihilistischen] Menschen« gesehen

wurde von einem, der in beiden bisher nur Verrat am Eigentlichen zu sehen vermochte? Sein »entschlossener Einsatz« in der Hoffnung, daß gerade »in höchster Gefahr das Wesen der Technik den möglichen Aufgang des Rettenden in sich birgt« – den totalitären Staat, der den Nihilismus bejahend überwindet –, er war ein Mißverständnis, aber der anderen. Die Umwälzung hatte der Prophet philosophisch verstanden, alles andere war Verfall.
Später sammelte er neue Schüler um sich, zur Feier des Seins und der Zeitkritik, diesmal nur geistig oder, lieber noch, folkloristisch. In einem Hochtal des Schwarzwaldes beschloß er – wieder Bauer unter Bauern – sein Leben im Frieden mit sich und grollend über die Welt da draußen, wo die Seinsvergessenheit waltete, wie es geschrieben stand. »Die Birke überschreitet nie ihr Mögliches. Das Bienenvolk wohnt in seinem Möglichen. *Erst der Wille, der sich allwendig in der Technik einrichtet,* zerrt die Erde in die Abmündung und Vernutzung und Veränderung des *Künstlichen.*«

Der vierte (1903-1969) hatte von Anfang an den gebrochenen, fremden Blick auf seine Gesellschaft, in der er ein Außenseiter war und bleiben wollte. In der Katastrophe, die der Faschismus angerichtet hatte, sah er nur einen Auswuchs des »totalen Verhängnisses«, das aus dem »totalen Verblendungszusammenhang« folgt, den der »universale Identitätszwang« erzeugt. Den Untergang dieser total verwalteten, verdinglichten, verhärteten Welt brauchte er nicht erst zu prognostizieren, er beschrieb ihn, und beschrieb damit zugleich den einzigen legitimen Ausweg: das Standhalten des Denkers vor dem Verhängnis, notfalls durch Mimikry an die Inhumanität.
Seine Schüler aber sahen einen anderen Ausweg aus der »gesellschaftlichen Totale«. Sie stellten seine jeder Praxis abschwörende Diagnose vom Kopf auf die Füße des Aktionismus und schonten auch ihn selber nicht.

– Herr Professor, vor zwei Wochen schien die Welt noch in Ordnung . . .
– Mir nicht.
– (. . .) Stößt Sie nur die Form ab, mit der die Studenten heute gegen sie vorgehen, oder stören Sie auch die politischen Ziele? (. . .)
– Ich habe neulich in einem Fernsehinterview gesagt, ich hätte zwar ein theoretisches Modell aufgestellt, hätte aber nicht ahnen können, daß Leute es mit Molotow-Cocktails verwirklichen wollen. Dieser Satz ist unzählige Male zitiert worden, aber er bedarf sehr der Interpretation. (. . .) Ich habe in meinen Schriften niemals ein Modell für irgendwelche Handlungen und zu irgendwelchen Aktionen gegeben. Ich bin ein theoretischer Mensch (. . .) Ich versuche das, was ich erkenne und was ich denke, auszusprechen. Aber ich kann es nicht danach einrichten, was man damit anfangen kann und was daraus wird. (. . .)
– Aber Sie haben einmal gesagt, die kritische Theorie solle »den Stein aufheben, unter dem das Unwesen brütet«. Wenn die Studenten nun mit diesem Stein werfen – ist das so unverständlich?
– Unverständlich ist es sicher nicht. Ich glaube, daß der Aktionismus wesentlich auf Verzweiflung zurückzuführen ist, weil die Menschen fühlen, wie wenig Macht sie tatsächlich haben, die Gesellschaft zu verändern. Aber ich bin ebenso überzeugt davon, daß diese Einzelaktionen zum Scheitern verurteilt sind. (. . .)

– Wenn Einzelaktionen also sinnlos sind, bleibt dann nicht nur »kritische Ohnmacht«, wie sie der SDS Ihnen vorgeworfen hat?
– Es gibt einen Satz von Grabbe, der lautet: »Denn nichts als nur Verzweiflung kann uns retten.« Das ist provokativ, aber gar nicht dumm. – Ich kann darin keinen Vorwurf sehen, daß man in der Welt, in der wir leben, verzweifelt, pessimistisch, negativ ist. Eher sind doch die Menschen beschränkt, die krampfhaft die objektive Verzweiflung durch den Hurra-Optimismus der unmittelbaren Aktion überschreien, um es sich psychologisch leichter zu machen. (. . .)
– Bisher, so formulierte einmal Ihr Freund Habermas, hat sich Ihre Dialektik an den »schwärzesten Stellen« der Resignation, dem »destruktiven Sog des Todestriebes«, überlassen.
– Ich würde eher sagen, daß der krampfhafte Hang zum Positiven aus dem Todestrieb kommt.
– Dann wäre es die Tugend der Philosophie, dem Negativen ins Auge zu sehen, aber nicht, es zu wenden?
– Die Philosophie kann von sich aus keine unmittelbaren Maßnahmen oder Änderungen empfehlen. Sie ändert gerade, indem sie Theorie bleibt.

So sagte er's wenige Monate vor seinem plötzlichen, schönen Tod (zitiert nach *Der Spiegel* 19/1969). Kurz darauf erstickte auch der Aktionismus in den Nischen seiner Pseudo-Spontaneität, wie vom Meister vorausgesagt. Nur das gesellschaftliche Unwesen zeugte sich fort: buchstabengetreu.

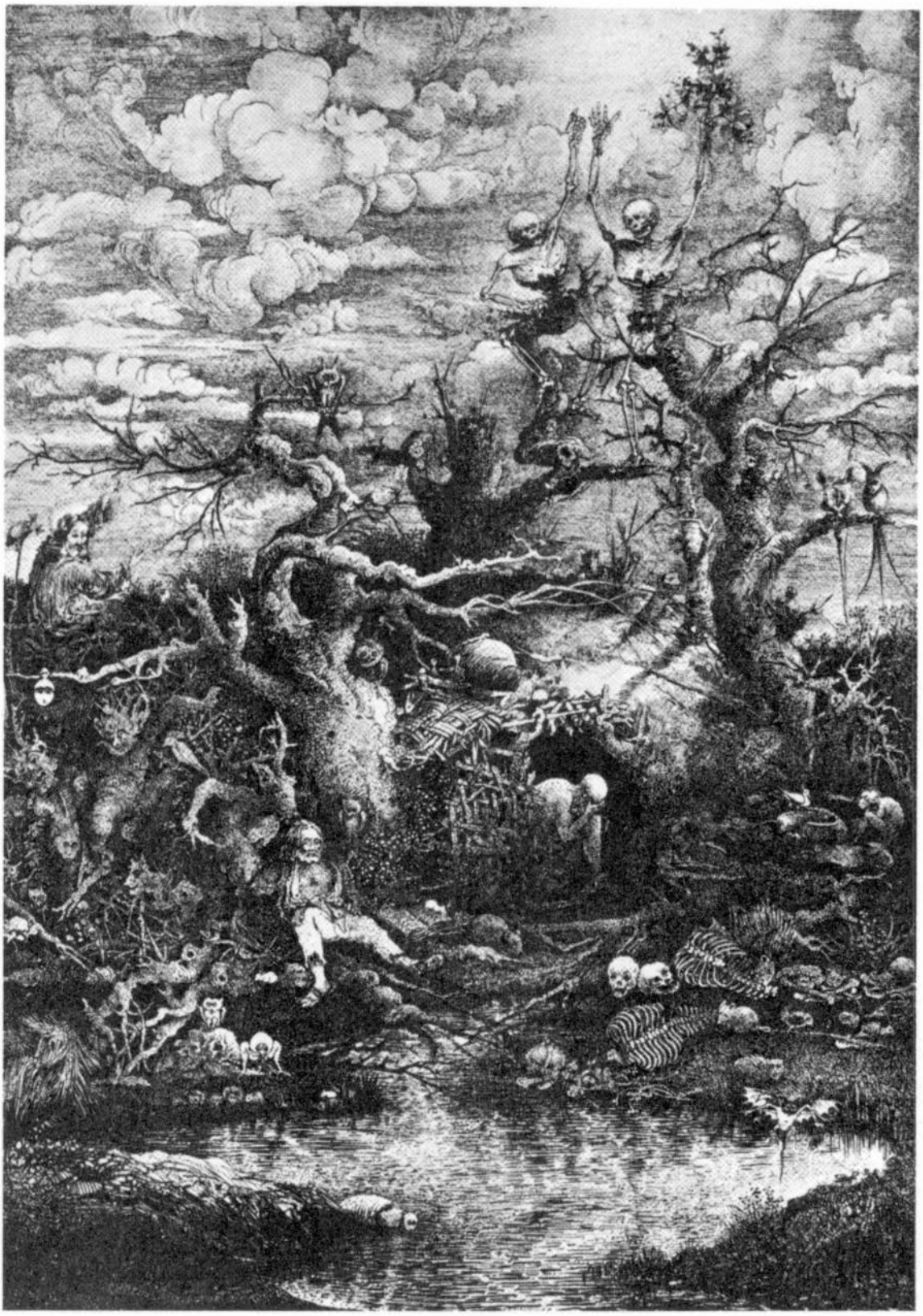
Gustave Doré, Der Blick nach Jahrtausenden, 1872

Vier Propheten des Untergangs – vier Utopisten des Heils, in aufsteigender Linie. Das Utopische besteht – wider alle Vernunft und Raison – in der trotzigen Erwartung irgendeiner Rettung durch Wiederkehr, Regression, Eingedenken, Standhalten. *Denn nichts als nur Verzweiflung kann uns retten.* Wo aber Rettung beschworen wird, ist auch der Gedanke an Opfer nicht fern, die (selbstredend) andere bringen sollen: »Sich selbst beherrschen muß man, um einer Idee dienen zu können, zu innerlichen Opfern aus *Überzeugung* bereit sein«, dozierte der *erste* (1933); vom »großen Gefühl für Opferbereitschaft und Verlust des Ich an das Totale« schwärmte der *zweite* (1933); denn »das Opfer ist die allem Zwang enthobene, weil aus dem Abgrund der Freiheit entstehende Verschwendung des Menschenwesens in die Wahrung der Wahrheit des Seins für das Seiende«, raunte der *dritte* (1935). Nur der *vierte* verweigerte sich solchen Projektionen, weil er aller Praxis abgeschworen hatte: »Glück ist er (der Gedanke), noch wo er das Unglück bestimmt: indem er es ausspricht. Damit allein reicht Glück ins universale Unglück hinein« (1969) – womit er es freilich nicht wendet.
Doch unbekümmert um die Litanei aller Nieder- und Untergänge geht das Leben weiter. Weiter hinab? Niemand weiß es. Auch die *prophets of doom*, deren Zahl Legion ist, wissen es nicht. Die Faktizität spricht eher gegen sie. Sollte man sie dann nicht lieber auslachen als anhören und erhören? Wenn Adorno die Trennung von Theorie und Praxis als großen Fortschritt in der menschlichen Geschichte bezeichnet, hat er zumindest insofern recht, als die willkürliche Wiedervereinigung der beiden in aller Regel zur Barbarei führte, sei's nun bei Hitler oder Stalin, bei Pol Pot oder Chomeini. Mindere Formen solcher Wiedervereinigung aber sind alltäglich. Bei Individuen spricht man dann von Tick oder Paranoia, bei Kleingruppen von Sektierertum, bei sozialen Klassen von Ideologie, bei Völkern von Nationalgefühl oder Werteordnung usw. – die Masse machts. Je mehr an eine Idee glauben, desto besser. Oder desto schlimmer. Denn Ideen taugen nicht für den Glauben.
Tatsächlich aber werden sie immer wieder als Glaubensartikel mißbraucht. Wir starren so argwöhnisch auf jeden Versuch der (politischen oder privaten) Praxis, den Geist zu kontrollieren, daß wir das Umgekehrte, die Kontrolle der Praxis durch den Geist, kaum noch wahrnehmen. Sie tritt vor allem in gesellschaftlichen Krisensituationen auf den Plan: weniger durch Usurpation seitens des Geistes als durch Unterwerfung seitens der Praxis. So geraten sie in ein Betreuungsverhältnis zueinander, das beide verdirbt. Am Ende muß dann der Geist, von dem die Praxis sich ihre Rechtfertigung holte, sich seinerseits vor dieser rechtfertigen – falls er noch Gelegenheit dazu hat im Mahlstrom des Untergangs, den er beschwor und sie vollzieht.

Daß es selten so weit kommt, liegt nicht an der Geistferne der Praxis, sondern an der Praxisferne des Geistes. Das ist unsere Chance zu überleben, wenn es denn sein soll.

Gesammelte Einwände und Zwischenrufe

»Wat für'n idealistischer Quark, den Geist so absolut zu setzen und daneben die Praxis! Komm mal zu uns in'n besetztes Haus, da kannste sehn, was'n guter Geist ist! Und nix mit Untergang, der kommt von draußen!«
Was ich beweisen wollte.
»Wenn ich Sie richtig verstanden habe, sagen Sie doch, daß der Geist im Wesen negativistisch ist. Einmal abgesehen von Ihrem Geist-Konzept, das mir fragwürdig, weil nicht operationalisierbar erscheint: Ist nicht Ihre ganze Konstruktion geschichtslos, insofern Sie auf anthropologische Konstanten abheben, im Sinne der strukturalistischen Hypostasierung von . . . (unverständlich) . . . Mytheme . . . (unverständlich) . . . wodurch die Sozialrelevanz und innovatorische Funktion der geistigen Arbeit tendenziell negiert wird?«
Auch ein alter Hut kann modisch sein. Er wird dadurch nicht neu.
»Warum machst du dich lustig über alle, die echt Angst haben heute? Du, das geht quer durch die Bevölkerung, z. B. in Brokdorf oder in Bonn – das müßtest du mal erlebt haben!«
Gut. Wann ist euer nächster Angsttermin?
»Sie sagen am Anfang, implizit, die Produzenten von Geist seien verrückt, und am Ende deuten Sie an, die Konsumenten von Geist seien verrückt. An welcher Verrücktheit leiden Sie nun selber?«
Vielleicht an einer dritten.
»Sie bezweifeln also, daß die Untergangsprognosen, ob nun von Wissenschaftlern oder Philosophen, ernst zu nehmen sind?«
Ich unterscheide nur zwischen »ernst nehmen« und »beim Wort nehmen«. Wer letzteres tut, kann den Untergang dieser ganzen Scheiße nur wünschen und befördern.
»Auch wenn du den Adorno oder *Global 2000* nicht beim Wort nehmen willst, du kannst nicht leugnen, daß die Zeichen schlecht stehen, daß der Untergang unserer Welt nicht nur denkbar, sondern geradezu greifbar ist. Falls es nun wirklich dahin käme: was könnten wir tun?«
Untergehen. Wenn möglich mit Würde.



Rodolphe Bresdin, La Comedié de la Mort, 1854

Stefan Welzk
Weiter geht's auf alle Fälle
Über die Unmöglichkeit des Untergangs aus naturwissenschaftlicher Sicht

Daß der globalstrategische Schlagabtausch fin du tout, doomsday sei, diese populäre Vorstellung ist so unzüchtig egozentrisch, daß man sich ihrer nur schämen kann. Art und Ausmaß der Verwüstung hängen natürlich vom nuklearen Szenario ab. Aber die Wahrscheinlichkeit ist erdrückend, daß trotz der Variantenvielfalt, die in den Stäben gehandelt wird, der Großteil der einsatzfähigen Sprengsätze auch hochgeht. Wir gehen deshalb im folgenden von diesem Sachverhalt aus.
Entscheidend ist, ob höheres Leben als solches in Frage gestellt wird oder nicht – »höher« hier in etwa verstanden als oberhalb der Erdoberfläche und der Wirbellosen. Dies läßt sich schwer abschätzen, ist jedoch eher unplausibel. »Würden alle sowjetischen Mittelstreckenraketen in Bodenexplosionen gleichmäßig verteilt in der Bundesrepublik Deutschland eingesetzt, so wäre die Radioaktivität im Mittel etwa 30 000 rem. Aber bereits bei 1000 rem wären die meisten Säugetiere tot, zwischen 3000 rem und 10 000 rem liegt der tödliche Wert für Gras, Mais, Weizen, Kartoffeln, Kiefern und eine Reihe weiterer Pflanzen. Bestimmte Insekten, Hefen und Bakterien würden auch bei 30 000 rem überleben« (Philipp Sonntag, »Zivilverteidigung – technokratische Kriegsvorbereitung oder humanitäre Selbstverständlichkeit?«, *Zivilverteidigung* 1982,1). Für eine vergleichbare Strahlenbelastung der gesamten biologisch erschlossenen Landmasse ist offenbar auch die in absehbarer Zukunft verfügbare atomare Schlagkraft zu schwach, zumal diese mit Sicherheit schwerpunktmäßig eingesetzt wird. Wenn die Kontamination die genannte Intensität und Homogenität nicht erreicht, mag eine Anzahl von Tierarten mit sehr spezifischen und geographisch engen ökologischen Nischen – etwa der Eleonorenfalke oder der tasmanische Wombat – ausgelöscht werden. Daß hingegen so unspezialisierte, adaptionsfähige und deshalb gemeine Arten wie Wanderratte, Mensch oder Sperling betroffen sind, das letzte Hochtal in Zentraljava oder Tibet entleert wird, ist kaum anzunehmen. (Züge der Pest haben gelegentlich bis zu 75 Prozent der Bevölkerung Europas ausgelöscht, eine Trefferquote, die weder das Hochgehen einer Wiederaufbereitungsanlage noch der Nuklearkrieg erheblich übertreffen dürfte.)
Überdies wird im Zuge der allgemeinen Hysterie und Endzeitpsychose die

Rekonvaleszenzfähigkeit auch höherer Arten gegenüber Strahlenschäden wohl grob unterschätzt. So haben etwa Versuche mit bestrahlten Rinderherden am Comparative Animal Research Laboratory in Oak Ridge (dem Ort der ersten Kernwaffenproduktion) ergeben, daß – trotz zunächst deutlich veränderter Hämogramme der Tiere nach fünf Jahren – bis zum Versuchsende (12 Jahre) keinerlei Differenzen zum Kontrollensemble mehr nachweisbar waren; dies bei einer Dosis, die bei Mäusen die mittlere Lebenserwartung schon auf etwa zehn Tage verkürzt (Noonan et al., »Hematological Changes in Irradiated Cattle: A Twelf Year Study«, *Radiation Research* 1976, S. 626-633). Zugleich muß man auch differenzieren zwischen Dauerwirkungen und Beeinträchtigungen der Lebensfähigkeit. Beispielsweise wurden die Kehlköpfe junger (300 g schwerer) Kaninchen mit Cobalt 60 bestrahlt. Nach dem Erreichen eines Gewichts von 2,8 kg wurde das Tiermaterial fixiert und der Kehlkopf herauspräpariert. Bei 500 Röntgen (R) ergab sich eine geringfügige, noch nicht signifikante Wachstumshemmung des Larynx, die zunächst bis 1000 R mit der Dosis korreliert war, dann jedoch bis 2000 R nicht mehr gesteigert werden konnte. »Nach 3000 R gingen alle Kaninchen an therapieresistentem Ödem mit konsekutiver Erstickung ein.« (Diese Arbeit wurde Prof. Dr. Dr. hc. Dr. hc. Dr. hc. Boris Rajewsky, dem Begründer der deutschen Strahlenbiologie und Direktor des Max-Planck-Instituts für Biophysik, zum 70. Geburtstag gewidmet.)
Auch im supraletalen Bereich weist die »Dosisleistungs-Effekt-Kurve« bei höheren Tieren quasi unspezifisch einen breiten Konstanzbereich aus. Die infolge Strahleneinwirkung auf 3-5 Tage abgesunkene Lebenserwartung erfährt auch bei einer Steigerung der Dosis auf mehr als das 10-12fache keine weitere Verkürzung (der bekannte, von Rajewsky ermittelte 3,5-Tage-Effekt). »Erst am Ende dieses Strahlungsdosisbereichs tritt ein neues Symptom der Strahlenwirkung – die klonisch-tonischen Krämpfe auf . . . Bei weiter wachsender Dosis vermindert sich die Überlebenszeit sehr schnell« (K. Heuss, »Mathematische Behandlung der Überlebenskurve von Mäusen nach einmaliger kurzer Ganzkörperbestrahlung«, Max-Planck-Institut für Biophysik Frankfurt, *Biophysik* 1966, S. 232 ff.). Mögen derartige Versuchsreihen für das Alltagsempfinden auch etwas Befremdliches haben, so ist es doch eben das Amt der Wissenschaft, das »Undenkbare« einer seine Strukturen freilegenden Analyse zu unterwerfen, es zu quantifizieren. »Gibt man Versuchstieren einmalig kurz 1000 R als Ganzkörperbestrahlung, so sterben die Tiere in der Regel 3-5 Tage nach der Bestrahlung. Wiederholt man diese Bestrahlung täglich, so wird die Überlebenszeit infolge des 3,5-Tage-Effektes (Rajewsky) kaum verändert, folglich akkumulieren die Tiere bis zu ihrem Tode etwa die vierfache Dosis. Bei kontinuierlicher Dauerbestrahlung mit 1000 R/Tag findet man etwa das gleiche Ergebnis. Mole hat in diesem Zusammenhang den Begriff der *wasted radiation* eingeführt«

(Heuss, »Zur Frage der Erholungsvorgänge bei Dauerbestrahlungen«, *Biophysik* 4, S. 146 ff.). Evolutionär und deshalb auch hinsichtlich der Radiosensibilität ist die Differenz zwischen Mensch und Maus oder Ratte eher gering. Deshalb berechtigten solche Resultate zu der Hoffnung, daß Soldaten nach Erhalt einer derartigen letalen Dosis aus dem Konstanzbereich, die mithin nicht zum Schnelltod (Sekunden oder Minuten) führt, noch diese 3-5 Tage sich im kontaminierten Gelände aufhalten und ihren Gefechtsauftrag wahrnehmen können, ohne zusätzliche radiogene Schädigungen zu erfahren. Es mag diese kurz bemessene Zeit der Schwerpunkt ihrer sozialen Leistung und deshalb mitnichten unerheblich sein.
Selbstverständlich setzen Überlegungen dieser Art voraus, daß nach der Initialphase einer atomaren Auseinandersetzung überhaupt noch etwas zu Verteidigendes existiert. Die Wahrscheinlichkeit dafür hängt gewiß von der Qualität des Zivilschutzes ab, wird jedoch in der Öffentlichkeit geradezu grotesk unterschätzt. Prof. Dr. Wolfgang Pohlit von der Gesellschaft für Strahlen- und Umweltforschung, zweifellos eine der führenden Persönlichkeiten auf diesem Gebiet, untersucht in der jüngsten Nummer der Zeitschrift *Zivilverteidigung* die Höhe der Strahlendosen in bestimmten Abständen vom Detonationsort einer taktischen Nuklearwaffe:

»Wird eine solche Waffe am Rand einer kleinen Ortschaft mit z. B. 10 000 Einwohnern eingesetzt, so erhielten einige hundert Menschen Strahlendosen über 5 Gray, wenn sie sich praktisch ungeschützt im Freien aufgehalten hätten. Sie benötigen dann innerhalb der nächsten Tage eine intensive medizinische Behandlung, wobei die richtige Auswahl und Einteilung der bestrahlten Bevölkerungsgruppen zunächst eine schwierige Aufgabe darstellten.
Befand sich die Bevölkerung bei der Detonation dagegen in Kellerräumen, so kann dort mit einem Schutzfaktor von 100 bis 500 gerechnet werden. Damit schrumpft die Zahl der betroffenen Personen von einigen Hundert auf praktisch Null. Das Problem der Strahlenschäden, das bei mehreren hundert Betroffenen das Ausmaß einer praktisch nicht mehr zu bewältigenden Katastrophe für die betroffene Ortschaft und die dort tätigen Ärzte und Hilfskräfte annimmt, entfällt damit fast vollständig bzw. wird mit vertretbarem Aufwand lösbar.
Das Aufsuchen unterirdischer Räume – und dazu zählen auch ganz einfach zugerichtete normale Kellerräume – ist also die allerwichtigste Schutzmaßnahme. Sie kann die Hauptgefahrenquelle eines künftigen Krieges praktisch beseitigen.
Durch sachliche Information der Bevölkerung über Strahlenwirkungen und Strahlenschäden wie auch über die Möglichkeiten für einen Strahlenschutz sollte es möglich sein, die hauptsächlich aus einer Unkenntnis stammende unbewußte Angst vor diesem neuen, das Leben bedrohenden Faktor zu relativieren, d. h. in ein angemessenes Verhältnis zu anderen bedrohenden Einflüssen zu bringen . . .
Insgesamt sollte es dadurch möglich sein, das Vertrauen der Bevölkerung und der Einsatzkräfte in ein Verteidigungskonzept, wie es die Bundesrepublik heute besitzt, zu stärken, es jedenfalls nicht von vornherein als sinnlos einzustufen, falls eine Bedrohung mit nuklearen Waffen erfolgt.« (Wolfgang Pohlit, »Strahlenwirkungen und Strahlenschutz im Katastrophenfall«, *Zivilverteidigung* 1, 1982, S. 39)

Wenn bereits für Deutschland, das im Atomkriegsfall vermutlich die höchste Strahlenbelastung pro Quadratkilometer aller Nationen erfahren wird,

mit derart geringfügigen Maßnahmen die Hauptgefahren für die Menschen sich praktisch beseitigen lassen, ist eine schwere Schädigung der Biosphäre im globalen Maßstab kaum zu erwarten.
Des weiteren haben Versuchsreihen mit Mäusen, die einer supraletalen Ganzkörperbestrahlung ausgesetzt worden sind, ergeben, daß sich deren mittlere Lebenserwartung auf 8,2-8,9 Tage steigern läßt, wenn ihnen zwei Wochen vor dem Bestrahlungstermin über das Trinkwasser Streptomycin oder andere Antibiotica verabreicht werden. (Mastromarino und Wilson, *Radiation Research* 1976, S. 329-338). Dieser Schutzeffekt ist nachweislich nicht darauf zurückzuführen, daß die von der Strahlung paralysierte körpereigene Infektionsabwehr ersetzt und damit die ansonsten hochwahrscheinliche postradiale Infektion eliminiert wird. Mithin ist nicht auszuschließen, daß eine prophylaktische Verabreichung entsprechender Antibiotica an die Truppe deren Einsatzfähigkeit an der Peripherie eines Kernwaffenschlages signifikant verlängern kann. Zudem hat sich in Tierversuchen eine Steigerung der Strahlungsresistenz auch durch spezielle Proteindiäten nachweisen lassen (Pageau und Bounous, *Radiation Research* 1976, S. 267-273). Bemerkenswert ist weiterhin, daß bei Mäusen die Lebenszeitverkürzung nach einmaliger Ganzkörperbestrahlung mit 300 R vom Alter zum Zeitpunkt der Bestrahlung abhängt; sie nimmt, gemessen etwa in Tagen pro Röntgen, mit zunehmendem Alter ab und erreicht lange vor der mittleren Lebenserwartung sehr niedrige Werte (Heuss, *Studia Biophysika* 2, S. 181). Daraus läßt sich – wieder eine ungefähre Übertragbarkeit auf Menschen vorausgesetzt – eine im Mittel höhere Überlebenszeit des Offizierskorps, des Steuerungs- oder ›Nerven‹-Systems der Streitkräfte, vermuten.
Abgesehen von derartigen Kurzzeitphänomenen, die lediglich im Fall der Gattung Mensch mit ihrer hohen sozialen Komplexität von überindividueller Bedeutung sein können und die deshalb nur bei einem globalen Verseuchungsgrad, der höheren Säugern das Überleben als Art gestattet, relevant sind, ist auch andern-, schlimmernfalls die Institution Leben schwerlich bedroht. Jeder kann durchdeklinieren, welche Lebewesen sich »zufällig« eines besonderen Schutzes erfreuen: für Flächen rasch abklingender Kontamination von den höheren Tieren etwa Maulwürfe, Panzerechsen, Schildkröten, deren Gehirn so extrem wichtig noch nicht ist und deren Rückenmark recht abgesichert liegt; von Arten, die sich ins Wasser zurückziehen können, wie der Axolotl, der auch im Larvenstadium entwicklungsfähige Eier zu zeugen, sich mithin fortzupflanzen vermag, über zahllose durch Chitinpanzer oder unter der Erde lebende Larven gesicherte Insektenarten bis hin zu Bärlappgewächsen, die 20 Jahre im Boden in Latenz bleiben, und den für Jahrmillionen verkapselungsfähigen Viren. Für jede vom Menschen erzeugbare Strahlungsintensität scheint es Lebensformen zu geben, die sich dieser entziehen.

Keinesfalls auch trifft die verbreitete Vorstellung zu, Lebewesen hätten keinerlei sensus für die weder sicht- noch riechbare Strahlenbedrohung. Bei Versuchen ließen Würmer, Kriechtiere, Gliederfüßler und niedere Wirbeltiere unter ionisierenden Strahlungen »Sofort-Reaktionen« erkennen, von Unruheerscheinungen bis zur Flucht (bzw. zum Kopfrückzug bei Schnekken). Die bis zum Reaktionseintritt erforderlichen Dosisleistungen und die notwendigen Strahlungsintensitäten variieren bei den Arten sehr stark (etwa von 5 R/sec. bei Mehlkäfern bis zu 600 R/sec. bei Schnecken; Bergeder und König, *Biophysik* 2, S. 239-246), doch hat sich ein klarer Zusammenhang zwischen Reagibilität und phylogenetischer Entwicklungsstufe nicht feststellen lassen. Aus den Publikationen ist nicht erkennbar, bei welchen Arten diese Reagibilität für das Überleben hinreicht, doch ist im Fall breiter Kontamination der Biosphäre zumindest für schnell reifende Species mit einer selektionsbedingt raschen Steigerung dieser Fähigkeit zu rechnen.
Einer vergleichsweise geringen Gefährdung ist die gesamte Lebenswelt des Meeres ausgesetzt, trotz der jedem Aquariumsfreund bekannten hohen Sensibilität vieler Fische für Temperaturschwankungen. Folglich werden Kernwaffenexplosionen nahe der Meeresoberfläche bestimmte Lebensräume von derart temperaturempfindlichen Organismen zunächst entleeren. Dabei handelt es sich jedoch um lokale Phänomene, die den Gesamtbestand einer Art nur in Ausnahmefällen bedrohen. Neben der unmittelbaren radialen und thermalen Belastung dürften einzelne Arten auch über Nahrungsketten durch die Akkumulation von fall-out-Produkten gefährdet sein. Von den etwa 12 000 Fischarten werden sich wohl zumindest die ältesten – Haie, Seedrachen, Rochen – als resistent erweisen. Doch hat sich das Leben bekanntlich aus dem Wasser heraus entwickelt, und insofern ist diese Biosphäre in gewissem Sinne autark, d. h ohne Zufuhr aus anderen Sphären beständig. Hinzu kommt der spezifische Schutz etwa zahlreicher Schalentiere, der Korallen, durch Wasser, durch Panzer und unspezifische Lebensbedingungen gesicherter Arten, die berühmte Zählebigkeit und Regenerationsfähigkeit der Krebse, Seesterne u. a. (Wir alle kennen z. B. aus dem Biologieunterricht die schönen Versuche mit Süßwasserpolypen, die sich auch im Mörser zerrieben wieder regenerieren; noch Stücke von einem Zweihundertstel des Tieres bilden sich in kurzer Zeit zum neuen Polypen aus.) Sie sind über die gesamte Erde verbreitet, von Grönland bis Sansibar, von den 4500 m hoch liegenden Seen und Bächen Tibets bis in 300 m Tiefe des Genfer Sees. Ihre Unvernichtbarkeit ist folglich gesichert. Daß Arten gefährdet sind, deren ökologische Nische in der Tiefsee liegt, ist gleichfalls nicht anzunehmen.
Unverkennbar lassen all diese groben Überlegungen auf einen RBE-Gradienten (eine Zunahme der »relative biological effectiveness«) der Strahlungswirkung in Richtung der phylogenetisch höheren Niveaus schließen;

mit anderen Worten, die Überlebensfähigkeit ist im Trend desto größer, je niedriger die betreffende Art in der Hierarchie der Entwicklung des Lebens liegt. Diese qualitative Vermutung wird durch Arbeiten von Kaplan, Dugan u. a. empirisch gestützt. Sie ermittelten eine klare Korrelation zwischen der Strahlungsdosis, die erforderlich ist, um eine Population auf das e^{-1}fache ihrer ursprünglichen Zahl zu reduzieren (dem D_{37}-Wert, sozusagen der »Halbwertdosis« der Gattung), und dem artspezifischen DNS-Gehalt (dem Umfang der die Erbinformation tragenden Kernsäure-Moleküle). Es ergab sich eine Relation der Art

$$D_{37} = a\, w^{-b},$$

wobei a und b Konstanten sind und w das Kernsäuregewicht in Dalton ist. Letzteres ist eindeutig vom Entwicklungsgrad bestimmt:

	DNS-Gehalt (Dalton)	D_{37}-Wert ($\times 10^3$rad)	Mutationsrate (pro Kopf und rad)
T 2 Phage (Virus)	$1{,}29 \times 10^6$	60,98	$1{,}075 \times 10^{-12}$
E. coli B/r (Bakterium)	$7{,}78 \times 10^9$	4,18	1×10^{-9}
Drosophila melanogaste (Larve der Obstfliege)	$1{,}02 \times 10^{11}$	2,16	$1{,}4 \times 10^{-8}$
Maus	$1{,}35 \times 10^{12}$	0,794	$1{,}7 \times 10^{-7}$
Mensch	$1{,}7 \times 10^{12}$	0,505	

(Trujillo und Dugan, *Radiation and Environmental Biophysics* 12, 1975)

Dies berechtigt zu dem Schluß, daß sich die biologische Wirkung eines Kernwaffenkrieges phylogenetisch als Regression darstellt.

Regressionen sind Reaktionen komplexer Systeme auf bestandsgefährdende Belastungen. Sie bestehen in der Dispensierung von Funktionen zum Zweck der Stabilisierung des Systems unter hohem Zeitdruck. Dabei können Ressourcen freigesetzt und Verhaltensspielräume gewonnen werden, um Extremsituationen durchzustehen, Umstrukturierungen und Umorientierungen vorzunehmen und oft auch Entwicklungsschübe vorzubereiten. Evolution geht mit funktionaler Differenzierung einher. Die Hierarchie der Funktionen entspricht oft der Zeitabfolge ihrer Ausbildung. Die defensive Vereinfachung der Systemstruktur durch funktionale Entdifferenzierung erscheint deshalb als – freilich niemals präzise – Wiederaufnahme verlassener Entwicklungsstadien.

Das Faszinierende des beschriebenen Vorgangs ist, daß nicht ein entwickeltes System, sondern das System Entwicklung regrediert, die gesamte »Geschichte des Lebens«. Auf welche Extrembelastung wird hier reagiert, und welcher Entwicklungsschub zeichnet sich ab? Diese Gesamtstruktur liegt für uns immer noch derart im Dunkel, daß bereits die Möglichkeit einer Selbststabilisierung durch Regression auf dieser umfassenden Ebene aufs äußerste überrascht. Die sie erfordernde Bedrohung hingegen ist ziemlich evident – die Zivilisation mit ihrer stetig und exponentiell zunehmenden

Vergiftung, Verödung, Vernichtung immer weiterer Lebensräume. Deren klar erkennbare Unfähigkeit, Sorge zu tragen, daß nicht eines ihrer zahllosen, durchaus marginalen Produkte die Ökosphäre global kippt, etwa durch Auflösen der Selbstreinigungsmechanismen des Meeres oder Zerstören des Ozonschildes durch irgendein Treibgas aus Spraydosen, auf das mühelos hätte verzichtet werden können, läßt wohl keine Alternative zwischen der Gesamtvernichtung des Lebens durch die Zivilisation und ihrer bloßen Selbstvernichtung.

Ohne Zweifel jedoch würde die beim atomaren Schlagabtausch auf globalstrategischer Ebene freigesetzte Strahlung den größten Mutationsstoß der Evolutionsgeschichte auslösen. Was dann kommt, ist nicht die Kakerlakenkultur, die Reduktion des Lebens auf seine dumpfesten Formen: ein unvorstellbarer Artenreichtum, eine Vielfalt von Spielformen des Lebens wird »ausgebrütet«. Gewiß sind 98 Prozent dieser Kreationen nicht lebensfähig, nach einer halben Generation weggesiecht, und vom Rest sind neun Zehntel noch vor der nächsten Sonnenfinsternis durch darwinistische Mechanismen »aus dem Verkehr gezogen«. Doch der Rest wird sein, als sei der Fächer der Natur jetzt erst aufgeschlagen. Es mag Monster darunter geben, die ihre ökologische Nische in Rekordzeit leerfressen und dann über sich selbst herfallend sich auslöschen – ähnlich dem Menschen, der kurzlebigsten Spezies, die wir kennen. Was aber überlebt, ist schön. (Man muß schon eine sehr utilitaristisch verformte Wahrnehmung haben, um Vogelspinne oder Haifisch häßlich zu finden. – Es mögen freilich auch Mikroben entstehen, die einen Code zur Auflösung fast allen Lebens haben – Veränderung ist immer auch riskant.) Die Annahme, die Natur habe die eindrucksvollsten Phänotypen bereits hervorgebracht, ist abwegig. Engpässe der Variationsmechanismen und nicht oder nicht nur die Strukturen der Lebensräume sind es, von denen die Artenvielfalt begrenzt wird.

Man mag sich fragen, ob eine solche Fabrikation neuer oder verbesserter Phänotypen nicht auch auf »friedliche« Weise, im Labor geschehen könne. In der Tat versuchen sich rings um den Erdball zahllose Institute für Radiobiologie am »mutation breeding«, hat wohl jede Atomforschungsanlage, von Karlsruhe und Jülich über Oak Ridge bis nach Tandojam in Pakistan, ihre Atomic Energy Agricultural Research Center, pflanzengenetische Abteilungen oder Bioengineering Programme, und deren Ertrag ist nicht unbedeutend. »Die meisten Untersuchungen der Wirkung von Strahlen auf lebende Zellen haben sich auf die Erforschung der Strahlenschäden beschränkt, von denen die für die normale Zellfunktion erforderlichen Prozesse beeinträchtigt werden . . . Neuerdings ist der Stimulationseffekt kleiner Dosen durch statistisch gut verifizierte Ergebnisse mit unterschiedlichen Objekten und Parametern wie etwa Pflanzenwachstum und Erträge bestätigt« (Zelles und Seibold, *Environmental und Experimental Biology* 16,

1976, S. 22). Mittels Gamma-Bestrahlung wurden Reissorten mit höheren Erträgen und verbesserten Kocheigenschaften entwickelt, wird an kommerziell verwertbaren Mutanten von Weizen, Hirse, Tomaten, Zuckerpflanzen, Erdnüssen, Blumen usw. gearbeitet (vgl. dazu zahlreiche Publikationen in *Radiation Botany).* Derartige induzierte Mutationen unterliegen jedoch selbstverständlich sehr speziellen Zielsetzungen. Dagegen stehen die für die Erzeugung neuer lebensfähiger Phänotypen höherer Tierarten durch mutation breeding erforderlichen Ensemblegrößen nicht zur Verfügung. Ein Haupthindernis wird durch die obenstehende Tabelle angedeutet: Zwar steigt die mutagene Effizienz von Strahlungen mit der Entwicklungsstufe (es hat sich hier ein überraschend klarer mathematischer Zusammenhang zwischen Mutationsrate und artspezifischem DNS-Gehalt ermitteln lassen), doch nimmt eben auch die Radiosensitivität, mit anderen Worten die Vernichtungsquote, mit dem phylogenetischen Niveau zu. In leicht spekulativer Manier ließe sich vermuten, daß folglich bei höheren Lebewesen zur Erzeugung neuer Phänotypen kraft induzierter Mutation ein nennenswerter Prozentsatz der gesamten Population der Art in historisch überblickbaren Zeiträumen dem Versuch unterworfen werden müßte, und dies ist offensichtlich nicht möglich.

Man mag es mithin als einen genialischen Kunstgriff der Natur erkennen, sich mit demselben Zerstörungsakt sowohl die Zivilisation vom Hals zu schaffen als auch der Evolution auf die Sprünge helfen zu lassen. Es ist dies vielleicht der »Schöpfungszweck« des Menschen, doch bedingt eine solche Sicht die Abkehr vom alten Traum des Menschen als Mittelpunkt des Alls, ein Begreifen der Natur als des Mittelpunkts auch des Menschen.

Weite Gebiete der Erde werden für länger unbewohnbar sein, undurchquerbar für nahezu alles Leben. Die Konsequenz sind viele Australien, glückliche Inseln der Evolution, die ihre eigenen Artensysteme und Biotope entfalten, ausreifen lassen können, bis sie nach Rückgang der Radioaktivität in den sie trennenden Landstrichen und Gewässern miteinander in Austausch und Konkurrenz treten. (Schutzwälle, Isolation sind eine von Biologen seit langem erkannte Bedingung evolutionären Reichtums.) Der Turm zu Babel, lange vor seiner Vollendung zertrümmert, zerbrochen von der eigenen Schwerkraft, von Gleichgewichtsmängeln, fehlender Harmonie in den blinden, massenhaften Anstrengungen der Bauleute, hatte Sprachverwirrung ausgelöst. Die Menschen, soweit nicht von den Trümmern erschlagen, verstanden einander nicht mehr, flohen auseinander. Es entstand die Vielfalt der Völker und Kulturen. Der ungeheure Bau der Zivilisation, für den die Welt ausgeplündert, homogenisiert, verarmt wird – wer sieht nicht die Risse im Fundament, in den Pfeilern, nimmt nicht wahr, daß Statiker, Planer, Macher längst den Kontakt zueinander verloren haben? Brechen seine Trümmer auf diese Erde hinunter, werden sich die Fragmente des Lebens,

Aminosäuren, Nesselfäden, Subkulturen zu neuen originären Ordnungen fügen? Ein Verweis auf die bisherigen Kriege kann hier nur metaphorisch sein. Wie groß auch immer das Ausmaß der Zerstörung war, die Schnelligkeit der Nachkriegsrekonstruktion übertraf alle Erwartungen, und zumeist hätte die zweite Nachkriegsgeneration nicht mit der Vorkriegsgeneration tauschen mögen, so evident war der Zugewinn. Wird sich das Puzzle der Schöpfung zu neuen Kosmen fügen, oder war, was heute kaum einer noch glauben mag, das Ereignis von Evolution ein Zufall?

Gustave Doré, Inferno, 1861

Karin Struck
Kindheits Ende. Journal einer Krise
Erstausgabe. edition suhrkamp 1123. DM 18,–
»childhood's end: your fantasies merging harsh realities«
Pink Floyd
»Nichts läßt sich wiederholen, aber das meiste hat sich leider wiederholt, vor allem das Unglück, und deshalb will ich noch einmal, um den Kreis zu schließen, in der Art des Anfangs (ich spreche von Klassenliebe) die Brücke schlagen zum Neuanfang, um am Ende sagen zu können: Jetzt bin ich frei von den Fußangeln meines veralteten Kindheitsschmerzes.«

Veranda Spuk
Mein Flirt mit einem ganz bestimmten Superstar oder Der heilige Pappkarton im Bettlaken
Erstausgabe. suhrkamp taschenbuch 805. DM 10,–
27.4.81 Sehr geehrte Damen und Herren, dies ist »mein Flirt mit einem ganz bestimmten Superstar oder mein heiliger Pappkarton im Bettlaken« und erzählt sich nahe einem Märchen aus dem Tage. Das Mädchen des Erzählten nannte ihren Superstar-Freund erstmals halbversehentlich Pappkarton, machte es sich von nun an bequem, mit Kissen und so. Davor war sie allerdings sehr klein, war auch erst 12 oder 13 Jahre alt. Aus diesem Alter stammen die ersten vorliegenden Seiten ...

Der Ernst des Lebens
Verständigungstexte. Herausgegeben von Ruth-Esther Geiger und Hartmut Klenke
Erstausgabe. suhrkamp taschenbuch 771. DM 8,–
Der Band enthält Beiträge zur Realität eines Drohbegriffes: Beschreibungen; Weigerungen, ein Ziel anzusteuern, das immer schneller erreicht werden soll. Wann wirst du endlich erwachsen? Die Autoren, zwischen 15 und 60, schreiben über Liebe und Sexualität, über Lehrjahre und Beruf, über Widerstand und Kinderträume und über das Scheitern. Endstation Ernst des Lebens? Aussteigen!

SUHRKAMP TASCHENBUCH VERLAG

Hans Magnus Enzensberger
Verteidigung der Normalität

Normalerweise hätte ich mich nie auf eine solche Sache eingelassen, aber . . . Andererseits finde ich es ganz normal, daß er sich das auf die Dauer nicht gefallen läßt . . . Normalnull, -spur, -schall, -uhr, -wald, -kurs, -druck, -film . . . Unter normalen Umständen wäre der Leitantrag glatt durchgegangen . . . Ein normales Kind fängt in diesem Alter zu sprechen an . . . Die Lage in Nicaragua hat sich normalisiert . . . Ich habe dir immer gesagt, daß Gudrun nicht mehr ganz normal ist.

»*Normal/abnorm:* an diese beiden Termini kann man kaum denken, ohne sich sogleich vom einen auf den andern verwiesen zu sehen, und zwar dergestalt, als schlössen die beiden einander einfach aus. Eingeklemmt zwischen dem Freudschen Unbewußten, der Marxschen Ökonomie und Nietzsches Willen zur Macht, hat die Normalität in der zeitgenössischen Philosophie keinen guten Ruf. Man zieht das Perverse dem Heiligen, das Abnorme dem Normalen, den Wahnsinn der Banalität vor. Die Normalität scheint ihren Bezugspunkt stets in den herrschenden Verhältnissen zu finden; insofern verfügt sie weder über den Charme des Ungehorsams noch über die kreativen Tugenden der Innovation. Aber eine derartige Dichotomie macht sich die Sache zu leicht; denn ganz egal, ob man nun zum Bundestagsabgeordneten oder zum Wolfsmenschen wird, man kann zum einen oder zum andern nur werden, indem man eine Norm durchschreitet; auch Victor d'Aveyron, das ›wilde Kind‹, auch Einstein sind zu dem, was sie sind, nur dadurch geworden, daß sie sich einem bestimmten gesellschaftlichen Medium anheimgaben, das sie verschluckt, dressiert, abgerichtet, erzogen hat . . .«
Enciclopedia Einaudi. Band IX. Artikel *normale/anormale.* Turin 1979.

Frau Gretel S., siebzig, geschieden, zwei erwachsene Söhne, einen jüngeren Bruder, von Beruf »Raumpflegerin«, ihr Rentenanspruch beläuft sich auf DM 384 pro Monat, sagt: »Ich könnte überall leben, wenn es sein muß.« Politische Einstellung: »Immer dieselbe Scheiße.« Arbeitet grundsätzlich schwarz; »Steuern kann ich mir keine leisten, muß mich um meine Kinder kümmern« (Schulden Ratenzahlungen Alimente usw.).

Verfügt über eine hervorragende Kenntnis der bürgerlichen Gesellschaft, diagnostiziert auf den ersten Blick Ehekrisen, Geiz, Alkoholismus, Unzucht, Opportunismus, Besitzverhältnisse usw. Fürchtet sich in keiner Weise vor Katastrophen, rechnet aber jederzeit mit dem Ausbruch eines Krieges. »Hatte immer alles, was ich brauchte, auch nach der Bombardierung, Butter, französischen Cognac, Bettwäsche, alles.«
Neigt zur Umverteilung: Wenn Kleiderbügel fehlen, bringt sie stillschweigend Kleiderbügel mit, aus Häusern, in denen zu viele Kleiderbügel vorhanden sind. Äußerst ordentlich, betrachtet den Schmutz als persönlichen Feind, insofern ideale Voraussetzungen für ihren Beruf. Ideologisch unberechenbar, wiederholt gelegentlich Phrasen aus der Weimarer Republik, aus dem Dritten Reich, aus der Nachkriegszeit, aus der *Bild-Zeitung;* doch verwendet sie dieses Material rücksichtslos für ihre eigenen Zwecke, so daß ihre Konstruktionen einer Reihe von ad hoc errichteten Bretterbuden gleichen, die über Nacht aus gestohlenen Trümmern errichtet und am Morgen wieder abgerissen werden. Gesamteindruck: Anarchische Selbsttätigkeit.
Schläft von abends sieben bis morgens vier Uhr, hört dann im Bett Radio. »Wenn es Krieg gibt, gehe ich ins Stubai-Tal, zu Fuß. Ein alter Bekannter, Hotelbesitzer, hat immer ein Bett für mich. Ich rate Ihnen, legen Sie sich ein Kilo Pfeffer hin, das kann ich Ihnen günstig besorgen. Pfeffer ist immer das erste, was fehlt, den tauschen Sie dann beim Metzger oder beim Bauern gegen Fleisch, Butter. Mit einem Kilo können Sie ein ganzes Jahr lang durchkommen.«

Der Begriff der Normalität ist ein terminologischer Pudding, eine breiförmige Masse, die unter der Hand erstarrt, aber schwabbelig bleibt und zerfällt, sobald man sich ihr mit einem harten Instrument nähert. Ein definierender Zugriff hat keine Chancen. Normalität wird einem eingebrockt, man kann sie nur auslöffeln.
Das begriffliche ABC, das wir in einschlägigen Fibeln finden, primäre und sekundäre Sozialisation, Unterdrückung, frühkindliche Prägung, weiße Pädagogik, schwarze Pädagogik, Dressur, gesellschaftliche Vermittlung, ist inzwischen selber schon puddingförmig, selber schon Normalität.

Kleines Historisches Wörterbuch zur Beschreibung des Normalen Menschen:
Kleiner Moritz, Otto Normalverbraucher, Lieschen Müller
Stinknormal, spießig, passiv, stumpf, stumpfsinnig
Jasager, Philister, Herdenmensch, Hinterwäldler, Spießer
Platter Materialismus, Kirchturmhorizont, Banausentum
Massenmenschen, Konsumidioten, Konformisten

Selbstverschuldete Unmündigkeit, niedrige Instinkte
Hefe des Volkes, Hammelherde, träge Masse
Verhetzt, vulgär, borniert, manipuliert
Leute, die nicht über den Tag hinausdenken
Mitläufer, Stimmvieh, Menschenmaterial, Krankheitsgut
Beschäftigte, Arbeitskräfte, werktätige Massen, Arbeiter der Stirn und der Faust
Volksgenossen und Volksgenossinnen
Muff, Mief, Kleinbürgertum, Schweigende Mehrheit
Durchschnittstyp, Dutzendmensch, Kleiner Mann, Mann von der Straße
Einfache Leute, Kleine Leute, gemeines Volk, Pöbel, Mob

Die Umkehrung dieser Bezeichnungen liefert ein Selbstporträt dessen, der sie erfunden hat. Derjenige, der den Normalen Menschen designiert, der darüber entscheidet, wer ein normaler Mensch ist und wer nicht, wäre mithin (in Auswahl) aktiv, sensibel, mündig, selbständig, kompliziert; er dächte weit über den Tag hinaus, ließe sich von hochherzigen Motiven leiten, lebte fern von der Welt des Konsums in einer Sphäre der Muße, der Kontemplation; eine gewisse Größe wäre ihm nicht abzusprechen; er käme nicht in großen Mengen, nicht einmal im Dutzend, sondern immer nur ganz vereinzelt vor, und über seinen Namen könnte man sich gar nicht erlauben, etwas Bestimmtes zu sagen; nur eines stünde fest: er hieße auf keinen Fall Moritz, Lieschen oder Otto.

Selbstzitat I: An einen Mann in der Trambahn (1956)
Wozu? Ich mag nichts wissen von dir, Mann
mit dem Wasseraug, mit dem Scheitel
aus Fett und Stroh, der Aktentasche voll Käse.
Nein. Du bist mir egal. Du riechst nicht gut.
Dich gibts zu oft. Im Treppenhaus dein Blick
hinter den Schaltern ist überall vor den Kinos,
ein Spiegel, mit gieriger Seife verschmiert.
Und auch du (nicht einmal Haß) drehst dich
zu den Nußbaumkommoden fort, zu Sophia Loren,
gehst heim voller Schweiß, voller Alpen-
veilchen und Windeln.

Ich habe nicht die geringste Ahnung, wer sie als erster verflucht hat, die Normalität; aber es sollte mich nicht wundern, wenn es ein Dichter gewesen wäre. (»Odi profanum vulgus et arceo« – das ist immerhin schon zweitausend Jahre her.) In diesem Fall war das, was er seinen Mitmenschen zu verstehen geben wollte, vermutlich das folgende.

Mich mit euch und euresgleichen in einem Atemzug zu nennen, fällt mir gar nicht ein. Bitte betrachtet mich in Zukunft als Außenseiter. Vornehm, wie ich nun einmal bin, möchte ich die Frage offenlassen, ob ich nur außerhalb der Normalität stehe, oder ob ich über sie erhaben bin. Jedenfalls möchte ich euch bitten, der Tatsache Rechnung zu tragen, daß ich eine gefährliche, heilige, subversive Person bin, die keinesfalls bereit ist, sich an eure Gewohnheiten, Regeln, Abmachungen zu halten. Ihr liebt die Sicherheit, ich liebe das Risiko; ihr gebt euch zufrieden mit dem *common sense*, mir ist nach einem weit, weit höheren Sinn zumute. Und bitte, wenn euch das nicht paßt, so könnt ihr mich ja mit eurer niedrigen Rachsucht, euerm heimlichen Neid verfolgen, ihr könnt mich steinigen oder vergiften. Tut euch in dieser Hinsicht nur keinen Zwang an. Indem ihr mich anders behandelt als die andern, und wäre es auch schlimmer, liefert ihr selbst den Beweis – falls es eines Beweises noch bedurft hätte –, daß ich nicht zu euch, den gewöhnlichen Leuten, gehöre.

Soweit die Rede des hypothetischen, unbekannten Autors, der das Außenseiter-Spiel erfunden hat. Wie alle guten Erfindungen, so hat sich auch die seinige rasch herumgesprochen, und es ist, wenn ich mir diesen Ausdruck erlauben darf, normal, daß der Einzigartige mit seinem Eigentum nicht lange allein blieb. Schüler hefteten sich an seine Fersen, Nachahmer, Fans, die es alle miteinander ablehnten, zum profanen Volk zu gehören, und die es für eine Beleidigung hielten, wenn ihnen jemand auf den Kopf zu sagte, daß sie Ganz Normale Leute waren.

Im Lauf der Zeit wurde die Situation immer kritischer. Es bildeten sich nämlich ganze Schulen, Cliquen, Fraktionen und Parteien, die für sich in Anspruch nahmen, daß sie außerhalb jeder Normalität stünden. Eigene Kneipen mußten her, eigene Klubs, Verlage, Ausstellungen, Zeitschriften, Museen, Feriendörfer, Kleiderläden, Restaurants. Ganze Pulks von Bohemiens, Décadents und Dadaisten bevölkerten die Boulevards. Bei diesem Gedrängel konnte es naturgemäß nicht immer friedlich zugehen. Es kam zu erbitterten Streitereien über die Frage, wer sich am eifrigsten von der Normalität losgesagt hatte, wer den anderen unähnlicher wäre als alle anderen. Mit zunehmender Konkurrenz stiegen die Ansprüche. Der Zwang zur Übertreibung brachte leider Gottes eine gewisse Hysterie mit sich. Der Kampf der Einzigartigen wurde dadurch verschärft, daß die Schiedsrichter mit der Stoppuhr auftraten. Es ging jetzt nicht mehr bloß um die Frage, wer einzigartiger, militanter, extremer war als die andern, sondern auch darum, wer schneller war in seiner Abweichung, in seiner Differenz. Nicht *daß* einer einen ganzen Roman schrieb, ohne den Buchstaben *e* zu verwenden; nicht *daß* einer in eine Dose schiß und sein Werk in die führenden Museen der Welt brachte, war ausschlaggebend, sondern ob er diese Leistung früher erbrachte als die Konkurrenz. Da ging es natürlich nicht ohne Rippenstöße

ab. Immer mehr Teilnehmer fanden sich auf der Aschenbahn der Avantgarde ein, und der Lärm nahm zu. Gleichzeitig wurden die Verfolgungen immer knapper; der Welt auf den Wecker zu gehen, wurde zunehmend schwieriger; immer mehr Zuschauer wandten sich achselzuckend von den Wettkämpfen ab.
»Dieser Roman ist eine Provokation!« – »Diese Inszenierung ist ein radikaler Versuch, mit eingefahrenen Verhaltensmustern zu brechen.« – »Diese Ausstellung ist ein Verstoß gegen die Sehgewohnheiten des Publikums.« Das Publikum nimmt all diese Provokationen, Brüche und Verstöße mit unerschütterlicher Gelassenheit hin, ebenso wie die Werbespots, die ein völlig neues Duschgefühl, Fahrgefühl, Zahnputzgefühl verheißen.

Aber auch abgesehen von solchen Paradoxien, in die sie ihr eigener Erfolg verwickelte – für sich allein hätten es die Künstler nie geschafft, die Normalität in die Ecke zu treiben und ihren Ruf so nachhaltig zu schädigen, daß sie für Millionen von Menschen, als eine Art von sozialem Mundgeruch, zum Stigma wurde. Aber inzwischen waren ganz andere Leute auf den Geschmack gekommen, Leute, denen weniger harmlose Mittel zur Verfügung standen als Pinsel oder Schreibmaschinen. Auch in der Politik tauchten im neunzehnten Jahrhundert Leute auf, die ganz vorne dran sein wollten, die das Risiko liebten, die das Bedürfnis hatten, den anderen, den normalen Dutzendmenschen zu zeigen, was eine Harke, was der Fortschritt, was die Befreiung war, das wahre Deutschland, der historische Augenblick, die große Zukunft, die klassenlose Gesellschaft, die Mission des Weißen Mannes, das Reich der Freiheit usw. usw. Dazu war es nun allerdings nötig, den Dutzendmenschen, dieses Gewohnheitstier, diesen trägen, stumpfen, stinknormalen Jedermann aus seinem Trott zu reißen, und das war keine Kleinigkeit. Dazu waren eben Leute nötig, die keine Konformisten waren, Außenseiter, Ausnahme-, um nicht zu sagen Übermenschen. Denn so wie die Dinge lagen, konnte die Idee des Sozialismus beispielsweise nur von außen in die Arbeiterklasse hineingetragen werden (Lenin), und auch wenn es um das Schicksal Deutschlands oder darum ging, die Segnungen der Zivilisation und des technischen Fortschritts in irgendeinen dunklen Erdteil zu bringen, mußten Führernaturen her; von sich aus wäre der Herdenmensch, der Kleine Moritz, der normale Mensch nie auf eine solche Idee gekommen.
Ohne Erziehungsdiktatur war nichts zu machen, ohne einen gewissen Apparat waren so enorme Projekte aussichtslos. Es kam darauf an, dem Sinn der Geschichte nachzuhelfen, und in der Wahl ihrer Mittel durften die Wenigen, die über den Tag hinaus dachten, keinesfalls zimperlich sein. Allerdings zeigte sich auch hier, daß das Außenseitertum zu einer sonderbaren Dynamik neigt. In kurzer Zeit wimmelte es in ganz Europa von Übermen-

schen. Millionen von Führernaturen und Extremisten machten sich gegenseitig den Platz an der Spitze der historischen Kohorten streitig, lieferten sich Propaganda- und Straßenschlachten und versuchten, die schweigende Mehrheit zum Mitbrüllen zu veranlassen, letzten Endes mit abnehmendem Erfolg.

Der Obergefreite Mollenhauer aus Bad Schwalbach, erlernter Zivilberuf: Heimarbeiter, außergewöhnlich schlechter Schütze und wegen Asthma-Neigung nur bedingt fronttauglich, lernte während des Zweiten Weltkrieges in der Etappe Haare zu schneiden, führte stets Scheren, Kämme, Rasierseifen, Messer, Kölnisch Wasser bei sich. Allseitig geschätzt, auch beim Regimentsstab. Wurde Juni 1942 mit der 29. Infanterie-Division in den Raum Charkow verlegt, später Stalingrad. Nach dem Ableben des Uffz. Schäufele aus Eßlingen (Steckschuß) der einzige Friseur im Kessel. Letzter Haarschnitt: Generalfeldmarschall von Paulus am 22. Januar 1943. Im Befehlsbunker minus acht Grad Kälte (Brennstoffmangel). Heimkehr 1956 nach dreizehn Jahren Kriegsgefangenschaft in verschiedenen Lagern, zuletzt bei Ufa (Baschkirische Sowjetrepublik), wo ihm seine handwerklichen Fähigkeiten zugutekamen.
1956-1959 »Wiederaufbau«. Heute besitzt Mollenhauer in Bad Schwalbach einen Frisiersalon, geführt von seinem Schwiegersohn, eine Drogerie und ein Einfamilienhaus mit Einliegerwohnung im Verkehrswert von DM 645 000 (Belastungen in Abt. I des Grundbuches: keine). Mollenhauer ist CDU/CSU-Wähler. Auf die Frage nach dem wichtigsten Erlebnis in seinem Leben antwortet er: »In meinem Leben gab es keine wichtigen Erlebnisse, ich hatte Glück, das ist alles.«

»Der ›normale Mensch‹ ist kaum wichtig für uns; ich möchte fast sagen, man kann ihn streichen . . . Der ›normale Mensch‹ (das Wort macht mich rasend), das ist jener Rückstand, jener Urstoff, der nach dem Schmelzvorgang, wenn das Besondere sich verflüchtigt hat, auf dem Boden der Retorten zurückbleibt.« (André Gide, *Paludes*. Paris 1895.)

Selbstzitat II: Über die Schwierigkeiten der Umerziehung (1969)
Wenn es um die Befreiung der Menschheit geht
laufen sie zum Friseur.
Statt begeistert hinter der Vorhut herzutrippeln
sagen sie: jetzt wär ein Bier gut.
Statt um die gerechte Sache
kämpfen sie mit Krampfadern und mit Masern.
Im entscheidenden Augenblick
suchen sie einen Briefkasten oder ein Bett.

Kurz bevor das Millenium ausbricht
kochen sie Windeln.
An den Leuten scheitert eben alles.
Mit denen ist kein Staat zu machen.
Ein Sack Flöhe ist nichts dagegen.
Kleinbürgerliches Schwanken!
Konsum-Idioten!
Überreste der Vergangenheit!
Man kann sie doch nicht alle umbringen!
Man kann doch nicht jeden Tag auf sie einreden!
Ja wenn die Leute nicht wären
dann sähe die Sache schon ganz anders aus.
Ja wenn die Leute nicht wären
dann gings ruckzuck.
Ja wenn die Leute nicht wären
ja dann!

Wenn es etwas Armseligeres gibt als die Verachtung der Normalität, dann ist es ihre Anbetung. Da die eine dieser Attituden nur die Kehrseite der andern ist, nimmt es nicht wunder, daß sie meistens auf demselben Mist wachsen. Der Versuch, die Normalität zu glorifizieren, ist nicht nur ein logischer Nonsense, weil jeder Heiligenschein seinen Sinn verliert, wenn er zur normalen Kopfbedeckung wird; er ist auch eine politische Lüge mit ungewöhnlich kurzen Beinen. Demagogen, Populisten, Besserwisser haben stets behauptet, das einfache Volk sei edel, der Mensch sei gut, der biedere Landmann unverdorben, und was dergleichen Albernheiten mehr sind. Der normale Mensch fällt auf solche Anbiederungsversuche selten herein, und die wohlfeile Ironie, mit der ein Geistesfürst von den Wonnen der Gewöhnlichkeit spricht, durchschaut er auf Anhieb. Ein ähnliches Los ist dem Proletkult beschieden gewesen, der keimfreien »Arbeiterliteratur« und den Öldrucken, die der Sozialistische Realismus hervorgebracht hat. Normal ist nicht nur die Frühstückssemmel, sondern auch der Ehekrieg; nicht nur der Hausschuh, sondern auch das Massaker in der Tagesschau; nicht nur die Gesundheit, sondern auch der Tod im Krankenhaus; nicht nur die Zimmerlinde, sondern auch das Fließband; nicht nur die Gemütlichkeit, sondern auch Furcht und Zittern.

Oberpostrat Thalmayrs Projekt.
Ende 1923 sind in Deutschland mehrere tausend Frauen damit beschäftigt, telephonische Fernverbindungen zu vermitteln. Der Ortsverkehr ist zu diesem Zeitpunkt bereits zu einem erheblichen Teil automatisiert (Drehwähler System Strowger). Dipl. Ing. Thalmayr, damals Telegraphen-Direktor, ein-

unddreißigjährig, ledig, Monatsgehalt Rentenmark 714 plus Ortszuschlag, wird mit einer Untersuchung beauftragt, die zum Ziel hat, die technischen Möglichkeiten und Probleme der automatischen Fernwahl zu erkunden. Ende 1924 installiert er im Fernsprechamt Freising (Obb.) die erste Versuchsschaltung Süddeutschlands zwischen zwei Knotenamtsbereichen, damals allerdings noch mit verdeckter Kennziffer.
1957, einen Tag vor seiner Pensionierung – seine zwei Söhne aus zweiter Ehe haben inzwischen ihr Hochschulstudium abgeschlossen, und er verdient nun als Oberpostdirektor lt. Besoldungsordnung DM 1720 –, eröffnet Thalmayr die Netzgruppe Cham (Oberpfalz). Zur Anwendung kommen die neuesten EMD-Aggregate der Firma Siemens. Damit ist das letzte bayerische Ortsnetz an den Selbstwählverkehr angeschlossen.
Thalmayrs Lebenswerk, auf dem Höhepunkt der Inflation begonnen, wurde durch vier politische Systeme hindurch vorangetrieben: Weimarer Republik, Drittes Reich, US Military Government, Bundesrepublik Deutschland. Seine Gesamtkosten, zu Preisen von 1981, lassen sich grob auf 28 Milliarden DM schätzen. Behinderungen ergaben sich aus der Finanzkrise von 1923/24, aus der Weltwirtschaftskrise von 1929/31 (Notverordnungen), aus den Rüstungsprioritäten des Vierjahresplans 1936 und der Kriegswirtschaft 1939/45. Störend wirkten sich auf Thalmayrs Arbeit ferner aus: der Bombenkrieg (1942/45) und die Produktionsbeschränkungen in der Elektro-Industrie (1945/49, Materialmangel, Demontagen).
Thalmayr trat 1934 der NSDAP bei. Politische Aktivitäten: keine. 1941 uk. gestellt. Einen Führerbefehl vom Februar 1945, sein eigenes Lebenswerk in die Luft zu sprengen, hat Thalmayr sabotiert. Er wurde am 3. März 1945 von der Gestapo verhaftet und am 21. April 1945 von amerikanischen Truppen befreit. Im Juni desselben Jahres wegen seiner Mitgliedschaft in der NSDAP zum Telegraphenarbeiter degradiert, konnte Thalmayr seine Arbeit gleichwohl fortsetzen. Er wurde 1946 als Mitläufer eingestuft und 1952 zum Oberpostrat befördert.
Nach der Einweihung des Knotenamts Cham, die Feier fand in Anwesenheit des zuständigen Staatssekretärs im »Randsberger Hof« statt, gewährte Thalmayr einem Mitarbeiter des *Oberpfälzer Boten* ein Interview. Das Gespräch wandte sich auch den historischen Bedingungen seiner Arbeit zu. Auf die Frage, wie er die gesellschaftliche Bedeutung seines Projekts einschätze, antwortete Thalmayr: »Telephonieren wollen sie alle.«

Jede gesellschaftliche Norm – claro! – hat einen sozialen Ort, der sich bestimmen läßt. Aber für Normalität überhaupt – darauf möchten wir Gift nehmen – läßt sich ein solcher Ort nicht angeben. Sie ist zwar immer schon vorgeprägt – wovon wohl? Von Klassenvorurteilen, Minderwertigkeitsgefühlen, Projektionen, Ressentiments. Na also! Ohne diese Eselsbrücken

wüßten wir ja nicht einmal zu sagen, was wir normal finden und was nicht. Aber Moment mal! Das bedeutet noch lange nicht, daß sich die Kategorie der Normalität auf das Klassenverhältnis reduzieren ließe. Naja, Kategorie ist vielleicht zuviel gesagt. Jedenfalls, daß der Hochadel sich prügelte, besoff und um seine Spielschulden stritt; daß sich unsere Original- und Kraftgenies nach getaner Arbeit die Strümpfe stopften; daß die bayerischen Bauern sich strenger an ihre Etikette hielten als ihr König; und daß die revolutionäre Arbeiterbewegung Deutschlands auf den vorehelichen Geschlechtsverkehr gar nicht gut zu sprechen war: bitte sehr, das war doch alles ganz normal. Es hilft alles nichts, Normalität kommt in den besten Kreisen vor. Und daß die Intelligenz der gewöhnlichen Leute nur durch die Gewöhnlichkeit der Intellektuellen übertroffen wird, das dürfte sich doch auch in Akademikerkreisen herumgesprochen haben. Ebenso klar ist es zumindest den Eingeweihten, wo sich die Normalität in ihrer nacktesten, schamlosesten Form studieren läßt: bei denen, die sich für Außenseiter halten.
Deshalb erheben wir uns jetzt von den Stühlen und verkünden in erster Instanz das folgende Urteil: Jeder, der die Rätsel der Normalität erforschen will, wird dazu verurteilt, in den Spiegel zu blicken. Aus der Urteilsbegründung zitieren wir: Der Grundsatz, demzufolge die Normalität stets in der Mehrheit ist, gilt nicht nur im objektiven, sondern auch im subjektiven Sinn. Nach der allgemeinen Lebenserfahrung kann dabei von der Gültigkeit der 95%-Klausel ausgegangen werden. Ein Zwanzigstel Abweichung, meine Lieben, ist bereits das Höchste der Gefühle. In eurer eigenen Brust sollt ihr, je nach Klassenlage, Beruf, Alter, Herkunft, Geschlecht, Status und Milieu, wiederfinden, was ihr vergeblich versucht zu ignorieren, zu verleugnen, von euch abzuspalten: Vorräte an Normalität, die unermeßlich, unerschöpflich, unentrinnbar sind. Seid doch froh! möchten wir hinzufügen, bevor ihr nun eine beleidigte Miene aufsetzt, ihr Einzigartigen. Solange noch ein Rest von *common sense* in euch glüht, solange ihr ganz gewöhnlich als träge Masse durch den Alltag stolpert, seid ihr nicht ganz verloren. Alles in allem ist euch eine gewisse Menschenähnlichkeit nicht abzusprechen.

RA Weinert, in Strafsachen ein Anfänger, stellt bald nach seiner Zulassung fest, daß seine Mandanten – Zuhälter, Einbrecher, Trickbetrüger, großenteils vorbestraft –, einer ganzen Reihe von Vorrechten ungeachtet, die die Strafprozeßordnung jedem Untersuchungshäftling einräumt, darauf bedacht sind, das Verfahren auf jede mögliche Weise abzukürzen. »Nichts wie raus hier!« – dies, obwohl die U-Haft automatisch auf die Freiheitsstrafe angerechnet wird.
Weinert kann sich das nicht erklären und fragt den Kollegen Bachmann, einen alten Hasen. »Stellen Sie sich vor, Weinert, Sie ziehen in ein Mietshaus ein und stellen fest, daß die Parteien alle paar Tage wechseln. Ständige Un-

ruhe im Haus, keine Ahnung, wer nebenan wohnt und wen Sie im Aufzug treffen, außerdem dauernde Schnüffeleien von Seiten des Hausbesitzers, der Nachbarn, der Hausmeistersfrau usw.«
Weinert erwidert, das sei doch kein Vergleich. »Wieso nicht? Der Knast ist für unsere Klientel eine Art Zuhause. Es gibt dort alte Bekannte, feste Regeln für alles, der Handel blüht, es entwickeln sich Feindschaften, Freundschaften, Hackordnungen, Gegengeschäfte, liebe Gewohnheiten, bewegliche Feste . . . In gewisser Weise kann ihnen, wenn die Sache erst mal rechtskräftig ist, nichts mehr passieren: keine Verhöre mehr, keine Ungewißheit, kein Richter, kein Staatsanwalt, keine Polizisten. Mit einem Wort, man weiß, wie man dran ist. Immerhin etwas! Mehr als Sie glauben, Herr Kollege!«

Drei Strategien der Normalität
1. Das Schweigen. Es sind immer nur Minderheiten, die sich öffentlich äußern. Die Mehrheit, jede Mehrheit schweigt. Es ist schwer, es ist streng genommen unmöglich zu sagen, inwiefern sie von dem, was die Minderheit sagt, überhaupt Notiz nimmt. Lehnt sie alles ab, was sie hört, sieht und liest? Ablehnung wäre schon zuviel gesagt. Es handelt sich eher um eine spezielle, hochtrainierte Form des Ignorierens, um eine Wahrnehmung Als Ob, um ein beinahe ironisches Ein- und Ausklammern, einen stillschweigenden Vorbehalt, der letzten Endes unzerbrechlich ist.
Das schmerzt natürlich alle, die »etwas zu sagen haben«, die Politiker und die Meinungsmacher, die Erzieher und Werber, die Künstler und Prediger. Obwohl die Mehrheit sie im großen und ganzen duldet, sie sogar, ohne zu rebellieren, füttert, um nicht zu sagen mästet, finden sie es doch störend, daß die Mehrheit ihre Äußerungen überhört, an sich abgleiten läßt. Die »träge Masse« winkt einfach ab. Sie hört zum Beispiel: »Seite an Seite mit der ruhmreichen Sowjetunion«, oder: »Der Volks-Computer ist da!« – und antwortet, wenn überhaupt: »Entschuldigen Sie bitte, aber erst muß ich die Flasche für meinen kleinen Tommy heiß machen.« Auf das Stichwort Menschheitstraum kriegt man zu hören: »Schon möglich, aber meine Rente . . .« Sagt man »No future« oder »Apokalypse«, so muß man damit rechnen, daß die Mehrheit, nach einem höflichen Kopfnicken, das Thema wechselt und sich der Frage zuwendet, was in letzter Zeit mit Borussia Mönchengladbach los ist.
Weil das verdammt ärgerlich ist, werden massenhaft Fragebogen ausgeteilt, Versammlungen einberufen, Umfragen veranstaltet: »Wären Sie bereit, Opfer für künftige Generationen zu bringen? Würden Sie eine blaue Zahnpasta kaufen? Wie viele Bücher haben Sie im letzten Jahr gelesen? Welche Stellung bevorzugen Sie beim Koitus? Wen würden Sie wählen, wenn am kommenden Sonntag Bundestagswahlen stattfänden?« Ausweichende Redensarten,

maulfaule Lügen, raffinierte Formen des Schweigens sind die Antwort. (Ein Drittel aller Befragten bestätigte im vergangenen Jahr einem demoskopischen Institut bereitwillig die Popularität und den hohen Bekanntheitsgrad eines namentlich genannten Bonner Ministers, der nie existiert hat.) Sie können einem schon leid tun, die eifrigen opinion makers, die tagaus tagein den Trend ansagen, Parolen ausgeben, die Neueste Stimmung beschwören, Überzeugungen verkaufen, Mode machen, Appelle richten, verkünden, was Sache ist. Fünfundsechzig Jahre Manipulation, Schulung, Zensur, Informationsmonopol in der Sowjetunion, der Traum aller Erziehungsdiktatoren, und was ist das Resultat? Ein unmerkliches Achselzucken, ein resignierter Zug um die Mundwinkel, ein unüberwindliches Schweigen. Dieses silentium populi ist die Grenze aller Bewußtseinsindustrie, aller Medien, aller Propaganda.

2. Die Regression. Die Vorliebe für den Gartenzwerg und für den Flipper, für die Kegelbahn und das Haschischpfeifchen, für Disco, Horoskop und Suzuki ist nicht, wie die Aufklärer glaubten, selbstverschuldete Unmündigkeit oder planmäßige Verblödung wehrloser Massen. Hier schreit kein historischer Rückstand danach, aufgeholt zu werden. Sondern die armen Opfer der Manipulation verbitten sich stumm aber energisch jede Belehrung. Um keinen Preis wollen sie sich emporziehen lassen auf eine höhere Stufe der Bildung, des Geschmacks, des politischen Bewußtseins, d. h. dorthin, wo der jeweilige Sprecher vom Dienst steht.
Nicht aus Versehen, weil sie es nicht besser wüßte, wendet sich die Mehrheit dem Aberglauben, dem Sport und der Unterhaltung zu, sondern mit voller Absicht. Der Eskapismus ist eine wohldefinierte Strategie. Das Illusorische wird mit voller Absicht aufgesucht. Die Regression ist ein Grundnahrungsmittel. Nicht obwohl, sondern weil sie nichts bedeutet, ist die *Bild-Zeitung* unentbehrlich; denn das Bedeutende, das, was wir Geschichte nennen, ist uns, in unserer Eigenschaft als Mehrheit, immer nur in einer Form entgegengetreten: als Zumutung.

3. Die Beharrlichkeit. Die guten und die schlechten Gewohnheiten der Normalität sind nur zum geringsten Teil ein Produkt jenes »Systems«, das auf der historischen Tagesordnung steht. Sie sind vor allem Sedimente, in denen sich eine unermeßlich alte Lebenserfahrung niedergeschlagen hat, im Guten und im Bösen. Die Normalität ist das kollektive Gedächtnis in seiner massivsten Form, und insofern ist sie immer veraltet. Darin liegt etwas Störendes, ein Skandal, der jeden zutiefst erbittern muß, der es darauf abgesehen hat, die Welt zu verändern. Im Munde derer, die etwas zu sagen haben, hat das Wort »Veränderung« im Lauf der letzten hundert Jahre ein eigentümliches Pathos angenommen, so als wäre damit von vornherein etwas Wün-

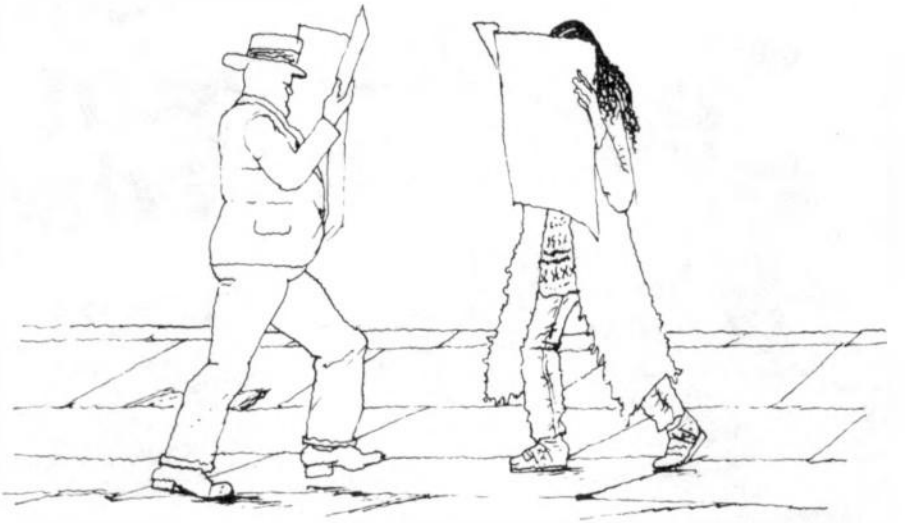
schenswertes gemeint. Die Mehrheit ist sich da nicht so sicher; vermutlich hat sie sich, mit ihrem Elefantengedächtnis, wohl gemerkt, daß der Inhalt der rasenden Verwandlungen, die sie erlebt hat, oft genug katastrophal war.

Ihr Schweigen läßt sich auch als hinhaltender Widerstand gegen das schwindelerregende Tempo deuten, in dem sich die sogenannte Lebenswelt verändert. Für alle, denen die durchgreifende Modernisierung ein inneres Bedürfnis ist, kann sich die Normalität des Alltags nur als überständiger Rest, als Hindernis darstellen, das so schnell wie möglich abgehobelt werden muß.

Dem steht die Renitenz der Mehrheit entgegen, eine Renitenz, die um so schwerer zu besiegen ist, da sie nicht in irgendeiner Idee wurzelt, sondern durchaus materiell, um nicht zu sagen materialistisch operiert. Wie beharrlich die Normalität ihre Ziele verfolgt, das kann man ziemlich gut an einem naheliegenden Beispiel zeigen. Der deutsche Faschismus läßt sich als ein großangelegter Versuch verstehen, reinen Tisch zu machen. Am Ende des Zweiten Weltkriegs schien dieses Experiment gelungen: das ganze Land war eine tabula rasa. Daß die Rechnung Hitlers (und Morgenthaus) dennoch nicht aufgegangen ist, daran sind die Trümmerfrauen, Heimkehrer, Ami-Fräuleins, Kellerkinder, Schwarzhändler, Persilscheinbesitzer, Kohlenklaus, Bastler, Schrebergärtner und Häuslebauer schuld, eine schweigende Mehrheit, die darauf bestand, Deutschland wieder herzustellen.

Unseren Gesellschaftswissenschaften, die an ihrer Kolonisierung bisher noch immer gescheitert sind, muß die Normalität als ein dunkler Kontinent erscheinen, als ein unerforschlicher Schwarzer Körper, der das Licht der Neugier, der Kritik und der herrschenden Vernunft verschluckt. Die Normalität ist eine defensive Kraft, aber sie ist unfähig, zu resignieren. Mit Meinungen, Weltanschauungen, Ideologien ist ihr nicht beizukommen. In ihrem kleinen Leben – aber kann Leben etwas Kleines sein? – stecken enorme Reserven an Arbeitskraft, Schlauheit, Hilfsbereitschaft, Rachsucht, Widerspenstigkeit, Energie, Umsicht, Mut und Wildheit. Die Angst vor der Zukunft ist nicht ihre Stärke. Sofern die Gattung fähig ist, zu überleben, wird sie ihre Fortdauer vermutlich nicht irgendwelchen Außenseitern verdanken, sondern ganz gewöhnlichen Leuten.

TRANS ATLANTIK



Aber vielleicht wollen Sie lieber selbst feststellen, wie und was *TransAtlantik* ist...*

*Zur Warnung: Da dem Leser keinerlei Hinweise gegeben werden, wie er was zu verstehen habe, ist damit zu rechnen, daß er manches mißversteht oder aber selbständig zu räsonieren beginnt, was vermutlich sogar in der Absicht der Blattmacher liegt. Schon deshalb empfiehlt es sich, diese Zeitschrift, die frei verkäuflich ist und, wie man hört, bei einer gewissen Bevölkerungsgruppe auf wachsendes Interesse stößt, kritisch im Auge zu behalten.

Furcht und Zittern auch beim Rotbuch Verlag?

György Dalos
Neunzehnhundert-fünfundachtzig

Ein historischer Bericht

Rotbuch 258 · 128 S. · DM 10

Im Jahre 2035 stellt ein Historiker aus verschiedenen Quellen einen Bericht über den kurzen Frühling vermeintlicher Freiheit nach dem Tod des **großen Bruders** zusammen. George Orwells 1984 spielerisch weiterschreibend, gerät dem ungarischen Dichter György Dalos der Text zu einer bissigen Satire auf die Selbstüberschätzung dissidentischer Intelligenz bezüglich ihres Mutes und ihrer Möglichkeiten gegenüber der Staatsmacht.

S. Anderson
Jeder Satellit hat einen Killersatelliten

Gedichte

mit Zeichnungen von Ralf Kerbach

Rotbuch 253 · 80 S. · DM 9

eNDe IV

östwestlicher die wahn
machs gut mit spekulatius
machs gut mit kohlenanzünder dem weissen
machs gut mit erika love again
machs gut schöne große blonde leere
rin machs gut ödipus oben
machs gut unten mitte spiegelverkehrt

Wer meint, es sei trotz allem nicht zu spät, bekommt von uns immer noch den Almanach »Das kleine Rotbuch« kostenlos zugeschickt.

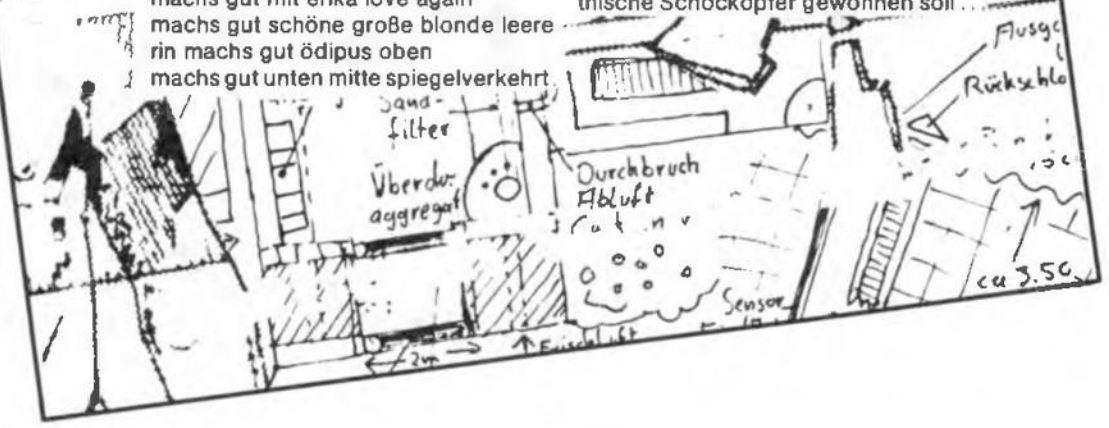
Rotbuch Verlag, Potsdamer Str. 98
1000 Berlin 30

Matthias Horx
Es geht voran

Ein Ernstfall-Roman

Rotbuch 256 · 160 Seiten · DM 10

Die Stadt ist zerrissen. Die Polizei, der ständigen Rangeleien mit **Harten, Transformatoren** und anderen Außenseitern müde, errichtet umzäumte **Freiländer.** Die Wohnbezirke der **Normalos** veröden, wer Geld hat, wandert aus. Ein begrenzter Atomschlag auf Deutschland scheint unvermeidlich . . . Zwischen Selbstmordgedanken und Wut, in ständiger Auseinandersetzung mit Sekten und Deperados sucht der Held für sich und seine Freundin nach einer Überlebensmöglichkeit. Ein Verein **Phönix** bietet für ein begrenztes Überleben ein grausames und zermürbendes Konditionstraining an, das die Vereinsmitglieder an entvölkerte Städte, Kadaver und durchgedrehte oder apathische Schockopfer gewöhnen soll . . .



Benny Härlin / Michael Sontheimer
Nehmt Abschied!
Eine Reise in die Nicht-Zukunft

Im Stil der Zeit

Die riesigen grünen Zeichen, die, unbekannten Buchstaben gleich, für Sekunden pulsierend am klaren Sternhimmel aufleuchten, habe ich nie zuvor gesehen. Sie lassen die Gefahr spüren, die von ihnen ausgeht. Ist in Frankreich endlich ein Atomreaktor hochgegangen, oder ist es der Atomschlag? Ich schließe ruhig die Tür, erst ein Blick auf den kleinen Geigerzähler löst Panik in mir aus. Dieter, ein Kollege aus der *taz*, sitzt lethargisch im Sessel und flüstert: »Tja, jetzt isses vorbei, wir können nichts mehr machen.« Ich kann nicht fassen, wie banal und kläglich das Ende sein soll. Tief drin in den Knochen spüren wir ein Ziehen, keinen richtigen Schmerz, sondern ein verwirrendes Gefühl. Plötzlich überfällt mich die Angst. Ich will zu meiner Freundin, die irgendwo in der Wohnung sein muß. Auf dem Flur geben die Beine nach, als seien sie aus Gummi, den Aufprall spüre ich nicht mehr.

Es dauert einige Sekunden, ehe mir klar wird, daß ich in Obergottsau bin und völlig unversehrt im Bett liege. Demnach war alles nur der Albtraum eines leicht durchgedrehten Journalisten, der, vor dem Berliner Wahnwitz aufs Land geflohen, von seinen Themen im Schlaf verfolgt wird. »I woaß, daß so ned weitergeht«, hatten wir am Abend zuvor am Stammtisch in der Wirtschaft des kleinen Dorfs irgendwo zwischen München und Passau gehört. Das mysteriöse Tannensterben bringt die Förster zur Verzweiflung, Erinnerungen an die Untergangsprophetien des Mühlhiasl werden wach. »Lang geht's nimma guat«, warnte ein über siebzigjähriger Bauer, für den das kommende Unglück größere Ausmaße annehmen wird als die beiden Weltkriege, die er überstanden hat. »I bin oid, mir macht's nix mehr, aber ihr Jungen tut's mir leid«, meinte er mitleidsvoll, bevor die sechs um den Holztisch versammelten Männer auf die Frage zurückkamen, die allemal wichtiger ist als die Zukunft: »Trink mer no oans, oder gema hoam?«

Drogen helfen nicht nur in Obergottsau über das Gröbste hinweg: Heroin, Arbeit, Schnaps, Flippern, Bier, Walkman, Pillen, Kino, Haschisch, Steineschmeißen, Trips, Video, Fressen, Peep-Show, Grass, Glotze, Vino, Disco, Koks, Rockmusik, Champus für alle . . . jedem das Seine, die Möglichkeiten sind vielfältig und Kombinationen empfehlenswert, weil effektiver. Die Dröhnung durch Drogen ist den No Futures von Obergottsau bis Berlin

Bedürfnis, denn sie erspart das Hinschauen und Denken, sie schafft einem die lästigen Sinnfragen vom Hals, zumindest bis zum nächsten Kater. Und den haben alle. Wer das modische Etikett No Future nur der rebellierenden Jugend verpassen will, erweist ihr damit zu viel der Ehre, auch wenn sie die radikalsten Konsequenzen aus dem schwarzen Lebensgefühl der 80er Jahre zieht. Helmut Schmidt ist ein hochkarätiger No Future, und seine Partei frönt der Lust am eigenen Untergang in aller Öffentlichkeit. Wozu auch falsche Scham? Wir alle leben im Schatten der Raketenabschußrampen, Atomkraftwerke und Betonghettos. Wir alle reisen im selben Zug, der mit immer größerer Beschleunigung über eine schwankende morsche Brücke jagt. Die Fahrgäste dürfen wählen: Sie können aus dem Fenster in die schwindelnde Tiefe starren, dann sehen sie wenigstens nicht, wie die Schaffner einen Schwarzfahrer stellen und in die Tiefe stürzen, während sich ein Punk und ein Skinhead ungestört die Schädel einschlagen. Oder sie können versuchen, dem mörderischen Tun Einhalt zu gebieten, und vermeiden so den Blick in den Abgrund. Die Sensiblen haben sich unbemerkt weggeschlichen, um auf dem Klo zu meditieren. Genug der Übertreibung, denn No Future ist eher banal als dramatisch; auf jeden Fall die ideale Lebensphilosophie im Stil der Zeit: diffus, pflegeleicht und vor allem bequem.
Ein weiterer Vorteil: No Future ist eine Lüge. Niemand glaubt wirklich an den Untergang, niemand kann ihn sich wirklich vorstellen und am allerwenigsten die unermüdlichen Propheten, die ihn den lieben langen Tag an die Wand malen. Alle haben als Pendant zur allgemeinen Katastrophe Bilder des individuellen Glücks im Hinterkopf eingeschlossen. Dort warten sie auf den Untergang der Untergangsmode, der wie unser aller Untergang nur eine Frage der Zeit ist.

Nur nicht dran denken

Ich möchte ein Eisbär sein
am kühlen Polar
dann müßte ich nicht mehr schrein
alles wär so klar
Eisbärn müssen nie weinen
(»Grauzone«, Schweizer New-Wave-Gruppe)

Es ist viel vom Tod die Rede in letzter Zeit an den Wänden der Männerklos. Er ist ein cooler Typ, ein ganz spezieller Freund, ein Befreier auf seine Art, wenn man den Sprüchen glauben darf: »Der Tod wird uns retten!«
»Der Tod ist ein Meister aus Wien«, steht auf dem Klo des Café EinStein in Berlin, in dem sich allerlei Schickeria der verschiedensten Szenen begegnet. »Hier starb im August '81 Wolfgang G. an einer Überdosis Heroin«, stand

eines Tages auf demselben Klo, und dies entsprach der Wahrheit. Deshalb war dieser eine Spruch zwei Tage später übermalt, wurde wieder hingeschrieben und wieder übermalt. Daraufhin schrieb der Einzelkämpfer mit Filzstift noch einmal sein Memento und darunter: »Dieser Spruch wurde schon zweimal weggeweißt, damit er den Herrschaften den Apfelstrudel mit Vanillesauce nicht degoutiert.« Nachdem auch dieser Epitaph geweißt worden war, gab der Frevler endlich auf. Es ist eine Sache, den Zeitgeist an die Wand dieses verschwiegenen Örtchens zu skizzieren, auf dem schon so viele kreative Ideen geboren wurden. Eine andere Sache ist es, daß für die Junkis der »Meister aus Wien« hier auf ganz reale Art zu Hause ist, in den weißgekachelten Einzelkabinen, wo du die Scheiße rausläßt und wegspülst in das riesige Netz der Kanalisation, das unter der ganzen Stadt liegt. Der Fixer Wolfgang G., der hier einsam und banal verreckt ist, muß weg, um die Leichenfeier nicht zu stören.

Vor den in mattem Schwarz und Silber glänzenden Auslagen mit den neuesten Walk-mans, Hifi-Türmen, Video-sets und Schach-Computern stehen sie in kleinen Grüppchen, immer auf dem Sprung. Ihre toten Augen suchen gierig, checken connections oder stieren glasig ins Leere. Die Junkis vor meinem Haus sind die No Futures an sich; aber das ist ihnen scheißegal.

Sie werden ständig von zwei Mannschaftswagen der Polizei bewacht, aus denen zuweilen anständige Familienväter steigen, um Razzia zu machen. Zwei- bis dreimal täglich kommt die Feuerwehr, um eine Halbleiche abzutransportieren.

Die Hausfrauen mit kranken Pillengesichtern, Freaks, Türken und Pakistani, Nutten, Freier und Bankangestellte, die hier die Straße bevölkern, schauen gleichermaßen stur geradeaus und gehen einen halben Schritt schneller, wenn sie sich den Weg durch diesen Pulk von zwanzig bis vierzig hoffnungslosen Gestalten bahnen. Erst in ausreichender Entfernung stecken die Hausfrauen manchmal die Köpfe zusammen, um sie zu schütteln, entfährt einem Mittvierziger das »Ab ins Arbeitslager« oder »Rübe ab«, meint eine alte Frau traurig »Schade um die jungen Leute«.

Wenn ich mit Freunden hier vorbeigehe, erstirbt oft das Gespräch für eine kurze Weile. Wir setzen wahlweise leidende oder entschlossene Mienen auf, wagen auch mal ein sarkastisches Lächeln. Ist schon Scheiße, aber wir sind schließlich keine Sozialarbeiter.

Ich wohne mit zwei Drogenberatern und einem ehemaligen Junki zusammen. Doch wir reden fast nie über die Szene vor unserem Haus. Mit der Frau, die im Frauenhaus arbeitet, und der, die beim Gesundheitsamt Personen mit »häufig wechselndem Geschlechtsverkehr« betreut, spreche ich nicht über die Vierzehnjährigen um die Ecke, die auf dem »Babystrich« anschaffen gehen für den nächsten Schuß. Was gibt es auch darüber zu sagen, das wir nicht schon wüßten?

Mit dem dumpfen Unbehagen, das übrigbleibt, der sich ablagernden Kälte muß jeder für sich fertigwerden, sie betäuben, bekämpfen oder kultivieren. Melancholie und Ironie helfen dabei, Haß und Ekel, Kämpfer-Härte oder Kiffer-Watte, Selbstmitleid und ein bißchen Greinen an starker Brust oder weichem Busen hinter den zugezogenen Vorhängen einer Beziehungsidylle. Alles, nur keine Trauer! Hauptsache, die Leiche bleibt im Keller, der Alptraum unter Kontrolle. Alles Vergessene schreit im Traum um Hilfe.
Wenn die Leiche zu stinken beginnt, gibt es auch noch einen Trick: Du legst eine tote Maus auf den Tisch und stellst dir vor, daß sie es ist, die so stinkt.
Daß es »irgendwann demnächst sowieso knallt«, bestätigt mir fast jeder, den ich frage, mit der größten Selbstverständlichkeit. »Ja, ja, No Future, weiß doch jeder, ist doch eh klar.« Wer hartnäckig nachfragt, nach dem Realitätsgehalt des Offensichtlichen, erntet früher oder später ein irres Lachen: Nur nicht dran denken, das Leben ist schon hart genug. No Future hat die verschiedensten Bewegungsformen. Gemeinsam ist ihnen die Verdrängung der banalen Faktizität, der realen Katastrophen, ob wir die Angst nun wegdrücken oder kultivieren.
Was ist das reale Elend im Angesicht des zu erwartenden? Und wozu sich gegen das scheinbar Unausweichliche noch wehren, wenn das Leben ohnehin kaum noch lebenswert ist?
Utopien, Hoffnungen und Veränderungsstrategien erscheinen uns nicht so sehr wegen ihrer möglicherweise geringen Chance auf Durchsetzbarkeit lächerlich. Wir lachen auch, weil die Frage nach ihrer Realisierbarkeit unseren paranoiden Realismus stören könnte. Lieber wahnsinnig bleiben als irre werden.

Ein Fest der Liebe

In der Durchfahrt, die zum »Autonomen Zentrum« in der Freiburger Innenstadt führt, kann man kaum die eigene Hand vor Augen sehen. Wir stolpern über leere Bierbüchsen, die scheppernd auf dem unebenen Kopfsteinpflaster zur Seite springen. Vor dem zweistöckigen ehemaligen Wohnhaus bahnen wir uns den Weg durch einen Pulk aufgeregter Punks. Bunte Strähnen, Irokesenschnitt oder gleich Glatze – die in mehr oder weniger zerfetzte schwarze Lederjacken gehüllten Figuren strahlen zumindest für Fremde einen Hauch bedrohlich archaischen Kriegertums aus: eine Mischung aus Flash Gordon und Branca Leone. Ein Weihnachtsfest im AZ war uns als Bewegungstouristen auf der Durchreise angekündigt worden. Ein Tanz im rechtsfreien Raum, denn das Gebäude, das die forstwissenschaftliche Fakultät leerstehen ließ, fristet seit der Besetzung vor knapp drei Mo-

naten, trotz »Duldungszusage« der Stadt, eine illegale Existenz »als Treffpunkt des Hängerflügels der Bewegung«, wie es ein Journalist ausdrückte.
Drinnen sind sämtliche Wände und einfarbigen Flächen über und über vollgesprüht. So voll, daß sich in dem babylonischen Graffiti-Gewirr keine Parolen oder Sprüche mehr entziffern lassen. Hier und da sind noch einzelne Wortfetzen zu identifizieren: Stadtguerilla, Nato, Autonomie. Der Kreis um das A scheint Pflicht zu sein. Neonröhren beleuchten kühl die schaurige Szenerie, der *Stern* würde sich nach diesen Farbfotos für den 17. Bericht über Jugend ohne Gott und Zukunft die Finger lecken. In den Ecken liegen versyffte Matratzen, geklaute Bretter und überall Bierbüchsen. Am Flipper lehnen drei junge Araber, aber sie kämpfen nicht um das Freispiel. Sie treten nur immer wieder in den bunten Holzkasten. Wortlos und ohne sichtbare Gefühlsregung hören sie die dumpfe Antwort des mißhandelten Automaten. Einen Meter daneben stehen zwei Typen in den obligatorischen schwarzen Lederjacken, mit dem dazu passenden coolen Blick, und starren teilnahmslos auf den dreckigen Betonboden. Gleich nebenan ist Disco: Wie von einer durchtriebenen Choreographie in Szene gesetzt, verteilen sich vielleicht 15 nahezu bewegungslose Gestalten im Raum. »Komm wir lassen uns erschießen« oder »Deutschland muß sterben, damit wir leben können« dröhnt es aus den Boxen. Es sind nicht nur Hard-core-Punks, von denen es in Freiburg höchstens 50 gibt, auch Schülerinnen, verbrauchte Hippies und brav angezogene Studenten schlendern mit stereotyp gelangweilten Mienen durch die Räume. Rund um die Theke hängen Drop-outs aller Abstufungen und Klassen lethargisch auf klapprigen Holzbänken. Der Bierumsatz ist beachtlich, ein paar Alkis mit zerschlagenen Gesichtern und leerem Blick taumeln lallend hin und her. Eine Frau versucht ihren vielleicht zwanzigjährigen Freund davon abzuhalten, noch mehr zu saufen: »Du kriegst nichts mehr, sonst liegst du genauso im Koma wie der Ecki gestern.« Der so Gewarnte hat schon viel zuviel gekriegt, um sich noch beirren zu lassen. Sein Mantel legt Zeugnis dafür ab, daß er sich bereits ausgiebig auf dem Boden gewälzt hat. Genug ist nie genug; als ihn seine Freundin für einen Moment aus den Augen gelassen hat, ergattert er sofort eine fast volle Flasche Rotwein, an der er stumpf zu nuckeln anfängt. Bald wird er sich zu den anderen Alkoholleichen gesellen, die auf Sofas und Matratzen in der Ecke eingepennt sind.
Keine Spur von Müdigkeit zeigen eine Handvoll Punks, die hektisch und lauernd durch das AZ streichen. Einer von ihnen tritt alle fünf Minuten mit seinen schwarzen Fallschirmspringerstiefeln in Kung Fu-Manier in eine Holztür neben der Theke, ein anderer schlägt, wie aus einem schlechten Irrenwitz entsprungen, mit der Faust gegen die Wand. Als Fremdem, der die örtlichen Sitten nicht kennt, ist mir nicht ganz wohl in meiner Haut, obwohl

alle Punks, die ich bisher näher kennengelernt habe, wirklich liebe Jungs waren, die durch das harte Gehabe eher ihre Unsicherheit versteckten.
Was mich deprimiert, ist die stumpfe Kommunikationslosigkeit, der ich selbst nach einer Viertelstunde auch schon erlegen bin, das dumpfe Totschlagen der Zeit. Als ob alles, was es noch zu sagen gibt, bereits gesagt wäre, stehen wir da, wie von einer unsichtbaren Eisschicht überzogen: Jeder für sich und Gott gegen alle. Der letzte Freund, der zu dir hält, ist die Bierpulle in der Hand. Die Ästhetik des Häßlichen erstickt die letzten Reste von Erotik, was bleibt, ist eine verschwommene Sehnsucht nach Harmonie und Wärme, die wie eine alberne altmodische Attitüde daherkommt.
Es ist halb drei, Freiburg ist ruhig wie ein Grab. Unsere Eltern schlafen schon lange, um sich morgen ihrer Weihnachtsgans hingeben zu können. Sie sind erschöpft vom Heile-Welt-Spielen. Mein Reisegefährte will noch nicht gehen, er mag die Kaputtheit: »Die ist direkter und ehrlicher als die alternative Idylle.«

Polizeistaat mit Müsli

Auf der Suche nach dem verlorenen Optimismus treffen wir Herrn Riemer. »Ich bin da natürlich so ein bißchen beruflich verengt«, erklärt der Mann von stattlicher Figur, an dessen Tisch sich nur nach Voranmeldung setzen kann, wer in der abgesicherten Eingangsschleuse seinen Personalausweis vorgelegt hat. Der Anzug ist von der sportlichen Sorte, auch die streichholzlangen Haare stehen dem leitenden Polizeibeamten im besten Alter gut zu Gesicht. Herr Riemer ist kein sturer Bulle, sondern ein intelligenter, aufmerksamer Gesprächspartner, der sich durchaus bewußt ist, daß die alten Werte pervertiert und zerstört sind und daß neue Werte, die eine Gesellschaft zusammenhalten können, erst noch geschaffen werden müssen. Nur, wer trägt in einer solch wertelosen Übergangszeit dafür Sorge, die Kriminalität und das Faustrecht in erträglichen Grenzen zu halten, »damit die ganze Gesellschaft nicht untergeht«? Im US-Senat sind Stimmen laut geworden, die den Kampf gegen das organisierte Verbrechen schon als verloren ansehen. Wenn in New York etwa 50 Prozent aller Polizisten korrupt sind, beweist das Herrn Riemer nur, daß sie zu den stärkeren Batallionen übergegangen sind. Im Drogenhandel und mit Zuhälterei wird heutzutage in den Metropolen beträchtliches Kapital akkumuliert, und die Kapitalisten der Unterwelt, die Chefs des organisierten Verbrechens, können viel für ihre Sicherheit ausgeben. Oft zuviel, als daß ihnen Polizisten, Staatsanwälte und Richter noch an den eleganten Karren fahren könnten.
»Das konnte nur passieren, weil die Polizei gedankenlos mehr und mehr ihrer Rechte beraubt wurde«, klagt Herr Riemer und fügt hinzu, daß Herr

Herold mit seiner Vision des computerisierten Sonnenstaats sich in dieser Richtung wichtige Gedanken gemacht habe, die leider aus falscher Angst immer verkannt worden seien. Ein Jugendlicher, der sieht, wie leicht man heute mit Verbrechen Geld machen kann, stellt sich doch nicht mehr für 500 Mark im Monat bei Siemens zum Feilen an die Werkbank. Nein, wenn der Weg des Kriminellen in einer Gesellschaft ohne Werte nicht mehr verdammt wird und die Polizei den großen und kleinen Verbrechern das Geschäft nicht mehr verderben kann, dann wird die Kriminalität zur höchsten Form der Selbstverwirklichung. Denn – darin stimmt Herr Riemer mit seinen Gegenspielern überein – am rationellsten ist es sicherlich zu klauen. Eine Karikatur von Gerhard Seyfried fällt ihm dazu ein: »Da wo dieser Trupp fröhlicher Gestalten an einem überladenen Tisch sitzt und ›Ladendiebstahl lohnt sich nicht‹ rülpst.« Ladendiebstahl ist ein Bagatelldelikt, doch für einen Polizeibeamten immerhin geeignet, Untergangsvisionen heraufzubeschwören: »Wenn ab morgen alle Hausfrauen sich entschließen würden, alles zu klauen, dann wäre übermorgen unser Staat kaputt.« Gott ist tot, Herr Riemer schließt sich Nietzsche an – wer bewahrt uns vor der Amoralität der Hausfrauen, die ich bisher zu den stabilsten Stützen des Systems gerechnet habe? Homo homini lupus oder wie? Herr Riemer läßt den Blick kurz über die kahlen gelblichen Wände seines Büros streifen. »Ich denke, daß diejenigen, die davon ausgehen, daß der Mensch schlecht ist, wenn er Gelegenheit dazu hat, sich jedenfalls auf mehr praktische Beispiele berufen können.« Kulturpessimismus als Berufskrankheit eines Polizisten? Folgerichtig kann der Mensch vor dem inneren Schweinehund nur gerettet werden, wenn man ihn konsequent an die Kette legt. Und wer sorgt dafür, daß der Mensch sich nicht stündlich peinigt, auszieht, anfällt, abwürgt und frißt, wie es Brecht in der Dreigroschenoper auf den bitteren Begriff bringt? Die Polizei, die wie der gute alte Schupo den gesellschaftlichen Weg nach unten regelt, damit alles seinen ordnungsgemäßen Gang geht.

»Es muß eine Polizei geben, die die überbordenden Einzelinteressen – ob das nun der Vergewaltiger ist oder der Vietor – mit einem hohen Risiko behaftet; überall da, wo einzelne andere bescheißen und ausbeuten. Damit meine ich aber nicht das kapitalistische System«, fügt Herr Riemer schnell hinzu, »das ich für sehr leistungsfähig halte.« Er kennt die schwachen Momente: »Wenn ich mir die allgemeine Entwicklung ansehe, die fortschreitende und erfolgreiche Zerstörung unserer Gesellschaft, dann kann man schon Phasen haben, wo man sich fragt: ›Lohnt sich das überhaupt?‹«, gesteht der führende Polizeibeamte, und wenn er nach New York blickt, sieht er eine Gesellschaft, vor der er Angst hat. Die Zahl der Raubüberfälle übertrifft die der bundesdeutschen Großstädte um das Zehnfache, die Mordziffer liegt viermal so hoch, mit den Vergewaltigungen sieht es ähnlich aus. Und doch – welch überraschende Wende –, Herr Riemer bezeichnet sich als

Optimisten. Dieses schöne Gefühl schöpft er natürlich nicht aus Kriminalstatistiken, sondern aus der Zeit, in der er sie zu vergessen sucht: »Ich fahre mit meiner Familie gern Kajak, wir sind dann wochenlang mit unseren Booten und dem Zelt unterwegs. Schon für diese wenigen Wochen im Jahr und die Freude an der Natur kann ich mich begeistern, und dafür arbeite ich auch.« Er macht gern Musik, und diese kleinen Freuden machen ihm das Leben lebenswert. »Die großen Ideale werden ja meistens nur vorgeschoben.«
Herr Riemer ist ein überzeugter und – soweit sich das beurteilen läßt – fähiger Polizist, allein er geht nicht so weit zu glauben, die Polizei könne zur Suche nach Sinn und Werten ausschwärmen, um sie den entwurzelten modernen Menschen zurückzubringen. Ihre Aufgabe sei es, »kriminalitätsfreie Räume« zu schaffen, in denen neue Werte gefunden und gelebt werden können.
Wer kann die so dringend gebrauchten Werte herbeischaffen? »Ihre Bewegung gibt doch zu den schönsten Hoffnungen Anlaß, auch wenn es nur damit beginnt, sich mal zusammenzurotten, zu sprechen und eine Flasche Rotwein zu trinken, statt sich den Kommerzunternehmen auszuliefern.« Ein historischer Kompromiß zwischen Staatsmacht und Alternativbewegung für den gemeinsamen Kampf gegen den sozialen Untergang? Wie uns die tägliche Gratisration Müsli erst schmecken wird im alternativen, von Computern überwachten Polizeistaat!

Wennschondennschon

»Wenn schon denn schon, wie man so schön sagt«, antwortete Berlins Innensenator Heinrich Jodokus Lummer auf die Frage eines Journalisten, weshalb er an einem Tag gleich acht besetzte Häuser auf einmal habe räumen lassen. Das war an jenem denkwürdigen 22. September 1981 in einem der Häuser, aus dem eine halbe Stunde zuvor die Polizei den letzten Besetzer rausgetragen hatte. »Wenn schon denn schon«, meinte auch einer der Geräumten. »Wir hatten irgendwie schon richtig gehofft, daß die Bullen endlich kommen, damit es vorbei ist.«
Keine halbe Stunde danach lag zweihundert Meter weiter »Der erste Tote«, wie Springers *BZ* vielversprechend titelte, auf der Straße. Als ein hoher Polizeioffizier wenige Tage zuvor öffentlich den Verdacht äußerte, daß die Bewegung einen Toten als Märtyrer förmlich suche, war der Protest gering. »Schieß doch, Bulle!« steht weiß auf schwarz in Punk-Runenschrift auf einer weitverbreiteten Plakette quer über ein Fadenkreuz geschrieben.
»Wenn schon denn schon«, sagte sich offensichtlich auch die »Neue Heimat«, der dieses Haus gehört. Während Herr Lummer dort noch etwas von

»Kaputtbesetzern« erzählte, die hier gehaust hätten, klirrten bereits die Scheiben der Fenster, die Bauarbeiter in den Hinterhof warfen. Je mehr kaputt ist, desto mehr Umsatz bringt die Modernisierung.
»Das käm mir irgendwie total verlogen vor, hier im Hinterhof Blumen zu pflanzen, verstehste, zwischen all dem Beton«, hatte mir einmal Udo, einer der vertriebenen Besetzer, gesagt. In den verlassenen Hasenstall dort hatte er ein Plastik-Krokodil gesetzt. Jetzt ist der ganze Hof voll Schutt. »Wenn hier schon alles den Bach runtergeht, denn wenigstens richtig, und denn will ick wenigstens noch meinen Spaß dran haben«, meinte er auf meine Frage, wie er die Zukunft sehe.
Udo ist zur Gruppe »Schneller Wohnen« in ein besetztes Haus nach Kreuzberg gezogen, das den Namen eines berühmten Frauenmörders trägt. Im obersten Stock des Hinterhauses haben sie einen »Führerbunker« eingerichtet. An die Tür daneben ist eine tote Maus genagelt. Die ehemalige Küche steht unter Wasser. Sie ist verwüstet, nur ein leerer Einkaufswagen steht in der Mitte des trostlosen Raums. »Wenn Du mir morgen die 10 Mark nicht bringst, bist Du TOT! Blut & Ehre!« hat jemand mit Filzstift auf eine Wohnungstür geschrieben. Penner und Junkis haben in der Ruine zwischen Müll und Ratten ihre Matratzen zum Schlafen ausgebreitet. Aber auch Kinder und Jugendliche finden hier Unterkunft, wenn sie von zu Hause abgehauen sind, irgendwo in »Wessiland«, aufgebrochen in diese phantastische Stadt, in der alles möglich ist. Freiheit und Abenteuer!
»Weiche Dämon, weiche!« ist groß neben den Eingang gesprüht und »Saudis als Paten!«; an der Schule daneben, in Silber, »Jugendstudie 81«. Die Besetzer werden das Haus wohl kaum vor dem ihm staatlicherseits zugedachten Verfall bewahren. Vielleicht aus diesem Grund hat ihnen der listige christdemokratische Bezirksstadtrat einen Nutzungsvertrag angeboten. »Das macht der nur, weil er uns räumen will«, sagt einer der Besetzer, ebenfalls listig, »damit er sagen kann: Ich hab denen ja was angeboten, blabla, aber die wollten ja gar nicht.«
Kürzlich traf ich Udo wieder. »Haste mal 'ne Mark für'n besetztes Haus?« fragte er mechanisch, bevor er mich erkannte. Bei einem Wein, den ich ihm ausgebe, erzählt er, wie die Geschäfte so laufen: zwischen 20 und 50 Mark kommen in der Regel bei einer Kneipen-Tour zusammen. Läuft nicht mehr so gut wie am Anfang, als die Bewegung noch Hochkonjunktur hatte. Aber es reicht immerhin für ein Frühstück und bißchen dope. Am besten läuft es in den teuren Freßkneipen der linken Schickeria. Es ist ihm ein wenig peinlich, mir davon zu erzählen. Mir auch.
Ich stelle mir vor, wie der kleine Punk mit dem blassen, grünlichen Gesicht unter den orangen Haaren wohlgenährten *Kursbuch*-Abonnenten die Spendenbüchse entgegenstreckt. Daß sie mit dem Kleingeld, das sie hastig hervorkramen, nicht die Instandsetzung eines mutwillig zerstörten Hauses,

sondern sein karges Auskommen finanzieren, wollen sie vielleicht gar nicht wissen. Vor fünfzehn Jahren haben sie begeistert die »große Verweigerung« theoretisch antizipiert. Vor knapp zehn Jahren distanzierten sie sich dann, aus Überzeugung oder im Hinblick auf ihren Verbleib im Staatsdienst, von der RAF, deren Symbol Udo auf dem Rücken seiner Lederjacke trägt. Wer die waren und was sie genau wollten, weiß er nicht, »aber die waren echt konsequent drauf«.
Und sonst? Naja, eben Musik machen, Punk, immer noch bei »Decadentia 81«. Ab und zu guckt er auch noch im Ashram der »Orange Connection GmbH« vorbei, obwohl er kein strenggläubiger Sanjasin mehr ist. »Vielleicht fahr ich bald mal wieder nach Indien, weil irgendwie nervt es hier ja auch.« Wir haben glasige Augen von den Drogen, die uns verbinden. »Rauchen wir noch einen?« Warum nicht, wenn schon denn schon. Das Gespräch erstirbt. Udo zieht weiter mit seiner Kaffeedose voller Ablaßgroschen für'n besetztes Haus. Und ich verkaufe die story für 50 Mark die Seite ans *Kursbuch*. Vielleicht treffen wir uns mal wieder.
Vielleicht treffe ich auch Herrn Lummer mal wieder. So wie jenen verbrauchten und nicht mehr ganz nüchternen älteren Herrn, der mich auf der nächtlichen Suche nach seinem Sohn einmal in einer Disco ansprach. »Ich bin der Vater des Terrorismus«, stellte er sich mit einem maliziösen, eitlen Lächeln vor. Ja, denn er sei am 2. Juni '67 Innensenator gewesen. Als ich das für einen schlechten Scherz hielt, blätterte er mir mit zittrigen Fingern einen Haufen Schecks und Mitgliedskarten auf den Tresen, auf denen sein Name stand. Der sagte mir leider nichts. Woher soll ich wissen, wer vor fünfzehn Jahren Innensenator war? Das gefiel ihm. Sein Sohn sei auch so erfrischend radikal. Er lud mich zum Essen ein, in eines dieser Lokale, in denen Udo die besten Geschäfte macht, um mir zu erzählen, wie das damals alles wirklich gewesen sei. Weshalb er nach seinem Sturz, wenn auch indirekt, in Axel Springers Dienste getreten sei? »Wenn schon denn schon.«

Mit Bildern gegen die Todeskultur?

»Ich bin ein strikter Gegner dieser Untergangsmode, aber wir können uns gern darüber unterhalten«, hatte Herbert Röttgen am Telefon gemeint. Er ist kein ganz und gar Unbekannter, auch wenn er seine linksradikale Karriere weitgehend abgeschlossen hat und nur noch ungern mit den ehemaligen Genossen in Erinnerungen kramt, da die meisten über kurz oder lang gegen ihn als Abtrünnigen aggressiv werden. Er hatte sich 1967 im Münchner SDS herumgetrieben, gründete im selben Jahr unter dem Namen Trikont mit anderen Genossen und Genossinnen einen linken Verlag. Che Guevaras *Bolivianisches Tagebuch* und diverse Broschürchen aus Maos

China waren die ersten Renner. Unter dem Markenzeichen »Arbeitersache« wurde von »einem versprengten Haufen wilder Figuren« – so sieht er es zehn Jahre später – der Versuch unternommen, das einheimische und immigrierte Proletariat bei BMW aufzuwiegeln. Nebenbei wurden griechische Antifaschisten, die gegen das damalige Obristenregime kämpften, unterstützt: man brachte ihnen ein paar Stangen Dynamit runter. In den Zeitschriften *Wir wollen alles* und *Autonomie* wurden operaistische Theorie gepflegt und spontaneistische Aktionen verherrlicht.

Die Eloquenz und die Freude, sich selbst reden zu hören, hat sich Herbert Röttgen erhalten, auch wenn sich das, was er sagt, radikal verändert hat: »Berlin, eure Stadt mit ihrer Lust am Untergang, besitzt eine hohe Attraktionskraft. In Bildern ausgedrückt, ist das die Welt der Dämonen, und die hat ihre Ausdrucksformen. Schau dich doch nur selbst an: die bunten Hosen, die Glitzerfäden, die Strähne im Haar – diese Ausdrucksformen sind mit viel Schönheit verbunden. Die Dämonie des Todes oder die Lust, damit zu spielen, hat eine große Anziehungskraft auf jeden, und sie ist deshalb so gefährlich, weil sich das Dämonische bis hin zur Selbstzerstörung besetzen kann. Der Punk ist ein Moment dieser Kultur, die die Lust an der Destruktion ausdrückt und zur Mode und Massenkultur wird. Kurioserweise ist diese Kultur mit linksliberalen Elementen durchsetzt, die den Tod bejammern. Nur gehört der Tod zu dieser Kultur wie ein Lebenselixier. Man kann sich doch nicht, wie du es tust, über Selbstmorde in besetzten Häusern beklagen, wenn man eine Kultur mitproduziert, die Zerstörung zu einem Stimulator macht. Der Linksliberalismus hat meiner Meinung nach heute überhaupt nichts mehr zu sagen, denn er kann keinen Ausweg zeigen und beginnt deshalb, die Todeskultur zu hofieren. Vor allem produziert er das Opferbewußtsein und nimmt den Jungen damit Selbstbewußtsein, Identität und Willen. Ihr Linksliberalen hättet eigentlich die Aufgabe, diese Kultur zu zerstören, denn so treibt ihr ein teuflisches Spiel von Intellektuellen, die dieser Situation natürlich nie ausgesetzt sind. Das Gefährliche an dieser Kultur ist, daß sie ganz leicht in eine faschistische Form der Bejahung umschlagen kann, wie es in den 20er Jahren geschehen ist. Die ästhetischen Figuren damals, die Kultur des Kokains, der Erotik oder der Homosexualität, das alles ist ja dem heutigen sehr ähnlich. Da liefen diese ganzen bunten Vögel auch rum, nur fünf Jahre später waren sie alle weg und steckten in SA-Uniformen.«

Herbert Röttgens Arbeitszimmer im Verlag, der seit neustem unter »Trikont-dianus« firmiert, hat mit seinen hellen Naturtönen eine beruhigende Ausstrahlung. Auf dem Fichtenholztisch steht Fruchtsaft aus dem Reformhaus, eine Ikone und das symbolträchtige, mit Perlen verzierte Fell eines Kleintiers zieren die Wände; eine heile Welt auf den ersten Blick, aus der seine Botschaft tönt: »Man kommt aus dieser Kultur heraus, wenn man nur

will. Ihr habt die Kraft, diese Todeskultur zu zerstören und ihr positive Bilder entgegenzusetzen aus dem Bereich der Natur und des Sakralen. Man muß wieder einen Bezug zum Deutschen finden, zur Region, zur Sprache, zum Handwerk – und auch zur Familie. Bei all ihrer Kaputtheit ist sie doch die einzige Institution, die diesen Jugendlichen Schutz gewähren kann, wenn sie in den Knast kommen oder verrückt werden. Diese jungen Typen wollen ihre Mutter haben, die sie schützt, aber statt dessen haut man ihnen eine Ideologie rein, die ihnen diese Mutter total wegnimmt. Das Schlimme ist ja, daß diese Todeskultur nicht mal die Kraft der amerikanischen Ghettos hat, wo die Clans und Familien notfalls drei Monate vor dem Knast stehen und warten, wenn es sein muß, sondern daß sie den einzelnen seiner Einsamkeit überläßt. Ich habe mal erlebt, wie ein Zigeunerchef im Krankenhaus gestorben ist. Da waren 200 Zigeuner in den Fluren und haben gejammert, und der Arzt bekam sie beim besten Willen nicht raus. Daß es so etwas gibt, hat mir Glück gegeben. Das ist auch bunt und wild, denn es waren keine Menschen, die integriert waren. Ich weiß, daß jeder Punk das gern so erleben würde, wenn er da drin wäre.

Du erzählst die ganze Zeit nur, wie unausweichlich die ganze Situation sei, und das machst du jeden Tag. Du kannst so verantwortungslos sein, weil du dich als Objekt dieser Gesellschaft siehst und weil du nicht merkst, daß du die Freiheit hast, Bilder zu schaffen. Jeder kann seine Welt und seine Bilder selber schaffen, und das bedeutet schließlich auch Glück: zu wissen, daß man seine Bilder und Träume produzieren kann, damit Macht ausübt, ohne sich in diese Gesellschaft zu integrieren.

Ich bin zwar kein Punk, aber ich habe diese Todeskultur beispielsweise durch Drogen kennengelernt. Für mich war das eine Initiation; um etwas Neues anzufangen, muß man durch diese unteren Tore durch. Du wendest dich erst davon ab, wenn du richtig eins auf die Rübe kriegst oder, wie ich, einen Horrortrip nach dem anderen erlebst und merkst, daß diese Koketterie mit der Dämonenwelt sich gegen dich richtet und dir der Atem ausgeht. Ich wußte nicht mehr, ob ich schlafe oder real noch da bin, die Alpträume hatten meine Realität aufgehoben. Ich träumte einmal, ich war in einem KZ, um mich herum liefen diese SA-Figuren, und ich saß auf der Spitze eines Berges von aufgerissenen Kinderleichen und verzehrte die Gebeine meines eigenen Sohnes. Dieser Traum hat mir einen schweren Schock versetzt, und doch war mein Verhältnis dazu ambivalent. Man kann auch einen solchen Horror goutieren. Das war einer dieser Träume, nach denen ich mir gesagt habe: Laß diese Tür zu. Man sollte die Pforten der Unterwelt nicht unbedingt öffnen, weil es auch dämonische Bereiche in deiner Seele gibt, die diese Alpträume goutierbar machen. Ich habe für mich den Schluß daraus gezogen, lieber die Finger davon zu lassen. Aber ich will keine Propaganda machen, das muß sich selbst entwickeln, oder auch nicht.«

Herbert Röttgen faltet seine schmalen Hände, betrachtet sie und verschnauft ein wenig. Die grauen Socken passen farblich exakt zu dem dunkelblauen Shetland-Pullover und den grauen Flanellhosen. Der Übergang zur manirierten Pose ist fließend, und die klassische Eleganz dieses modernen Idealisten paßt eher zu einem Verleger, der sein Programm gut verkaufen will. Ein Schamane oder ein Scharlatan? Mal abwarten, was er mir in fünf Jahren zu erzählen hat, so Gott will und er nicht, trotz aller noch so positiven Bilder, untergegangen ist.

Wer dran glaubt, ist selbst schuld

> Am 10. März ist Weltuntergang
> Wir leben nicht mehr lang, wir leben nicht mehr lang
> Um 10 Uhr 10 bleiben die Uhren stehn
> Nehmt Abschied für immer, sagt Auf Wiedersehn
> (»Blamage«, Berliner Punkrockband)

Häuser besetzen, von Zeit zu Zeit auf Berliner Straßen Krawall machen und die Bürger das Fürchten lehren ist kein Deckchensticken. Wenn es zum Beruf geworden ist, wird Urlaub unabdingbar. Aus diesem Grund bestiegen sechs Schöneberger Hausbesetzer ein Flugzeug, um auf Kreta die winterblassen Nasen in die Frühlingssonne zu strecken und dem deprimierenden Stillstand der Bewegung für drei Wochen zu entfliehen. In Paleohora, dessen 400 griechische Einwohner im Sommer von bis zu 3000 vornehmlich jungen deutschen Rucksacktouristen heimgesucht werden, herrscht noch die Ruhe der Vorsaison, auch wenn sie sich als trügerisch erweisen wird. Nur eine Disco ist am Wochenende geöffnet, also finden wir unsere Hausbesetzer – der schönste Platz ist immer an der Theke – abends in der »Studio Disco«, wo das Bier auch schon 3 Mark 60 kostet. Dem Besitzer des Etablissements, einem stiernackigen mittelalterlichen Griechen aus dem Nachbarort, namens Costalis, sind die Berliner Sitten, auch mal eine Bierflasche quer durch den Raum zu schmeißen, wenn ein Spruch abnervt, von Anfang an nicht geheuer. Die muntere Truppe erregt sein Mißtrauen.
Eines Tages, und der Tag ist grau, erfaßt eine merkwürdige Unruhe das Dorf, eine unsichtbare Bedrohung drückt auf die Gemüter. Schon in den Zeitungen hatten es alle gelesen: Die kommende Nacht wird keine Nacht wie jede andere sein. Alle sieben Planeten des Sonnensystems stehen nahezu in einer Reihe. Eine unheilschwangere Konstellation, die, wie Astronomen den Reportern erklärt haben, nur alle 178 Jahre zu beobachten ist. Der Vollmond macht das Maß voll, und das ganze Dorf kennt nur noch ein Gesprächsthema: den Weltuntergang in Form eines gewaltigen Erdbebens. Es wird darüber gestritten, gespottet, geunkt und vor allem gesoffen, was

das Zeug hält. Die Tavernen sind brechend voll, und sogar die Disco ist zur Feier des Tages geöffnet. Auch die Hausbesetzer, besonders Anni und Tom, sind der Untergangsstimmung schnell erlegen und genießen es, sich das Unvorstellbare vorzustellen. Anni – die Sängerin der Punkrockgruppe »Blamage« – fühlt, daß es ihr letzter Abend auf dieser Welt sein kann, sie schwankt zwischen Angst und Gleichgültigkeit hin und her. 22 Jahre und schon alles vorbei? Warum bin ich bloß gerade hierher gefahren! Sie sieht das Chaos vor sich, die Leichen unter den Trümmerbergen, und beschließt zum Meer zu gehen. Um vier Uhr morgens, denn dies ist der genaue Termin, den die Astronomen für das Inferno berechnet haben. Am Strand kommt vielleicht eine riesige Flutwelle? Immerhin, besser ersaufen, als verkrüppelt aus den Trümmern kriechen. Nicht mehr ganz Herrin ihrer Promille kommt sie auf den Gedanken, ihre Eltern in Osnabrück ein letztes Mal anzurufen, verwirft ihn aber sofort wieder, denn die machen sich ohnehin immer viel zuviel unnötige Sorgen um das Wohl ihrer Tochter. Ich hab mein Leben gelebt, war ja auch nicht schlecht, irgendwann muß es vorbei sein. Sie will mit ihrer besten Freundin zusammen an den Strand gehen, lieber mit ihr sterben als alleine. Solcherlei Schwermut im Kopf, gerät sie prompt mit Christine aneinander, die mit ihren 18 Jahren wenig von Annis apokalyptischem Tiefgang fühlt und hält, sondern sich mit hochmütigem Charme den allabendlichen Vergnügungen hingibt. Anni erträgt ihr Getue, die ewig gleiche Show mit ihrer ewig gleichen Wirkung auf die Männer, nicht mehr.

Sie ist wütend – sauer und kaputt. Nachdem die Disco ihre Türen geschlossen hat und Herr Costalis auf seinem kleinen Moped nach Hause gefahren ist, macht sie Tom einen Vorschlag: »Laß uns diese Leuchtreklame einhauen.« – »Au ja, morgen isse sowieso hin!« Tom ist auf Anhieb begeistert, und wenn um drei Uhr nachts auf den Straßen von Paleohora noch eine Menschenseele unterwegs gewesen wäre, hätte sie zwei mehr oder weniger trunkene Gestalten beobachten können, die ihre liebe Mühe und Not hatten, das gewünschte Ziel zu treffen, es aber nach mehreren Anläufen doch schafften. Sie gehen weiter, der Vollmond steht mitten auf dem leuchtenden Sternenhimmel, und auch das erleuchtete Schild an der Shelltankstelle gefällt Anni überhaupt nicht: »Das stört hier total.« Einmal auf den Geschmack gekommen, nehmen sie sich auch Shell vor. Unmittelbar darauf geht es Anni besser, sie fühlt sich erleichtert, spürt, daß sie die ganze Angst und Beklemmung mit den Steinen weggeworfen hat. Entspannt legt sie sich um kurz vor vier ins Bett, sie spürt das Schwanken der Häuser nicht mehr. Sie kann es auch gar nicht spüren, denn die Erde bebt nur in Heraklion an der gegenüberliegenden Küste Kretas und auch dort nur ganz zart und harmlos.

Ihr Kopf ist am nächsten Morgen größer als die göttliche Frühlingssonne,

die vom Himmel strahlt. In Paleohora ist alles beim alten geblieben, nichts ist untergegangen, nur zwei Leuchtreklamen fielen denen zum Opfer, die der schrecklichen Prophezeiung Glauben geschenkt hatten. Anni und ihre Freunde müssen für ihren Glauben bezahlen: Zwei volle Tage, reichlich Nerven und umgerechnet 1400 Mark kostet sie die erste illegale Hausbesetzeraktion auf Kreta. Glücklich wieder in Berlin angekommen, erzählt Anni von ihrem verunglückten Weltuntergang. Ihre Moral von der Geschichte: »Klar war es eine totale Schwachsinnsaktion, aber in dem Moment hat es mir unheimlich viel Spaß gemacht. Ich bereue es nicht. Aber mir ist dadurch aufgegangen, daß ich es schon total verinnerlicht habe, meine Wut von Zeit zu Zeit an irgendwelchen Dingen zu entladen. Damit kann ich meine innere Unruhe ein bißchen besänftigen. Andererseits, als es das mit dem Scheibeneinwerfen noch nicht gab, hab ich das ja auch anders geregelt bekommen. Heute mach ich irgendwas kaputt, und dann geht's mir besser, aber ob ich das gut finden soll, weiß ich nicht.«

Blixa Bargeld

Wir sind leer / Glaub mir
Wir sind leer
Die Zeit hat ihre Kinder längst gefressen
und sie ist satt
komm her komm mit
sieh zu / wie die Zeit
zerfällt vor unsern Augen
komm her komm mit
wir sind leer – ohne Angst
endgültig / vollständig / leer
Abstieg & Zerfall
(»Einstürzende Neubauten«)

Blixa Bargeld, 23 Jahre, auf den zweiten Blick einer von diesen cleveren, drahtigen Berliner Straßenjungen, die man immer seltener trifft, wohnt in einem besetzten Haus und lebt von Gelegenheitsarbeit. Vor allem aber spielt er in der Vier-Mann-Gruppe »Einstürzende Neubauten« ungestimmte Gitarre und singt oder schreit selbstgeschriebene Texte. Ein Auge pflegt er schwarz zu umranden, schwarz sind auch die Lederhose und die Gummistiefel, die er trägt, darüber ein grau-schwarzer Salz-und-Pfeffer-Mantel aus den 50er Jahren, der von einem Sicherheitsgurt zusammengehalten wird. In Musikzeitschriften und Neon-Cafés haben er und seine Gruppe eine gewisse Berühmtheit als »Geheimtip in Sachen Untergang« erlangt. Die Titel ihrer ersten LP klingen danach: »Tanz debil«, »U-Haft-Muzak«, »Draußen ist feindlich«, »Kollaps«, »Sehnsucht, vorm Krieg«, »Hirnsäge«, »Abstieg &

Zerfall«. Der Refrain ihres Songs »Negativ Nein«: »Hör mit Schmerzen«, darf durchaus wörtlich verstanden werden. Ihre Musik, die in einem Aufsatz, den Blixa empfiehlt, als »primitive Arbeit« bezeichnet wird, kennt Harmonie nur als sarkastisches Stilmittel, gespielt auf einem Kinderklavier. Ansonsten verwenden sie Preßlufthammer, Bohrmaschine, Säge, Axt, Megafon, Fernseher, Rechen, Rohrzangen, Vorschlaghammer und die verschiedensten Metallplatten und -teile bis hin zum T-Träger. Maschinenrhythmus und -monotonie, Klirren, Krachen, Blubbern, dazwischen atemlose Mitteilungen und hemmungslose Schreie, ergeben ein mitreißendes bis nervtötendes Chaos. »Wenn mich jemand fragen würde, warum ich das mache, wüßte ich das nicht«, sagt Blixa Bargeld über seine Musik, »ich kann nichts anderes machen als mich möglichst intensiv ausdrücken. Ich kann nichts anderes, und ich kann auch keine andere Musik machen. Ob das irgend jemand nützt außer mir selber, weiß ich nicht.«

»Ich will nicht drauf festgenagelt werden, als pessimistischer Untergangsprophet dazustehen. Ich ekle mich vor Leuten, die sich selbstmitleidig irgendwelchen Untergangsstimmungen hingeben. Da will ich nichts mit zu tun haben und schon gar nicht als Aushängeschild dafür herhalten«, stellt Blixa vorab klar. Dann gibt er zu dem Thema in spiralförmigen, assoziierenden Gedankengängen, Kernsätze apodiktisch wiederholend, folgendes zu Protokoll:

»Jede Art von Hoffnung ist eine Form von Selbstbetrug. Womit ich nicht sagen will, daß ich nicht auch meinem eigenen Selbstbetrug auf den Leim gehe. Es ist zwangsläufig, es ist logisch, es ist mathematisch: Jegliche Hoffnung ist unbegründet, die sich auf die Zukunft der Gesellschaft bezieht. Auf private Sphären gerichtet gibt's natürlich immer irgendwelche sehnsüchtigen Hoffnungen. Der Spaß ist die gefährlichste Form von Selbstbetrug.

Ich kann natürlich hoffen, die Welt geht unter, aber das ist eine Zustandsbeschreibung und keine echte Hoffnung mit echten positiven Werten, die ich vertreten könnte, für die ich kämpfen könnte. Die Hoffnung muß also auf die Zukunft gerichtet sein, und da ist eben jede Hoffnung unbegründet. Die Nachrichten sind spannend: Die Informationen und Bilder, die hier zu erhalten sind, reichen vollkommen aus, um Visionen zu entwickeln und die Bilder zu sehen, die den Fortschritt bedeuten. Es ist wie in einem Science-fiction-Roman, den ich mal gelesen habe. Da hat der Manager eines Telefonkonzerns wahllos Bilder ausgeschnitten, dann mit einer Spielzeugpistole drin rumgerührt, sie nebeneinander geklebt und daraus die Zukunft der Welt vorhergesagt: Auf die Spitzen der Bilanzen der Mineralölkonzerne setzte er die Bilder toter Filmstars! Wenn du die Bilder der verschiedensten Leute miteinander vergleichst, wirst du sehen, daß sie einander ähnlich werden: die archetypischen Bilder der Apokalypse. Die des Kriminologen und

die des Mystikers überschneiden sich, und die Wahrheit liegt wahrscheinlich in ihrer Collage.
Ich wäre glücklich, wenn ich an irgend etwas glauben könnte. Meinetwegen an die große proletarische Revolution oder daß die Volksrepublik China immer noch das »land of hope and glory« ist. Daran habe ich mal geglaubt. Aber die Hoffnungen sind lange weg, ich weiß nicht mal, ob es China gibt, weil ich es nur aus dem Fernsehen kenne. Albanien ist mir zu öde, und Enver Hodscha ist mir zu alt. Ich würde mich ja liebend gerne überzeugen lassen, aber es klappt einfach nicht. Da ist immer eine Stimme, die sagt ›Selbstbetrug, Selbstbetrug, Selbstbetrug‹. Bis jetzt ist nichts da, was mir das Gefühl geben könnte, daß es sich lohnt, von irgend etwas überzeugt zu sein, von was, ist mir letztlich scheißegal. Überzeugt sein heißt für mich, daß ich auch praktisch dafür lebe und kämpfe. Solange keine Mittel und Wege dafür da sind, für etwas zu kämpfen, ist es letztlich auch Schwachsinn, wovon ich überzeugt bin. Das sind die Widersprüche, in denen ich drinstecke, die Fronten, aus denen ich auch gar nicht weg will, sondern ich bin froh, daß ich genau da bin.
Aber selbst wenn ich gar nicht kämpfen wollte, hätte ich ja gar keine andere Wahl. Ich bin mehr oder weniger da hineingeboren. Es wird immer mehr zu einem Überlebenskampf für uns alle. Es werden immer mehr Leute merken, daß sie anfangen müssen, sich zu wehren, wenn sie nicht untergehen wollen. Für meine Eltern, die einfache Normalbürger sind, bedeutet es genauso Kampf, die Familie ernähren und die Miete bezahlen zu müssen – ein großartiger Kampf! Und was heißt da integriert? Diese angeblichen Normalbürger gibt es nämlich überhaupt nicht. Es gibt keine Leute, die hier mit ihrem Leben zufrieden sein können. Ich wehre mich gegen diese Unterscheidung: Die Spontis oder wer auch immer kämpfen, und die sogenannten Normalbürger kämpfen nicht, weil sie von der Gesellschaft noch mehr oder weniger überzeugt sind. Die, die drin stecken, haben eben Magengeschwüre. Es ist ein völlig verhunztes System, weil niemand mehr dazugehört.
Ich führe nur einen simplen Kampf, der nichts bewirkt, als die Fronten weiter zu verhärten, die Widersprüche weiter zuzuspitzen, also den Untergang in Anführungsstrichen immer weiter voranzutreiben. Ich kämpfe nicht für irgendwas, ich kämpfe nur gegen alles. Für mich ist das Begreifen eines Zustands, ohne irgend etwas zu verleugnen oder zu beschönigen, ein unglaublich positives Gefühl. Und wenn uns nachgesagt wird, daß wir destruktiv sind, weil wir keinerlei Werte anerkennen, dann ist das für mich etwas Positives: ›Der destruktive Charakter ist heiter und freundlich. Er kennt nur eine Devise: Platz schaffen. Er weiß nicht, was er will, sondern nur, daß er alles, was ist, nicht will.‹ Der Spruch stammt nicht von mir, sondern von Walter Benjamin. Von mir aus alles dem Erdboden gleichmachen, ohne zu wissen, was dann kommen wird oder wohin das führt.

Die Sehnsucht des einzelnen, integriert zu werden, eben vollkommen erfaßt zu werden von einem System, die ist vorhanden, auch wenn alle sie leugnen und erzählen, sie möchten frei sein und sich persönlich entwickeln. Ich glaube auch nicht an die große Spontirevolution, sondern eher schon an eine proletarische, ein marxistisch-leninistisches totalitäres System wie die Volksrepublik China. Ich möchte lieber an jeder Ecke einen Soldaten der Voksarmee zu stehen haben, der mir sagt: so und so! Das Gefühl, drin zu sein, erfaßt von einem System, das dein eigenes ist, wo du das Gefühl hast, du arbeitest mit Millionen Menschen, die alle dasselbe Ziel im Kopf haben und alle dasselbe Denken haben. Das ist ein unheimlich angenehmes Gefühl.

Faschistische Tendenzen kommen genau wie damals deshalb zustande, weil keine Werte mehr da sind. Die ganzen Skinheads und Kids, die auf irgendwelches Faschozeug abfahren, tun das nicht, weil es faschistisch ist, sondern weil da Symbole sind, denen sie hinterherrennen können: Fahnen, Grüße, Kameradschaft, es sind einfach Werte da, die es sonst nicht mehr gibt. Das Bedürfnis nach der totalen Integration geht daraus hervor, daß keiner mehr integriert ist. Die Kids, die niemals auch nur die geringste Illusion von Integration und Erfaßtsein gespürt haben, die im Chaos geboren sind, die merken das am ehesten, weil sie eben am härtesten von der Desintegration betroffen sind. Unsere Eltern hatten nach dem Krieg wenigstens noch Demokratie und Wirtschaftswunder und andere diffuse Gegenstände. Der größte Fehler der Neuen Linken ist, daß sie nicht für eine wirkliche Massenbewegung arbeitet, sondern einzelne individualistische Ziele verfolgt. Es ist leider keine große proletarische Bewegung da. Dafür wären die Kids nämlich genauso anfällig: für den kommunistischen Jugendverband wie für die NSDAP.

Natürlich ist das auf irgendeine Art lustvoll, zu sehen, wie die Werte weiter vor die Hunde gehen, wenn du schon alles zum Kotzen findest und haßt. Das geht so lange, bis es dich eben selber betrifft. Ich weiß, daß ich voll drin stecke und dabei draufgehe. Das ist dann natürlich nicht mehr so besonders lustvoll, obwohl ich es von meiner Überzeugung her lustvoll finden müßte. Aber so masochistisch bin ich nun auch wieder nicht. Den Masochismus zu kultivieren bedeutet, sich dem Selbstmitleid hinzugeben. Soweit will ich's nicht kommen lassen. Lieber möchte ich voller Wut leiden, nach außen leiden und um mich schlagen. Lieber intensiv leben und überhaupt nicht wissen, wohin, als schlaff aber mit größter Überzeugung. Allerdings bin ich noch lieber masochistisch, als die voyeuristische Hoffnung zu hegen, alles von einem Logenplatz aus verfolgen zu können. Ich hab keinen Logenplatz, den haben ganz andere, und ich würde ihn auch ablehnen.

Der grausamste Widerspruch ist: Du kannst alles vollständig und richtig begreifen, der radikalste Mensch überhaupt sein, aber dein persönlicher

Überlebenswille, die Betroffenheit, die hindern dich daran, das vollständig zu akzeptieren. Du sagst dir, die Welt muß zugrunde gehen, und die andere Hälfte in dir sagt: naja, noch 'n paar Jahre.«

Wir haben es ja schon immer gesagt

Der Turm stürzt ein
Der Turm stürzt ein
Halleluja
Der Turm stürzt ein
(»Ton Steine Scherben«)

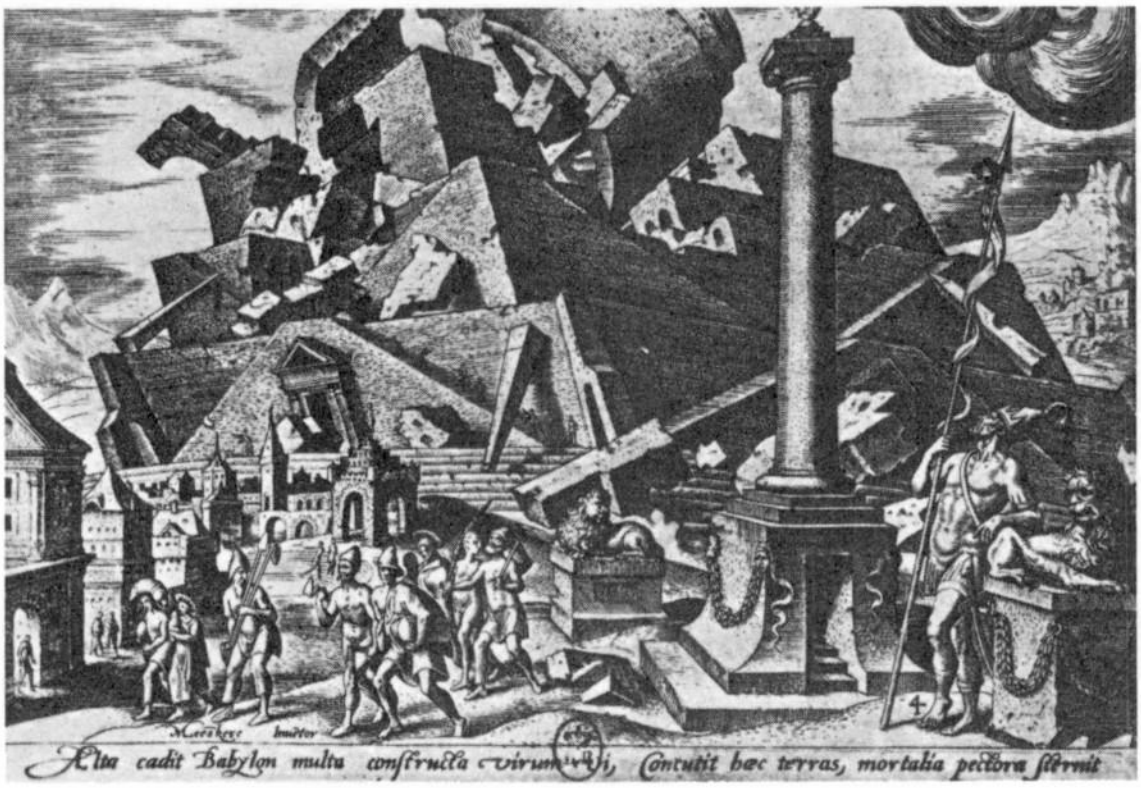
»Wenn kaputt, dann wir Spaß«, sagen drei Affenmenschen mit einer MP, die in Form eines schwarz-roten Aufklebers unter dem Zapfhahn einer Berliner Kneipe namens »Rhizom« sitzen. An der Wand steht in einem riesigen Wandgemälde ein Marlboro-Typ in Jeans, die Winchester in der Hand, auf der Landstraße vor einem Atomkraftwerk. Auf der gegenüberliegenden Seite galoppieren wilde Gesellen mit einer schwarzen Kutsche aus dem Sumpf. Die Kacheln auf dem Klo sind im Hakenkreuzmuster verlegt; aber das stammt noch von früher.
Zwischen diesen Bildern wird gesoffen, reichlich und gewohnheitsmäßig. Es ist keine Punkkneipe, sondern eine mit zehnjähriger Anarcho- und Knastgruppentradition. Als Buback umgelegt wurde, gab es Frei-Zwieback. Die Stammgäste kennen sich aus tausend Grüppchen und Aktionen oder Redaktionsstuben verflossener Szene-Blätter. Man ist abgebrüht, auch in Sachen Untergang: »No Future? Ja, natürlich«; harte Männer und Frauen, fighter – wofür auch immer – regen sich über so was nicht auf. Im übrigen: Wir haben's ja schon immer gesagt, aber auf uns hört sowieso keiner. Nur der Wirt: »Noch'n Bier.«
Die Schultafel, auf der die anstehenden actions angekündigt werden, gibt dem Inhalt die passende Form: Befreiende, wilde Akte der Rebellion sind die Demos oder sonstigen Spektakel der Bewegung höchstens in der Theorie. Praktisch werden sie eher wie Pflichtübungen gehandelt: »Gehste da hin?« – »Naja, is wohl wichtig.« Zu den nationalen Demos werden Busse organisiert, unter Kämpfern die zu erwartende Zahl und action abgeschätzt. Stoff für längere Gespräche geben die Infos über die neusten internen Querelen, geklatscht und getratscht wird mit Ausdauer: »Heinz is aus'm Taxikollektiv rausgeschmissen worden, hat er mir gestern erzählt.« – »Das wundert mich ehrlich gesagt überhaupt nicht. Der hat mich schon damals beim *Info-Bug* total irre gemacht. Das is'n Typ, mit dem kannste nicht zusammenarbeiten.« – »Trotzdem kannste nicht jemanden von heute auf morgen

rausschmeißen, ohne dich richtig mit den Sachen auseinanderzusetzen. Das is doch alles hinter seinem Rücken abgelaufen.« Über unsere Umgangsformen könnten wir Bücher schreiben, die wir am liebsten nie lesen würden.

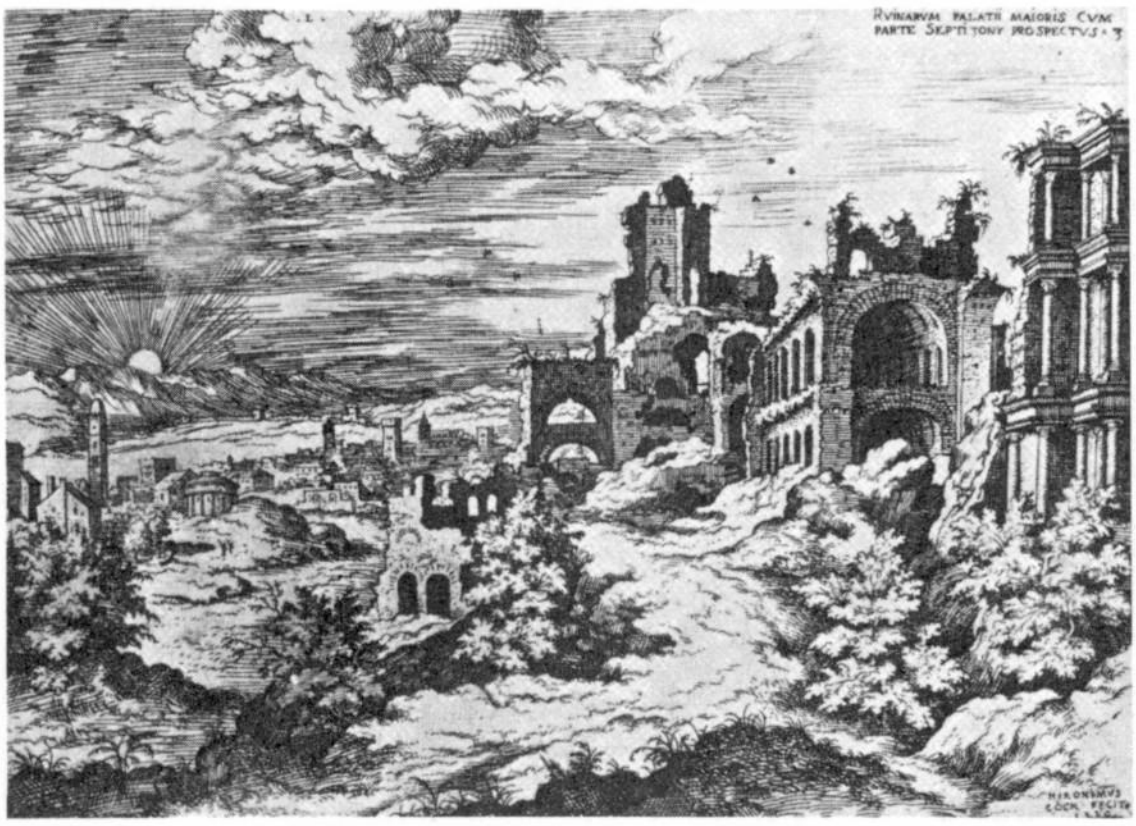
Die private Misere ist von öffentlichen Katastrophen eingebettet: die AKWs werden gebaut, die Yanks herrschen weiter, der Knast wird brutaler, das Bier wird teurer, und wir werden auch nicht jünger, nur cooler. Es sind uns schon ein paar Gewißheiten abhandengekommen in den letzten Jahren. Daß im Schoße des verrottenden Spätkapitalismus die neue fortschrittliche Gesellschaftsformation heranwachse, muß ja nicht gerade falsch geworden sein, aber man braucht es auch nicht zu laut zu sagen und sich damit lächerlich zu machen. Und überhaupt: Wie soll das Kind denn heißen? Sozialismus? O Gott! Anarchie? Naja. Mit dem Öko-Dezentralismus ist auch kein Staat zu machen, höchstens Müsli-Idylle. So klar wie damals im *Kapital*-Kurs ist das alles nicht mehr. Aber sollen wir uns darüber graue Haare wachsen lassen? Die kommen ohnehin ganz von selbst. Ist das nicht alles sowieso total egal? Über Geschmäcker läßt sich streiten. Vietnam, Chile, Portugal, Spanien, Iran, Nicaragua, Irland, El Salvador – von Komitee zu Komitee ließ die Gewißheit nach. Es stimmt schon: Die bewaffnete Volksmacht muß und wird siegen. Aber was danach kommt, hatten wir uns eigentlich ein bißchen anders vorgestellt. Das Kinderzimmer füllt sich mit enttäuscht fallengelassenen Spielzeugtrümmern.

Das ist übrigens nicht gerade neu. »Wir sind die Brüder der romantischen Verlierer«, sang Schröder's Roadshow schon vor vier Jahren wie eine heimliche Nationalhymne, »selbst in der allergrößten Not / spucken wir auf euer Gnadenbrot / und gehen stolz und lachend in den Tod«. War eben noch exklusiver damals, der warme und wilde Schauer des trotzigen Freiheitsrebellen, des ewig Verfolgten, der nicht im warmen Bett sterben wird. War allerdings auch noch mehr Hoffnung drin und mehr Tradition: Spanien, Kronstadt und Georg von Rauch haben an Sinn eingebüßt, wenn auch nicht wie Che und Rosa an Faszination. Neonlicht strahlt grell auf die Lagerfeuerromantik. Die Kaputtheit ist allgegenwärtiger und besser zu sehen. Manchmal kann es einem schon Angst machen, so wie dem Zauberlehrling, der die Geister, die er rief, nicht mehr los wird. »Macht kaputt, was euch kaputt macht!« hatten wir uns vielleicht doch etwas anders vorgestellt. Ein wenig neidisch, aber auch befremdet, sehen wir plötzlich eine jüngere, kompromißlosere Generation, die uns in Sachen Radikalität abzulösen scheint. Der harte Straßenkampf und die spielerische Randale haben uns, denen der Mut zum Steineschmeißen schon fast abhanden gekommen ist, tief beeindruckt. In die begeisternde Aufbruchsstimmung, die uns mitgerissen hat, mischte sich manchmal das Gefühl, schon »im zweiten Frühling« zu sein.

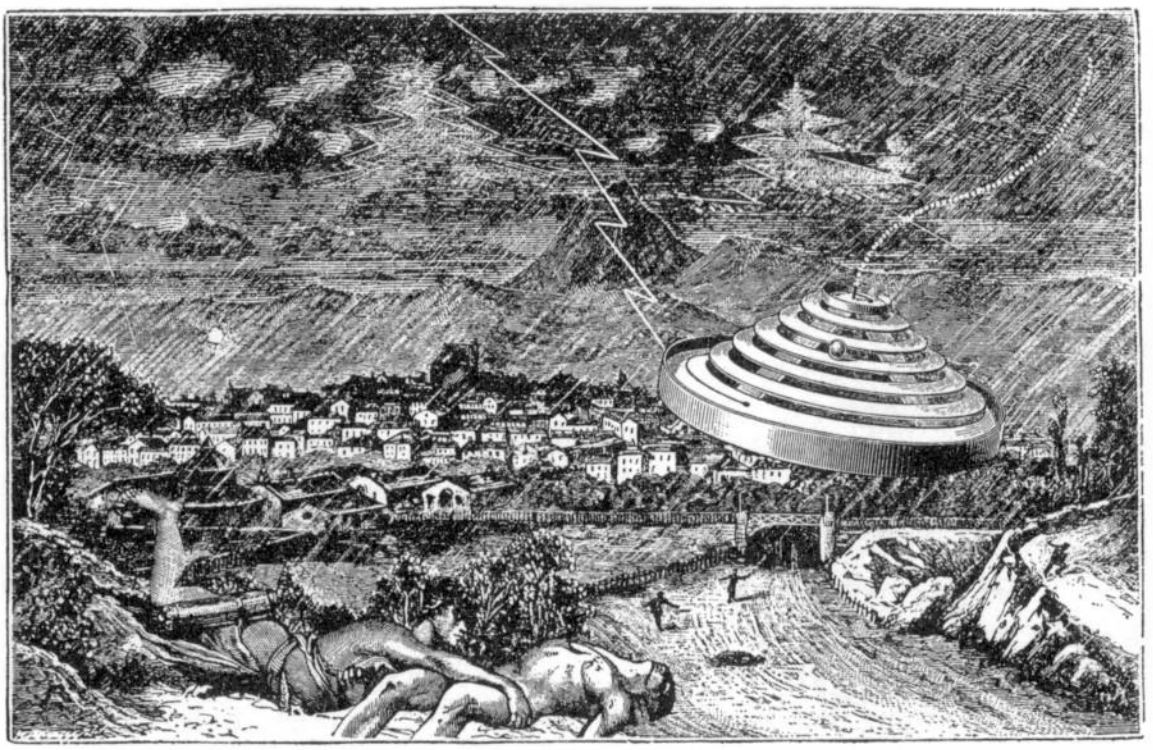
Aber der Kampf geht weiter, muß ja, und der Blues auch. Wir haben uns in einer Nische mit ihm eingerichtet. Genauso wie die Meditationsfreaks, die gegenüber ein vegetarisches Restaurant betreiben und mit entkörperlicht harmonischen Bewegungen und glänzenden Augen Gemüsepizza servieren. Der Peace-Food-Laden daneben kann wenigstens noch auf steigende Umsätze hoffen. Der Buchladen, der wie die Kneipe »Rhizom« heißt – nach der Knolle der neuen französischen Strukturalisten benannt – und von demselben Kollektiv betrieben wird, kann damit kaum rechnen: die kleine aber feine Gemeinde der literarischen Feinschmecker experimenteller Denkstrukturen hat tendenziell Schulden. Auf dem Ladentisch liegen immer noch die schmucklosen Infos, Dokus und Broschüren, in denen mit Akribie die neuesten Schweinereien von Polizei, Justiz, Militärs und Geheimdiensten in der linken Amtssprache korrekter Einschätzung aufgelistet und mit aufgeregtem bis paranoidem Unterton die Strategien des Systems entlarvt werden. Sie verstauben – wie das Bewußtsein der wenigen, die sie machen und kaufen, zum Solidaritätspreis, um irgendeine der vielen, ständig leeren Kassen zu füllen. Man muß sie ja nicht unbedingt auch noch lesen.
In solchen und anderen Nischen warten wir darauf, daß der Turm einstürzt. Daß er dabei auch uns unter seinen Trümmern begräbt, ist einkalkuliert. Immerhin wäre es eine – moderne – Spielart des Heldentods. Denn wir haben es ja schon immer gesagt . . . Aber wenn das jetzt alle sagen, müssen wir uns wohl was Neues einfallen lassen.



Der Turm von Babel (anonym)



Hieronymus Cock, Ansicht des Paladin, 1555



Max Ernst, aus: La femme 100 têtes, 1929

Jacques Callot, Die Versuchung des heiligen Antonius (Detail), um 1616/17

Rose Riecke / Günter Niklewski
Angst-Rezepte
Über die Einverleibung der Natur

1. *Hors d'oeuvre*

Früher unterschieden sich die Wohngemeinschaften nach der mehrheitlich repräsentierten politischen Richtung. Heute wird diese Differenzierung von der Komposition des Müslis übernommen. Ganz Radikale lehnen sogar Reformhausflocken ab: Die sind auch nicht rückstandsfrei und in Wahrheit genauso verseucht wie die von Aldi. Auch die Milch macht nicht geringe Probleme. Selbst im Reformhaus gibt es H-Milch, und das ist ja ungefähr dasselbe, wie wenn man Kreide in Wasser auflöst. Zwar ist sie clean, aber die können viel sagen. Denn die Reformhäusler haben doch nur im Sinn, den gesetzlichen Bestimmungen zu genügen. Und was das heißt, weiß man. Da wird ja schon etwas als rückstandsfrei bezeichnet, wenn von einem Hundertstel oder so eine Ratte nicht mehr draufgeht. Man wird dann eben nur noch ein bißchen krank! Überhaupt diese Tierversuche. An ihnen zeigt sich schon die ganze Lebensverachtung dieser Verpester. Da werden unschuldige Lebewesen umgebracht, damit die Menschheit um so perfekter vergiftet werden kann . . . Da lohnt es doch zu wissen, daß es noch Landkommunen gibt, wo der Kunstdünger nicht in der Ecke steht. Außerdem kommt es ja darauf an, rückstandsfreie Kollektive zu unterstützen . . . Es bleibt die Hoffnung, daß auch in der Großstadt wieder Kuhställe in den Hinterhöfen eingerichtet werden. Früher war das doch auch möglich. Man kann das ja organisieren. Jeder Block betreut ein paar Kühe, für Eier kann dann auch gesorgt werden, und die Frage nach den Schweineställen löst sich von selbst. Denn eines Tages hört diese furchtbare Fleischfresserei sicher von alleine auf, nicht nur wegen der Verschwendung von Kalorien, sondern aus prinzipiellen Gründen; letztlich ist sie ja ein Krieg gegen alles, was nicht Mensch ist, diese Fleischfresserei. – Aber beim Müsli macht es dann doch die Zusammensetzung. Man muß wissen, wieviel Weizen man sich zumuten darf.

Es gibt gute Gründe, mit unserer Ernährung unzufrieden zu sein. Die Klage, daß es bestimmte Süßwasserfische gar nicht mehr gibt, daß unser Gemüse nach Wasser schmeckt, daß die Vielfalt der Obstsorten zu Gunsten sicherer Massenerträge aufgegeben wurde, daß also eine grobe Nivellierung stattfand, ist berechtigt. Industrielle Fertigprodukte haben nichtverarbeitete Le-

bensmittel zunehmend verdrängt, und man ist täglich einer Fülle von künstlichen Aromastoffen, Stabilisatoren, Konservierungsmitteln und erlaubten Farbstoffen ausgesetzt. Die mittelständische Frankophilie hat an diesen Zuständen schon einiges ändern können, und auch die zunehmende Reformhausklientel zwingt die Konzerne zu Angebotsänderungen. Ob die Qualität der Produkte sich damit zwangsläufig ändert, muß sich erst noch erweisen. »Wenn Natur, dann Neuform« – der Etikettenschwindel darf beginnen. ›Natur‹ dürfte zur Zeit das wichtigste Wort in den Umsatzfeldzügen der Lebensmittelkonzerne sein. Der Verdacht, daß so die neuen Bedürfnisse in gewohnter Weise nur suggestiv befriedigt werden, ist nur allzu angebracht, und was sich bei all dem mit Sicherheit nicht ändern wird, ist die Belastung unserer Lebensmittel mit Dingen, die man nicht schmeckt, mit Rückständen von Pestiziden, Insektiziden, mit Einlagerungen von Schwermetallen und sonstigen Noxen. Deshalb die fundamentale Abkehr? Nach nur kurzem Verweilen am alternativen Eßtisch wird man feststellen, daß letztlich doch nicht ein – analysierbarer – Rückstand das Problem ist, ebensowenig wie Fragen des Geschmacks sich als diskussionswürdig erweisen. Es hat sich im alternativen Milieu ein, wenn nicht neuer, so doch qualitativ anderer Diskurs des Essens etabliert, in dem sowohl ›wissenschaftsgläubige‹ als auch ›genußsüchtige‹ Argumente obsolet geworden sind.

2. *Erster Hauptgang: der Verantwortungsesser*

Auf der abstrakt moralischen Ebene dieses neuen Diskurses ist aus dem Essen mehr geworden als ein sinnlicher Austausch mit der Umwelt von höchster Unmittelbarkeit und geringster Distanz. Der Verantwortungsesser hat seine Empfänglichkeit für die Reize unserer nächsten Sinne, für Geschmack, Berührung und Geruch gewandelt. Auch der rituelle Aspekt des Essens, die Gemeinsamkeit in der Gewißheit, nicht selbst vom Tischnachbarn verzehrt zu werden, die Utopie der Tischgesellschaft mithin, die im gemeinsamen Genuß einen Minimalkonsens von Gesellschaftlichkeit verwirklicht, scheint bei den Verantwortungsessern geschwunden. Das Essen ist zu einem Akt individueller Moralität geworden, zur sittlichen Tat.
»Die Menschheit ist ein Organismus. Wir sind Zellen in diesem Organismus, von jeder einzelnen Zelle hängt das Wohlbefinden des gesamten Körpers ab. Je mehr gesunde Zellen, um so besser kann sich der Körper entwickeln und seine Natur verstehen.«[1] Die Ernährungsweise wird nicht nur wie in der traditionellen Diätetik mit dem Bewußtsein kurzgeschlossen, sondern über die Ernährung sollen die jeweils erwünschten sozialen Veränderungen in Gang gesetzt werden. Es wird eine moralische Welthygiene entworfen, an der jeder einzelne mit dem Müsli partizipiert.

»Nach Einführung des Genusses von Tierfleisch und der Tierzucht machte sich der Mensch zum Knecht und Sklaven des Tieres, zerstörte die Erdoberfläche und wurde zum Grundbesitzer.«[2] Der Sündenfall, oder auch die ursprüngliche Akkumulation, findet nunmehr im Metzgerladen statt, und wer Fleisch ißt, kann in direkter Ätiologie für den Hunger der Welt zur Verantwortung gezogen werden. Das nobelste Argument zielt auf den Hunger der anderen, der vom Fleischverzehr unterhalten wird. Doch aus den möglichen Konsequenzen solcher Argumente soll der Hunger allenfalls als Nebeneffekt gestillt werden – an all dem soll in erster Linie die eigene Seele genesen. (So findet sich in den zahlreichen in den einschlägigen Läden erhältlichen Traktaten immer nur die Aufrechnung des Hungers auf unseren gewissenlosen Fleischgenuß; die Frage, wie dies ohne Rüstung aussehen würde, wird nicht gestellt.)

In dieser moralischen Eßkultur wird der Versuch unternommen, einen vernünftigen Genuß, die Einheit von sittlicher Tat und unvernünftiger Materie zu realisieren. Der Wohlgeschmack der Körner ist a priori begründet; er liegt nicht in der sinnlichen Beschaffenheit des Getreides. Alle Handlungen, die sich darum ranken, wie etwa das eigenhändige Vermahlen des Getreides, unterliegen der Logik dieser sittlichen Sinnlichkeit. »Aber es gibt auch einen Wohlgeschmack, dessen Regel a priori begründet sein muß, weil sie Notwendigkeit, folglich auch Gültigkeit für jedermann ankündigt, wie die Vorstellung eines Gegenstandes in Beziehung auf das Gefühl der Lust und Unlust zu beurteilen sei (wo also die Vernunft insgeheim mit im Spiel ist, ob man zwar das Urteil derselben nicht aus Vernunftprinzipien ableiten und danach beweisen kann); und diesen Geschmack könnte man den vernünftelnden, zum Unterschiede vom empirischen als dem Sinnengeschmack (. . .) nennen.«[3]

Das Sittengesetz schwebt nicht mehr in ferner Abstraktion über den Köpfen – und besonders über den Leibern –, es hat Gestalt angenommen und kann verzehrt werden: Vollkorn ist gut, Fleisch ist verwerflich.

Der Sinn der protestantischen Sinnesfeindlichkeit, die vom Verantwortungsesser gelebt wird, lag in der Bündelung aller vormals hedonistischen Energie für den Prozeß der Akkumulation. Es fand eine Modellierung des Geschmacks statt, die unter dem Einfluß qualitativ neuer Genußmittel, wie etwa Kaffee, das Paradox eines asketischen Genusses zum Ziel hatte.[4]

Disziplin und Geringschätzung des Sinnengenusses ermöglichten später dann der Politik den Weg in den Kochtopf. Die Propagierung etwa von »Eintopfsonntagen« im Faschismus, d. h. des Ersatzes des sonntäglich aufwendigeren Essens durch eine Alltagsspeise zu Gunsten angeblich allgemeiner politischer Ziele, ist nur vor dem Hintergrund einer solchen Askese aus Pflicht verständlich.

Der Verantwortungsesser ist von einem Pathos der Entscheidung für den

richtigen Weg beseelt, und in diesem Entscheidungswahn erinnert er nur allzu deutlich an die beherzten Universitätsmaoisten in ihrer Entscheidung »fürs Volk«.

»Aber ich bin für die Zukunft verantwortlich, für die Richtung, die die Menschheit jetzt einschlägt. Ich trage die Verantwortung für die Politik meiner Regierung, die die Welternährung und die Weltverteilung der Reichtümer beeinflußt. (. . .) Änderung der Ernährungsweise besagt einfach: Ich habe die Wahl. Dies ist der erste Schritt. Denn wie können wir die Verantwortung für die Zukunft übernehmen, wenn wir nicht eine Wahl treffen, die uns persönlich von dem zerstörerischen Weg wegführt, den unsere Vorfahren für uns gebahnt haben?«[5]

Der Tatsache ruinöser Überfluß- und Verschwendungsproduktion auch in der Landwirtschaft, mit den bekannten Nebenwirkungen wie etwa der gestaltlichen und geschmacklichen Nivellierung der Lebensmittel, soll mit einer Veränderung der Ernährungsweise zu begegnen sein: Wer wenig Fleisch ißt, zeigt Verantwortungsbewußtsein, wer sich zum Beispiel oberbayrischen Schweinshaxenexzessen hingibt, ist ein Gesinnungsschwein.

Während das bürgerliche Kochbuch, noch in Anlehnung an die Hausväterliteratur, eine »Lehre von der gesamten Hauswirtschaft« vermitteln und den bürgerlichen Lebensstil als allgemein gültigen vorführen wollte, sind in den alternativen Kochbüchern neben die Rezepte Erörterungen globaler politisch-ökonomischer Zusammenhänge und ökologische Bewertung getreten. Wenn dann der Proteingehalt eines vegetarischen Rezeptes angegeben wird, gerät die ernährungsphysiologische Berechnung zur moralischen Größe.[6]

Die politischen Diskussionen der vergangenen zehn Jahre hatten kaum die Kraft, das Alltagsleben nachhaltig zu verändern. Vielmehr war das Auseinanderklaffen von Anspruch und Realität jedem in seiner Lebensalltäglichkeit vertraut. *Mein progressiver Alltag* oder *Les Frustrées* sind gelungene Beschreibungen dieses Dilemmas, Beschreibungen auch, die die Trägheitsmomente des Alltagslebens gegenüber dem erklärten politischen und moralischen Rigorismus festhalten.

Der Verantwortungsesser hält nun diese Trägheit des Vertrauten, Gewohnten in der Gestaltung des Alltagslebens für überwunden. Er hat wenigstens für seine Person damit gebrochen. Für ihn hat der kategorische Imperativ sinnliche Gestalt angenommen.

Im Zwangssystem der kantischen Ethik, die nach wie vor als Paradigma des preußisch-deutschen Rigorismus – auch unserer Tage – Gültigkeit besitzt, ergab sich das Problem des Übergangs von der Abstraktion des Sittengesetzes in die empirische Lebenswirklichkeit, in die Bedingungen wirklich handelnder Menschen, die beständig den Angriffen »empirischer Beweggründe«, den Angriffen einer verführerischen Sinnlichkeit ausgesetzt sind.

Dieser Übergang war nicht zu erklären, und es mußten Instanzen wie etwa die des »moralischen Gefühls« eingeführt werden, um das Sittengesetz ins Leben hinabsteigen zu lassen.
Die Verantwortungsesser haben aus dieser Schwierigkeit zum Paradox einer vernünftigen Sinnlichkeit gefunden (für die man sich allerdings entscheiden muß; es gibt offenbar auch, getreu dem Kantischen System, eine unvernünftige und chaotische Sinnlichkeit). Pflicht und Lebenswirklichkeit können nicht mehr in Konflikt geraten, schon beim Essen wird die Pflicht an der Menschheit erfüllt.
»Aber mir schmeckt Fleisch! – Was soll ich tun?«
Darauf wird die Antwort gegeben: »Der beste Weg, eine tief verwurzelte Gewohnheit zu verändern, ist, sie nicht mit den Wurzeln herauszuziehen, sondern neben der alten Gewohnheit die neue zu hegen und zu pflegen, ihr Aufmerksamkeit und Liebe zukommen zu lassen; bald wird die neue Gewohnheit sich stark und schön entwickeln, und das alte Unkraut wird verwelken und aus unserer Sicht verschwinden.«[7]
Es können Rituale einstudiert werden, die einstimmen auf diese Veränderung der alten Gewohnheiten, Rituale des »Von-Hand-Machens«, der Einfachheit, der (vermeintlichen) Reinheit, doch der »sanfte Weg« darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß man nicht gewillt ist, Zwitternaturen in den Kreis der Erwählten und Erretter aufzunehmen: Es geht nicht an, etwa aus Gründen des besseren Geschmacks »biodynamisches« Gemüse oder traditionell produzierten Wein[8] zu bevorzugen, sich gelegentlich beim anthroposophischen Bäcker mit Brot zu versorgen, aber daneben noch nach guten Metzgern sich zu erkundigen. Derartige Vermischungen sind nicht zulässig, die prinzipielle Entscheidung darf nicht dem Relativismus der Genußsucht verfallen, der das Menschheitsziel vernebelt, sei es nun die Frage des Hungers oder die der Wiedervereinigung mit der ersten Natur.
Gemäß der Logik der freien Entscheidung für die Diätetik der Verantwortung entscheidet man sich außer für Leben oder Sterben des Menschengeschlechtes auch für seine individuelle Krankheit oder Gesundheit.
August von Borosini, der vor und während des Ersten Weltkrieges das »Fletschern« in Deutschland verbreiten wollte (zuerst propagiert von Horace Fletcher und in erster Linie eine Kautechnik – aufbauend auf einem vorwiegend vegetarischen Speisezettel –, die durchaus eine weitere Verbreitung fand; so gab es etwa in München einen »Kauclub«, der die »sorgfältige Durchspeichelung aller Nahrung« zum Ziel hatte), schrieb 1916: »Für jeden Deutschen ist Gesundheit heute eine vaterländische Pflicht!«[9] – Auch die Verantwortungsesser haben Krankheit (wieder) als moralischen Zustand erkannt. »Jeden Tag verändern wir die Bedingungen für unsere Verdauung: wechselndes Essen, wechselnde Tätigkeiten. Wer einen guten Gesundheitszustand erreichen will – und wer will das nicht –, der muß die Verantwor-

tung seinem Körper gegenüber bewußt leben & permanent an einer Verbesserung seines Lebens in dieser Richtung arbeiten.«[10]
Das Gebot aber produziert die Angst vor seiner Übertretung, und die Angst zu erkranken ist nicht zuletzt eine solche Übertretungsangst. Diese Diätetik, über weite Strecken ein abstruses Konglomerat aus Versatzstücken fernöstlicher Lebensklugheit, Anthroposophie und christlich geprägten Askesevorstellungen, wobei die Verbindungen zur bürgerlich-protestantischen Askese wohl am stärksten ausgeprägt sein dürften, ist Ausdruck eines universalen moralischen Rigorismus, der sich, ist er erst ins Alltagsleben vorgedrungen, dort als Zwangssystem etabliert. Dieser Zwang gründet sich zum einen auf einen absoluten Determinismus (Krankheit ist ausschließlich exogen, angefressen, durch die Diätetik verändert sich das Bewußtsein, eine andere Ernährung löst das Hungerproblem und die politischen Probleme allemal, und vice versa gilt dann auch: wenn die Ernährung so bleibt, wird es weiterhin Kranke geben, politische Krisen und Unterdrückung) und zum anderen auf die Freiheit, sich innerhalb der angenommenen Zweiwertigkeit dieses Determinismus zu entscheiden. Die Gültigkeit und moralische Güte muß nun im Alltagsleben in sorgfältiger Befolgung der vorgegebenen Regeln in steter Wiederholung verifiziert werden. Verletzung dieser Regeln mobilisiert das Gewissen, und die Angst wächst.

3. *Zwischengang*

»Im Kleinen kann man sogar auf dem Balkon einiges anpflanzen: Tomaten, Auberginen, vor allem Küchenkräuter, die bei Krankheiten Heilwirkung zeigen.«[11] Wenn ich als Stadtbewohner die Rußschichten auf meinem Balkon berücksichtige, kommen mir ernsthafte Zweifel an der Genießbarkeit derartiger Eigenproduktion, doch die zarten Gewächse des Wortgartens, der zwischen den Tomaten und Heilkräutern entstanden ist, gedeihen dafür besonders gut unter den hiesigen Inversionswetterlagen und Schadstoffkonzentrationen. »Biologisch-dynamisch« hat sich mittlerweile als mehrjähriges unter den Wortgewächsen bewährt: die biodynamische Anbaumethode ist eigentlich gar keine – was zum Ausdruck kommen soll, ist das ewige Gebären der ewigen Mutter. »Menschenwerk« ist nur in der Lage, diese selbsttätige Produktion zu irritieren oder gar zu unterbinden. »Als Konsumenten sind wir alle voll verantwortlich für die Bodenbeschaffenheit unserer Landwirtschaft. (. . .) Wenn wir biologische Nahrung essen, unterstützen wir dadurch den Produzenten, der durch bewußten Anbau wiederum die Erde reinigt. (. . .) Wenn wir unser eigenes Gemüse pflanzen, dann haben wir teil am Kreislauf der Natur. Säen, pflanzen und ernten, und zu diesem Erlebnis gibts noch frisches gesundes Gemüse dazu.«[12] Der »Kreis-

lauf« ist allumfassend, so wie mit dem »Vollwert« »naturgerechter« Ernährung die »Lebenskraft« des »ganzen Kornes«, die »ganzheitliche« »bewußte Lebensweise« auf der individuellen Ebene alles ergreift.
Sehr beliebt ist auch die Rede vom »biologischen Wert« einer Speise (nach Gebrauchswert, Tauschwert und Heizwert nun der Biowert?), worunter nicht etwa ihr Gehalt an essentiellen Aminosäuren, Vitaminen und Spurenelementen zu verstehen ist, sondern der Gehalt an durchaus geheimnisvollen »Wirk- und Vitalstoffen«, nur erkennbar für Eingeweihte an ihren positiven Auswirkungen auf Leib und Seele. Dagegen steht das Geteilte, Degenerierte, Künstliche der »industriellen Ernährung«, der »kosmetischen Zivilisationskost«. Sie ist Ursache von »Krankheiten, geistiger Verstörung, Deformationen und chronischen Beschwerden« und führt »zum weiteren Verfall der Volksgesundheit«.
Nur »Natur«, »ihr Gesetz und ihre Ordnung«, ermöglichen den »Neuanfang der Menschheit, bevor der vollständige Verfall eingesetzt hat«[13]. »Natur« ist so zur guten Seite eines Bedeutungssystems geworden, das in seiner allumfassenden Dichotomie den Einzelnen wirkungsvoll zu steuern vermag und so gewissermaßen Überich-Funktionen übernimmt.

4. *Zweiter Hauptgang: der Fluchtesser*

Fluchtesser und Verantwortungsesser begegnen sich in ihrer Angst. Der Angst vor der Übertretung der Zwangsregeln entspricht beim Fluchtesser die Angst, vergiftet zu werden. Damit ist nicht die mittlerweile sehr begründete Furcht gemeint, sich mit einer Speise zuviel von einem Schwermetall, Insektizid oder Arzneimittel zuzuführen, denn dies würde vom Fluchtesser den Versuch einer Wertung fordern, eine differenzierte Argumentation, die verschiedene toxikologische und medizinische Gesichtspunkte berücksichtigen müßte.
Der Fluchtesser flieht mit der bisher üblichen Ernährung die Bedingungen, unter denen sie entstand. Die Ordnung des Essens steht für die Ordnung des Ganzen, und im Essen wird eine gleichermaßen ursprüngliche wie letztverbliebene Autonomie gefunden, mit dem Essen beginnt die Umkehr und das Davonlaufen.
Diätetik war in der Antike und im Mittelalter eine Lehre der Lebensverlängerung: durch die Beeinflussung der Ernährung und der übrigen Lebensgewohnheiten sollte der Tod hinausgezögert werden. Dieses Ziel der Diätetik ist auch in ganz trivialen Beispielen noch sichtbar; wer kennt nicht das bulgarische und reckturnende Männlein, mit dem in Apothekenschaufenstern für Knoblauchpastillen geworben wurde.
In der konventionellen Ernährungsweise, wie wir sie kennen, geprägt von

kultureller Überlieferung und den jeweils besonderen ökonomischen Bedingungen, unter denen der Speisezettel zusammengestellt werden muß, sieht der Fluchtesser eine verordnete Diät, die seinen Anspruch auf Lebensverlängerung gefährdet. Dabei vermengen sich naturwissenschaftliche mit naturmythischen Argumentationslinien.

Der naturwissenschaftlich begründeten Medizin mit ihrer physiologischen Ernährungslehre, der neuen Wissenschaft von den Mikroorganismen, der Mikrobiologie, und den analytischen Methoden der Chemie verdankt sich der im letzten Jahrhundert zunehmende Kampf gegen die Verunreinigung und Verfälschung von Lebensmitteln. 1879 wird das erste reichseinheitliche »Gesetz betreffend den Verkehr mit Nahrungs- und Genußmitteln, sowie Gebrauchs- und Verbrauchsgegenständen« erlassen. Damals ging es in erster Linie um die Einführung der allgemeinen Fleischbeschau, der Qualitätskontrolle von Milch, Brot und Bier. »Die Verfälschung von Viktualien war an sich schon ein jahrhundertealtes Problem der Volksernährung gewesen. In den Zunftordnungen, wie später in den Magistratserlassen mußten immer wieder entsprechende Strafandrohungen erneuert werden, was als Beweis zu werten ist, daß fortwährend dagegen verstoßen worden ist.«[14] Während bis etwa in die Mitte des 19. Jahrhunderts der Zielpunkt der Kritik die Verfälschung von Lebensmitteln – wie das Strecken der Milch mit Wasser oder das Bierbrauen mit minderwertigem Getreide – war, kam mit dem Vordringen der Lebensmitteltechnologie und der großindustriellen Produktion von Lebensmitteln der Zweifel an den neu entwickelten Farbstoffen, Konservierungsmitteln und Aromastoffen auf. Es fand eine Entwicklung vom »reinen Sinnenbefund« zur toxikologischen Analyse statt. »Bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts gründete sich die überwachende Begutachtung und Qualitätsbeurteilung von Lebensmitteln neben wenigen einfachen experimentellen Prüfungen auf den Sinnenbefund praktisch und technologisch Sachkundiger. Im 19. Jahrhundert vollzog sich Schritt für Schritt eine Verlagerung ins Naturwissenschaftliche durch Fundierung der Befunde mit chemischen, mikroskopischen und mikrobiologischen Untersuchungsergebnissen.«[15]

Die rechtliche Situation veränderte sich entsprechend: war zunächst nur der Verkauf von verfälschten oder verdorbenen Lebensmitteln verboten, wurde in der Folgezeit die Bedeutung der jeweils neuen Zusatzstoffe erkannt; das Recht hinkte dabei allerdings häufig der Chemie hinterher. Ein bekanntes Beispiel ist das »Buttergelb«, ein Anilinfarbstoff, mit dem die Butter versetzt wurde und der Leberkrebs auszulösen vermag. Ein ausdrückliches Verbot konnte, wie bei anderen Substanzen auch, erst erfolgen, nachdem man zu dieser Erkenntnis gekommen war. Daraufhin wurde 1958 in einer Novelle des Lebensmittelgesetzes ein neues Kriterium für die Erlaubnis von Zusatzstoffen eingeführt: die gesundheitliche Unbedenklichkeit im Tierversuch.[16] Auch dies erwies sich, wie wir mittlerweile wissen, als nicht unpro-

blematisch, weil Kumulationseffekte und Langzeitschäden damit nicht immer erfaßt werden können. So gehört es nun fast schon zu unserem ›Medienalltag‹, daß wir in kurzen Intervallen die Gefährlichkeit von Stoffen zur Kenntnis nehmen müssen, die sich in unserer täglichen Nahrung befinden und die bislang als unbedenklich galten.

Beim Fluchtesser haben sich nun die einzelnen toxikologischen und pathologischen Erkenntnisse zu einem System gegliedert. In diesem System stehen sich Gift und Reinheit gegenüber, und keine zugelassene Höchstmenge, keine Unbedenklichkeitsgrenze, kein Nachweisverfahren kann vor diesem Reinheitsgebot bestehen. Die Problematik einer juristischen Kodifizierung von Schutzvorschriften für den Verbraucher und einer Gesetzeswirklichkeit, in der dieser Schutz sich als mangelhaft erweist, ist hier irrelevant geworden, weil der Fluchtesser auch aus der Logik dieses naturwissenschaftlichen Beweisverfahrens aussteigt. Eine höchst-zulässige Menge eines Stoffes in einem bestimmten Quantum Nahrung ist für ihn ein nicht erträglicher Widerspruch. Es darf nicht sein, daß überhaupt einer dieser Stoffe in einer noch so kleinen Menge im Essen ist. Die Natur ist der Ort, in den er sich vor diesen Giftgeburten der Wissenschaft und der Industrie rettet.

»Wer Leute in einer psychiatrischen Klinik unter permanentem Drogeneinfluß gesehen hat, der wird sich dann wohl auch die Frage stellen nach den Auswirkungen der feinen regelmäßigen Chemiedosen, die wir tagtäglich mit unserem Essen in uns aufnehmen, Nahrung, die unsere Wahrnehmung verändert. (. . .) Täglich wechseln wir durch unsere Nahrung Blutqualität und Wahrnehmungsfähigkeit. Wenn wir zeitgemäße (im Jahreslauf) stärkende Mahlzeiten zu uns nehmen, passen wir uns dem natürlichen Lebensrhythmus an, dann fühlen wir Frieden mit der Welt. Der Mensch ist ein Produkt seiner Umwelt.«[17] Der Rückzug in die Natur – die natürlichen Speisen und die natürlichen Rhythmen – wäre jedoch mißverstanden, hielte man ihn für eine bloß negierende vulgärmaterialistische Gegenbewegung zur Giftigkeit des Systems und den diese verursachenden Wissenschaften. Gewiß, die Blüte des Obskurantismus ist eine Seite dieser Fluchtbewegung, die dann eine Flucht in die zahlreichen Geheim- und Privatsysteme ist, sei es Astrologie (in jeder durchschnittlichen Buchhandlung mittlerweile ca. 2,50 Meter), Fernöstliches oder Mütterweisheit. Eine andere Seite dieser Fluchtbewegung ist ihre – uneingestandene, dafür aber absolute – Wissenschaftsgläubigkeit.

In den Alternativ-Food-Läden (deren Namen im übrigen eine eigene Würdigung verdient hätten, ob er »Urwoge«, »Brotgarten«, »Sesammühle« oder »Mutter Erde« lautet) werden zahlreiche Traktate angeboten – nicht eines, wo nicht am Schluß einer Behauptung ein Professor oder Doktor der Medizin auf die Szene tritt, der all das schon einmal bewiesen habe. Ob es ums Zuckeressen oder um die Gefährlichkeit von Schweinefleisch geht, die

Weihe der Wissenschaftlichkeit ist unverzichtbar. Dabei wird die Kategorie der Kausalität selbst zum Mythos; sie wird übertragen auf Theorien der Lebensklugheit, die vor dem naturwissenschaftlichen Kausalitätsdenken liegen. Selektiv ist diese Wissenschaftsgläubigkeit, weil sie nur diejenigen Erkenntnisse gelten läßt, die den eigenen Bezugsrahmen, jene fiktive Natürlichkeit, nicht in Frage stellen. Absolut ist sie in ihrer Intensität – wenn ein Zusammenhang als erwiesen gilt, wird dies zum Dogma. »Nach Dr. Hay wird der Körper krank, wenn er mit der steigenden Flut seiner Körperrückstände (Säureendprodukte der Verdauung und Gifte) nicht mehr fertig wird. (. . .) Wir werden krank! Oft erst in Jahrzehnten, wissen dann nicht warum und ist nicht mehr nachweisbar. (sic!) (. . .) Aber diese Krankheiten gibt es erst, seitdem wir uns mit isolierten, entarteten (sic!), vergifteten Nahrungsmitteln bewußtlos vollpumpen.«[18] So zu lesen im *Stattbuch*, einem »alternativen Wegweiser durch Berlin«, der unter dem Stichwort Ernährung auch die neue Parole »Müsli für Alle!« ausgibt.

Die Kumulation und Verquickung verschiedenster Einzelaussagen aus unterschiedlichen theoretischen oder praktischen Zusammenhängen ist nur möglich, weil »Natur« als universaler Bezugspunkt und Fluchtmetapher dieses so entstehende scholastische Gebilde zusammenhält. (Die Geschichte solcher Fluchtbewegungen ist umfangreich, genannt seien nur die sich auf Rousseau berufende Natursehnsucht oder etwa die nachexpressionistischen Aussteiger und Naturschwärmer, von denen dann die Verbindungslinien zur Jugendbewegung und zur faschistischen Ideologie zu ziehen wären.) »Natur« ist in diesem Bedeutungsgefüge eine durchgängige Bestimmung des Lebens, die es gestattet, alle Erscheinungen nach demselben Prinzip wenn nicht abzuleiten, so wenigstens zu klassifizieren. Hier ist wirksam, was Lévi-Strauss als wichtige Eigenschaft des magischen Denkens beschrieb; diese »gigantische Variation über das Thema des Kausalitätsprinzips« unterscheidet sich von der Wissenschaft »weniger durch die Unkenntnis oder die Geringschätzung des Determinismus als vielmehr durch einen weit gebieterischeren und anspruchsvolleren Anspruch auf Determinismus, welchen die Wissenschaft höchstens unvernünftig und übereilt nennen kann«[19].

Für den Fluchtesser ist die »Natur« zur steuernden Idee[20] geworden, zur innerpsychischen Repräsentation einer das gesamte Verhalten bestimmenden Instanz. Die Natur ist das Gegenteil der Angst, oder Angst entsteht, wenn der Fluchtesser sich von dieser steuernden Idee abwendet. Vielleicht aber war die Angst auch vorgängig; dann können wir gespannt sein, welchen Ausdruck sie sich verschaffen wird, wenn das Müsli einmal nicht mehr schmeckt.

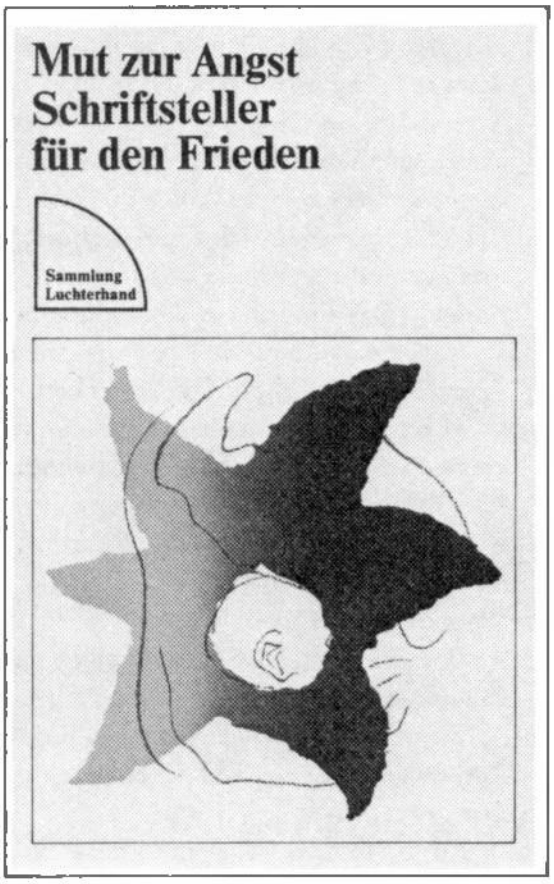
Als Nachspeise sei »Der ideale Tagesplan« empfohlen:
»Das Getreide ist die Grundlage einer gesunden Ernährung. Ohne Getreidemühle ist es nicht möglich, die Familie gesund zu ernähren, denn Vollkornschrot und Vollkornmehl sind rascher verderblich als frische Milch und können nicht auf Vorrat gehalten werden.
Frühstück: Es wird mit einem Frischkornbrei begonnen. (. . .)
Zubereitung: Dazu wird abends zuvor für jedes Familienmitglied eine Handvoll biologisch angebauter Weizen nicht zu fein geschrotet und über Nacht mit etwas Wasser angesetzt, am besten mit Quellwasser. Zu diesem wohlschmeckenden Brei kann ein wechselnder Kräutertee getrunken werden.
Mittagsmahlzeit: Im Mittelpunkt stehen Rohgemüse und die grünen Salate, dazu ein warmes Getreidegericht mit wechselnden Getreidesorten sowie einer Gemüsezulage.
Zubereitung: (. . .) Man kombiniert mindestens zwei Wurzelgemüse mit einem Blattgemüse, also Möhren, Sellerie, rote Beete, Kohlrabi mit Salat, Eissalat oder Feldsalat. (. . .) Dieser Rohkostteller ist vor dem warmen Getreidegericht zu essen, weil es sonst zu Blähungen kommen kann.
Abendmahlzeit: Das Abendessen besteht aus Vollkornbrot, Frischkäse, Quark und Kräutern. Dazu beliebige Kräuter-Teesorten.
Natur im Dienste der Gesundheit«[21]

Gustave Doré, aus: La Sainte Russie, 1854

1 *Der grüne Zweig – Ernährung und Bewußtsein*, Löhrbach o. J., S. 24.
2 *Warum kein Fleisch, kein Fisch, kein Ei?*, Berlin o. J. (ed. »Yin + Yang« Anchala und Ramon Markus), S. 3.
3 Immanuel Kant, *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, zit. nach: Immanuel Kant, *Werke in sechs Bänden*, ed. Wilhelm Weischedel, Frankfurt a. M. 1964, Bd. VI, S. 564.
4 Vgl. zur Sozialgeschichte des Kaffees: Wolfgang Schivelbusch, *Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genußmittel*, München 1980. Sowie das Kapitel »Das Eindringen des Kaffees in die Werktags- und Festmahlzeiten«, in: Günter Wiegelmann, *Alltags- und Festtagsspeisen*, Marburg 1967.
5 Frances Moore-Lappé, *Die Öko-Diät*, Frankfurt a. M. 1978, S. 52.
6 O. g. Buch liefert beispielsweise in seinem Rezeptanhang saubere Proteingehaltsangaben, die noch auf den täglichen Durchschnittsbedarf bezogen werden. Wehe, man ißt mehr! Zur Entwicklung des Kochbuchs aus der Hausväterliteratur vgl. H. J. Teuteberg / G. Wiegelmann, *Der Wandel der Ernährungsgewohnheiten unter dem Einfluß der Industrialisierung*, Göttingen 1972, S. 30-44.
7 *Warum kein Fleisch . . .*, S. 14.
8 Auch mehrsternige Köche empfehlen mittlerweile wegen des Wohlgeschmacks alternative Produkte, vgl. etwa *stern, Journal Essen und Trinken*, in Heft Nr. 50, 1981.
9 A. v. Borosini, *Das Fletschern und die Magenfrage. Ernährungs-ABC als Grundlage aller Körperkultur*, Erster Teil, Dresden 1917, S. XVIII.
10 *Der grüne Zweig . . .*, S. 17.
11 Ingrid unter dem Stichwort »Ernährung« in: *Stattbuch II, Ein alternativer Wegweiser durch Berlin*, Berlin 1980, S. 500.
12 *Der grüne Zweig*, S. 17.
13 Ebenda, S. 10.
14 H. J. Teuteberg / G. Wiegelmann, a.a.O., S. 52.
15 E. Schmauderer, »Die Beziehungen zwischen Lebensmittelwissenschaft, Lebensmittelrecht und Lebensmittelversorgung im 19. Jahrhundert, problemgeschichtlich betrachtet«, in: *Ernährung und Ernährungslehre im 19. Jahrhundert*, ed. Edith Heischkel-Artelt, Göttingen 1976, S. 144 f.
16 Vgl. dazu Karl Huth, *Ernährung und Diätetik*, Heidelberg 1979, S. 195 f.
17 *Der grüne Zweig*, S. 24.
18 Nochmals Ingrid a.a.O.
19 Claude Lévi-Strauss, *Das wilde Denken*, Frankfurt a. M. 1979, S. 22.
20 Die Frage, ob beim Fluchtesser phobische Elemente oder eine Angstsymptomatik im Vordergrund stehen, kann in dem hier gesteckten Rahmen nicht beantwortet werden; sie müßte auf dem Boden empirischer Kasuistik erörtert werden.
Den Ausdruck »steuernde Idee« verwenden wir in Anlehnung an das »Konzept vom steuernden Objekt« bei Karl König (*Angst und Persönlichkeit*, Göttingen 1981).
21 Klaus Renken (Hg.), *Umweltfreundliche Produkte. Ein Handbuch für den öko-bewußten Verbraucher*, Fischer alternativ, Frankfurt a. M. 1981, S. 160 f.

Goethe Institut e.V. Bibliothek

Berliner Begegnung zur Friedensförderung
Protokolle des Schriftstellertreffens am 13./14. Dezember 1981
176 Seiten. Brosch. DM 16,80
Auf Einladung des Schriftstellers Stephan Hermlin trafen sich am 13. und 14. Dezember 1981 fast hundert Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler aus beiden deutschen Staaten und aus europäischen Nachbarländern in Ost-Berlin, um über die Bedrohung des Friedens in Ost und West zu sprechen. Der vorliegende Band versammelt den vollständigen Text aller Beiträge.



Mut zur Angst
Schriftsteller für den Frieden
Herausgegeben von Ingrid Krüger
Sammlung Luchterhand 415
Broschiert. DM 10,80
Ist die Menschheit in Gefahr, an sich selber zugrunde zu gehen? Dieses Buch soll Mut zur Angst machen. Es versammelt Texte deutschsprachiger Autoren aus Ost und West. Texte, die geeignet sind, unsere Vorstellungskraft über die Folgen des nuklearen Rüstungswahnsinns zu erweitern. Texte, die zum Frieden hetzen.

Luchterhand

André Gregory / Wallace Shawn / Louis Malle
So eine Art letzte Chance
»Mein Essen mit André«

»Mein Essen mit André« ist ein Film von Louis Malle über ein Wiedertreffen zweier Freunde nach langer Zeit in einem New Yorker Restaurant: Wallace Shawn (Wally) ist ein 36jähriger Bühnenschriftsteller, offensichtlich nicht sehr erfolgreich, und Schauspieler. André Gregory, früher ein guter Freund Shawns, war ein bekannter experimenteller Theater-Regisseur, bis er irgendwann aus New York verschwand und sich »auf der Suche nach dem Sinn des Lebens« in der Welt herumtrieb.

WALLY: War es nicht George, der mir erzählt hat, du wolltest den *Kleinen Prinzen* dramatisieren?
ANDRÉ: Weißt du, das war damals so. Den Herbst war ich in New York und ich traf da diesen jungen japanischen Buddhistenpriester namens Kozan. Das ist ja der Puck aus dem Sommernachtstraum, dachte ich bei mir. Sein strahlendes, zauberhaftes Lächeln – er war für mich der kleine Prinz. Ich wollte dann auch gleich in die Sahara aufbrechen, um mit zwei Schauspielern und diesem japanischen Mönch am *Kleinen Prinzen* zu arbeiten.
WALLY: Hast du's getan?
ANDRÉ: Weißt du, Wally, ich war damals in einer mehr als merkwürdigen Verfassung. Wenn ich in den Rückspiegel meines Wagens blickte, sah ich kleine Vögel, die mir aus dem Mund flogen. Ich erinnere mich, ich war damals immer völlig erschöpft. Ich wußte gar nicht, was eigentlich mit mir los war. Ich saß tagelang draußen allein auf dem Lande, tat nichts, schrieb nur in mein Tagebuch und mußte unentwegt an den Tod denken.
WALLY: Aber du bist doch in die Sahara gegangen.
ANDRÉ: O ja, wir sind damals losgezogen. Wir ritten auf Kamelen durch die Wüste, wir ritten und ritten, und nachts war das Himmelszelt über uns und die Sterne. Und ich mußte an dasselbe denken, was mich schon zu Hause beschäftigt hatte. Besonders an Chiquita. Ich dachte wirklich über nichts anderes nach als über meine Ehe.
Ich erinnere mich an eine unglaublich dunkle Nacht. Es war in einer Oase, und die Palmenzweige wiegten sich im Wind. Ich hörte Kozan singen, weit entfernt mit seiner himmlischen Baßstimme, und ich versuchte, der Stimme im Sand nachzugehen. Ich hatte gehofft, er könne mich einiges lehren,

Wally, und daß ich manchmal mit ihm meditieren würde. Manchmal würde ich mich auch zurückziehen, um allein zu meditieren. Und vielleicht würde mir Chiquita erscheinen. Einmal sah ich sie tatsächlich, wie sie älter wurde und ihr Haar vor meinen Augen ergraute. Und da wollte ich wehklagen und meinen Schmerz in die Dünen hinausschreien.
Jedenfalls, die Wüste war katastrophal. Sie war furchtbar kalt. Wir suchten etwas, wußten aber nie, ob wir es gefunden hatten. Ja, und einmal saßen Kozan und ich in den Dünen und aßen Sand. Wir wollten nicht komisch sein, erst aß ich, dann er. Wir aßen Sand. Dann übergaben wir uns, so verzweifelt waren wir. Mit anderen Worten, wir wußten nicht, warum wir da waren, wußten nicht, was wir suchten. Die ganze Sache schien mir vollkommen absurd, schal und völlig sinnlos. So eine Art letzter Chance oder so etwas . . .
WALLY: Das ist ja 'n Ding! Also Sachen gibt's. Bist du jemals nach Indien gegangen?
ANDRÉ: O doch, ich bin dann im Frühjahr nach Indien gefahren, Wally. Aber ich kam zurück, denn ich fühlte mich dort völlig fehl am Platz. Ich bin in Indien gewesen, aber ich kam mir dort nur wie ein Tourist vor. Ich hatte nichts gefunden.
Ja, und den Sommer verbrachte ich dann mit meiner Familie auf Long Island. Und dort hörte ich von dieser Gemeinde in Schottland, namens Findhorn, wo die Menschen mit Pflanzen zusammen sangen, tanzten und meditierten. Das ganze war eine Gründung von mehreren bürgerlichen schottischen und englischen Exzentrikern. Ein paar waren Intellektuelle, aber nicht alle. Ich hatte gehört, daß bei ihnen Sachen wachsen, die gewöhnlich dort überhaupt nicht hätten wachsen dürfen, nämlich fast am Strand. Und sie pflanzten, ich meine vielmehr, sie bauten dort den größten Blumenkohl der Welt an. Und verschiedene andere Kohlarten, und sie pflanzten Bäume, die es sonst auf den britischen Inseln nicht gibt. Und da fuhr ich hin. Es ist schon ein bemerkenswerter Ort, Wally: wenn dort Ungeziefer die Pflanzen bedroht, sprechen sie mit dem Ungeziefer. Sie treffen ein Abkommen. Dementsprechend wird ein besonderes Beet angelegt, speziell für das Ungeziefer. Und das Ungeziefer läßt dafür das andere Beet in Frieden. So geht das dort. Und alles, was sie machen, machen sie wundervoll.
Weißt du, die Gebäude, die glänzen förmlich. Und zum Beispiel der Eisschrank, der Ofen, das Auto, sie haben alle Namen. Du behandelst also Helen, den Eisschrank, mit nicht weniger Respekt als zum Beispiel Margaret, deine Frau. Du sorgst dafür, daß Helen genauso gepflegt wird wie Margaret. Als ich dort war, Wally, betrachtete ich ein Blatt, und mir wurde plötzlich klar, jetzt sehe ich das, was in dem Blatt lebendig ist. Und dann, weiß ich noch, lief ich durch den Wald, so schnell ich konnte, und ein unglaubliches Lachen stieg in mir auf. Ich war in einem Zustand, in dem sich

Gelächter und Tränen zu vermischen scheinen. Weißt du, das hat mich vollkommen umgehauen, und als ich etwas später Findhorn verließ, hatte ich nur noch Halluzinationen. Es erschienen mir Wolken, die zu Ungeheuern wurden, und Menschen im Flugzeug kriegten plötzlich Gesichter von Tieren. Ich war auf dem Trip. Es war, als ob ich in der Welt von William Blake wäre: die Dinge explodierten auf einmal.
Ja, und daraufhin fuhr ich sofort nach Belgrad. Ich wollte mit Grotowski sprechen. Wir trafen uns um Mitternacht in meinem Hotelzimmer und tranken Nescafé aus dem Deckel meiner Rasiercremetube. Und wir redeten von Mitternacht bis zum nächsten Vormittag um elf.
WALLY: Gott! Und was hat er gesagt?
ANDRÉ: Nichts. Ich redete die ganze Zeit. Er kam gar nicht zu Wort. Ja, und ich glaube, die letzte wichtige Erfahrung dieser Art war in jenem Herbst. Ich war draußen in Montauk in Long Island, und da waren ungefähr neun von uns beteiligt, vor allem Männer. Wir waren auf Dick Avedons Besitz in Montauk. In der Gegend da draußen könnte *Stürmische Höhen* spielen, es ist völlig einsam. Wir waren aus folgendem Grund da draußen: Wir wollten nämlich den Abend vor Allerheiligen, Halloween, als Ausgangspunkt für etwas ganz Bestimmtes benutzen. Jeder von uns bereitete etwas für die anderen vor. Es mußte natürlich etwas mit Halloween zu tun haben. Aber das Bedeutsamste war, daß drei von unseren Mitspielern um Mitternacht einfach verschwanden. Jede Nacht. Und wir wußten, daß sie etwas Gewaltiges vorhatten, aber nicht was. Um Mitternacht an Halloween, ein dunkler Mond schien auf die Felsen, wurden wir alle aufgefordert, zum höchsten Felsen zu kommen, von dort ginge es weiter. Und das taten wir auch. Wir warteten, obwohl es bitter kalt war. Und dann waren die drei da, Helen, Bill und Fred. Vollkommen in Weiß. Vermutlich Bettlaken oder so. Sah ganz schön gespenstisch aus, gar nicht komisch. Sie führten uns dann in den Kellerraum von dem Haus, das vor kurzem abgebrannt war. Und in diesem Raum war ein Tisch aufgebaut und selbstgemachte Bänke. Und auf der Tischplatte hatten sie Papier, was zum Schreiben, Wein und Gläser stehen. Dann mußten wir uns hinsetzen und wurden aufgefordert, unverzüglich unseren letzten Willen niederzuschreiben oder aufzuschreiben, welche letzten Worte wir der Nachwelt hinterlassen oder jemandem, der uns nahesteht. Das ist schon eine Aufgabe! Ich habe mindestens anderthalb Stunden dazu gebraucht. Möglicherweise zwei. Dann haben sie einen nach dem anderen von uns aufgefordert mitzukommen. Ich war einer von den letzten. Schließlich kamen sie mich holen, verbanden mir die Augen und liefen mit mir über die Felder, zwei Mann. So kamen wir zu einer Laube oder Hütte. Weißt du, so eine kleine Hütte. Es war nur ein einziger, ganz kleiner Raum. Waren sicher mal Werkzeuge drin. Und sie führten mich die Treppe runter. Der Raum, den ich betrat, war überflutet von gleißendem,

weißem Licht. Dann mußte ich mich ausziehen und meine Wertsachen abgeben. Sie legten mich auf den Tisch und begossen mich mit Wasser. Ich fing an zu phantasieren, dachte an Todescamps, an Polizei. Ich weiß nicht, was die anderen gemacht haben. Ich jedenfalls fing an zu heulen. Ja, und dann stellten sie mich wieder auf die Füße und fotografierten mich nackt. Und dann, nackt und mit verbundenen Augen, jagte man uns wieder durch den Wald, bis wir zu so einem Zelt kamen aus Bettlaken, auch auf der Erde Laken. Darauf hockten die kalten Körper, eng aneinander gedrängt, um sich vor der Kälte zu schützen. Wir blieben vielleicht über eine Stunde dort. Und dann, wieder einer nach dem anderen, wurden wir hinausgeführt, mit verbundenen Augen. Und ich fühlte, wie ich auf so eine Art Trage gelegt wurde. Dann schleppte man mich langsam auf der Trage ein ziemliches Stück durch diese Wälder da, und dann spürte ich auf einmal, daß man mich in die Erde hinabließ. Die hatten doch wirklich sechs Gräber für uns ausgehoben. Dann fühlte ich, daß man Holzbalken auf mich legte. Ich kann dir gar nicht sagen, wie mir dabei zumute war. Es ging alles völlig schweigend vor sich. Dann bekam ich meine Wertsachen zurück. Sie wurden mir in meine Hände gelegt. Und dann haben sie ein Laken oder Segeltuch genommen und es dicht über mir aufgespannt. Und dann schaufelten sie Erde in das Grab. Ich hatte jetzt ganz real das Gefühl, lebendig begraben zu sein. Nachdem ich anderthalb Stunden in dem Grab war, ich meine, ich wußte ja nicht, wie lange es dauern würde, war es zu Ende. Auferstehung aus dem Grab, Augenbinde ab, und ich rannte über die Felder, und wir kamen zu einem großen Lagerfeuer mit Musik und Glühwein. Wir tanzten alle bis in den neuen Tag. Und dann, im Morgengrauen, soweit wir noch dazu imstande waren, schaufelten wir die Gräber wieder zu und fuhren zurück nach New York.

Und das war dann die letzte große Erfahrung. Ich meine, das war das Ende. Weißt du, mir wurde klar, daß mit diesen Dingen Schluß sein muß. Ich war irgendwie beruhigt, wie in dem Kapitel in *Moby Dick*, wo die Windstille eingesetzt hat. Letzten Winter hab ich, ohne mir weiter Gedanken darüber zu machen, diesen Agenten besucht und ihm gesagt, ich möchte wieder inszenieren. Und in der Tat, er war ziemlich überrascht, als er sah, daß Rip van Winkle noch lebt.

WALLY: Ach du liebes bißchen . . .

ANDRÉ: Weißt du, wenn ich ehrlich bin, widert mich diese ganze Geschichte ziemlich an.

WALLY: Was?

ANDRÉ: Ich meine, für wen hab ich mich eigentlich gehalten? Weißt du, das ist wie die Geschichte von der verwöhnten Prinzessin. Was dachte ich eigentlich, wer ich bin? Der Schah vom Iran? Weißt du, ich wundere mich manchmal, daß jemand wie ich nicht Albert Speer ist, Wally. Du weißt

doch, Hitlers Architekt Albert Speer. Ja, ich hab in letzter Zeit viel an ihn denken müssen, Ich glaube, ich bin Speer. Höchste Zeit, daß sie mich einfangen und mir den Prozeß machen.
WALLY: Wovon redest du überhaupt?
ANDRÉ: Also hör mal, er war ein überaus kultivierter Mann, Architekt, Künstler. Deshalb glaubte er, die normalen Lebensregeln würden auf ihn nicht zutreffen. Es ist meine ehrliche Meinung: alles was ich getan habe, ist hahnebüchen. Ganz schlicht hahnebüchen . . .

WALLY: Wir legen überhaupt keinen Wert mehr darauf, die Realität zu erfassen. Ich möchte behaupten, ganz im Gegenteil. Denn wenn dein Leben ausgerichtet ist auf bloßes Erfolgsstreben und Karrieremachen, ist es völlig egal, was du wahrnimmst oder was du erlebst. Du kannst ja deinen Verstand ganz einfach für Jahre abschalten und schaltest auf automatischen Piloten.
ANDRÉ: Ganz richtig. Unser Verstand ist auf Ziele und Pläne fixiert, die jenseits der Realität liegen. Und weil sich die Menschen auf ihre Ziele konzentrieren, wird jeder Moment ihres Lebens zur Gewohnheit. Und heutzutage gibt es kaum noch Augenblicke wie damals, als Marlon Brando die Indianerin zum Oscar-Empfang schickte: Mann, war das ein Aufstand. Heutzutage würde sich kein Mensch mehr darüber aufregen. Aber wenn dein ganzes Handeln zur Gewohnheit wird, kann man das kaum noch Leben nennen. Du weißt ja, in Sanskrit ist die Wurzel des Verbs ›sein‹ dieselbe wie von ›wachsen‹ oder ›wachsen lassen‹.
Weißt du, wer Roc war, Wally? Roc war ein wundervoller Mann. Er war einer der Gründer von Findhorn, und er war einer von Schottlands – was sag ich: er war Schottlands größter Mathematiker, ich meine des Jahrhunderts größter Mathematiker. Und er rühmte sich dafür, daß er überhaupt kein Phantasieleben, kein Traumleben, das schon überhaupt nicht, und kein imaginäres Leben habe. Nichts stehe zwischen ihm und der direkten Wahrnehmung der Mathematik. Eines Tages, er war so Mitte fünfzig, spazierte er durch die Gärten von Edinborough, und da sah er einen Faun. Und der Faun war sehr überrascht, weil es kaum vorkommt, daß Menschen jemals einen Faun erblicken, was aber umgekehrt absolut nicht der Fall ist. Ja, so lernte er den Faun kennen und lernte auch noch andere Faune kennen. Eine Reihe von Gesprächen begann, und jeden Nachmittag kamen mehr Faune, um ihn kennenzulernen, und er unterhielt sich mit den Faunen. Und eines Tages, nach einer Weile, weißt du, als sie ihn gut genug kannten, da fragten sie ihn, ob er nicht Pan kennenlernen wolle. Pan würde ihn nämlich gern kennenlernen, aber weißt du, Pan hatte Furcht, ihn zu erschrecken, weil er nämlich – er kannte das christliche Mißverständnis, das in Pan den Bösewicht sieht, der er natürlich gar nicht ist. Aber Roc sagte, er würde ihn gern

treffen, und so trafen sich die beiden, und Pan schickte ihn dann auf eine weite Reise, auf der er die Leute traf, mit denen er später Findhorn gründete.
Weißt du, Roc absolvierte jeden Tag ein gewisses Training. Zum Beispiel: mal war er Rechtshänder, dann versuchte er alles mit der linken Hand zu machen. Den ganzen Tag, essen, schreiben, überhaupt alles, Türen öffnen – und das nur, um die tägliche Gewohnheit zu durchbrechen. Er meinte, es sei die größte Gefahr für ihn, einmal durch tägliche Gewohnheit in Trance zu fallen. Dagegen gab es eine Anzahl von ziemlich einfachen Übungen, die er selbst erfunden hatte. Sie dienten dem Sehen, dem Fühlen, dem sich Erinnern. Denn das mußt du jetzt wieder lernen. Früher, da war das nicht nötig, aber heute mußt du es wieder. Zum Beispiel: fühlst du dich wirklich hungrig oder stopfst du dich nur voll, weil es deine Gewohnheit ist? Ich meine, du kannst es dir leisten, ob du Hunger hast oder nicht. Gehst du dagegen zum buddhistischen Meditationszentrum, dann mußt du jeden einzelnen Bissen x-mal kauen. Das dauert Stunden. Ein Alptraum, dort zu essen. Doch der Geschmack des Essens, der wird dir natürlich voll bewußt. Wird das Essen zur Gewohnheit, schmeckst du es nicht mehr. Und dir wird die augenblickliche Realität des Geschehens gar nicht bewußt. Du begibst dich wieder in die Traumwelt.
WALLY: Weißt du, ich muß da an letztes Weihnachten denken. Debby und ich bekamen eine elektrische Heizdecke. Und ich kann dir nur sagen, das ist schon eine fabelhafte Verbesserung gegenüber unseren alten Lebensbedingungen. Es ist großartig. Die Decke zu haben oder nicht zu haben, das macht schon was aus, und ich hab mich schon manchmal gefragt, was tut sie mit mir? Ich meine in irgendeiner Weise – ich schlafe nicht mehr so wie früher, weißt du.
ANDRÉ: Nein, natürlich nicht.
WALLY: Ich finde, meine Träume sind irgendwie anders und ich bin irgendwie anders, wenn ich morgens aufwache.
ANDRÉ: Also, ich würde mir keine Heizdecke anschaffen, um keinen Preis. Ich glaube, ich würde sonst vom elektrischen Stuhl träumen. Ich hab kein Vertrauen in die Technik. Aber was weit wichtiger ist, Wally, ich fürchte, die Art von Komfort entfremdet dich der Realität auf ganz entscheidende Weise. Ich meine, wenn du keine Heizdecke besitzt und dein Appartment ungeheizt ist und du eine weitere Decke brauchst oder zum Schrank gehen mußt, um noch ein paar Mäntel zum Zudecken rauszunehmen, dann weißt du, daß es kalt ist. Und das setzt etwas in Bewegung. Du bekommst Mitgefühl für die Menschen. Du wirst fragen, ist deinem Nächsten vielleicht auch kalt? Gibt's noch andere Menschen auf der Welt, denen kalt ist? Was für eine kalte Nacht! Ich mag die Kälte, weiß Gott. Also ich weiß nicht, ich brauch keine Wolldecke. Mir gefällt's, wenn's kalt ist. Ich kann mich ja viel

enger an dich schmiegen, weil's kalt ist. Also was mir zu dem Thema so alles einfällt. Das Einschalten von dieser Decke hat die Wirkung einer Droge oder ist wie Lobotomie vom vielen Fernsehen. Du entschwebst wieder in die Traumwelt. Was hat es für eine Wirkung auf uns, in einer Umwelt zu leben, in der so etwas Einschneidendes wie zum Beispiel die Jahreszeiten, der Winter, die Kälte, keinen Einfluß mehr auf uns hat? Wir sind immer noch Lebewesen. Was bedeutet das? Das bedeutet, daß wir nicht mehr unter der Sonne, dem Mond, dem Himmel, den Sternen, sondern in einer von uns geschaffenen Phantasiewelt leben.

WALLY: Ja, aber ich würde nie mehr auf meine Wärmedecke verzichten, André. Du weißt, New York ist kalt. Es ist Winter. Zumal unser Appartment kalt ist. Es gibt eben verschiedene Umwelten. Nein, das Leben ist schon hart genug. Ich möchte auf die paar Annehmlichkeiten, die mir das Leben bietet, auf keinen Fall verzichten, ganz im Gegenteil. Ich will für mich noch mehr Komfort, denn die Welt ist ein unbequemer Aufenthaltsort. Ich versuche, mich vor ihren Unbilden zu schützen, denn du mußt ja verdammt auf der Hut sein, das weißt du ja auch.

ANDRÉ: Sag mal, siehst du nicht, daß Komfort beziehungsweise Bequemlichkeit gefährlich werden könnte? Du möchtest deine Bequemlichkeit, und ich möchte sie ebenfalls, doch Bequemlichkeit kann sich auch tödlich auswirken. Weißt du, meine Mutter kannte eine Frau, Lady Hatfield. Sie war eine der reichsten Frauen auf der ganzen Welt, doch eines Tages ist sie verhungert, weil sie nämlich nur eines mochte: Hühnchen. Sie mochte nur Hühnchen, Wally, das war alles, was sie aß. Und daher verhungerte ihr Körper. Sie merkte nichts, und während sie quietschvergnügt ihr Hühnchen aß, fand sie den Tod. Also ganz im Ernst, ich glaube, daß wir alle wie Lady Hatfield sind. Wir lieben unsere Bequemlichkeit über alles, mit unseren elektrischen Wärmedecken und unseren Hühnchen. Und dabei verhungern wir, weil uns nämlich das Allerwichtigste fehlt – der Kontakt zur Wirklichkeit. Bei uns kommt doch gar nichts mehr an. Wir sehen die Welt nicht mehr. Wir sehen uns selbst nicht mehr. Wir sehen nicht, wie unser Handeln auf andere wirkt . . .

WALLY: Also wenn wir schon von unserer Haltung gegenüber anderen Menschen sprechen. Ich halte mich selbst für einen ziemlich anständigen guten Menschen. Denn ich habe den Eindruck, ich bin zu den meisten Menschen, die mir über den Weg laufen, ziemlich freundlich. Ich meine, ich finde mich selbst eigentlich gar nicht so übel. Naja, sicher ein bißchen übertrieben, aber weißt du. Und solange ich mir die Welt als einen, wie soll ich sagen, begrenzten Kreis von Freunden vorstelle, oder von Menschen, die wir von unseren kleinen Hobbies kennen, Theater oder was es auch ist, da bin ich wirklich zufrieden mit mir, im Einklang mit mir selbst und hab nicht das Geringste gegen mich einzuwenden. Seien wir doch mal ehrlich: es exi-

stiert eine enorm große Welt da draußen, an die ich überhaupt nicht denke. Und ich denke nicht daran, irgendeine Verantwortung dafür zu übernehmen, daß ich in *der* Welt lebe. Müßte ich mich aber damit auseinandersetzen, daß ich auf dieser Weltbühne überhaupt nicht allein agieren kann, sondern nur mit verhungernden Menschen in Afrika, dann würde mein Selbstgefühl eine Nummer kleiner sein. Ja, und deswegen verdränge ich diese Menschen aus meinem Bewußtsein. Ich gebe natürlich zu, damit ignoriere ich einen wesentlichen Bestandteil der realen Welt. Also offengestanden, wenn ich ein Stück schreibe, eins der wenigen Dinge, die ich kann, denk ich, dann versuche ich selbstverständlich, mich in die Realität mit einzubringen. Ich versuche, sie zu teilen mit dem Publikum. Ich weiß selbstverständlich wie wir alle, daß das Theater sich in einer furchtbaren Verfassung befindet. Menschen, denen Theater viel bedeutet, haben vor Jahren schon gesagt: »Das Theater ist tot.« Aber nach einem Umdenkprozeß hat das Theater heute nur einen ganz trivialen Stellenwert. Weißt du, ich kenne Menschen, die mit dem Theater verbunden sind, sich jetzt aber Sachen ansehen, die – ich meine vor einigen Jahren hätten dieselben Leute sich glatt geweigert, das anzusehen. Sie wären empört gewesen über solche Stücke, geradezu schockiert. Entsetzt über diese Oberflächlichkeit. Aber heute sagen sie: »Das war ja fabelhaft.« Es ist nicht zu glauben. Also ich finde eine solche Einstellung unmöglich, weil das Theater in der heutigen Zeit einiges bewirken kann. Etwas sehr Wichtiges, ich meine nämlich, es kann helfen, daß wir nicht den Bezug zur Realität verlieren. Naja, vielleicht bist du nicht derselben Meinung und findest das alles völlig absurd.

André: Aber die Frage ist doch, ob das Theater dem Publikum heute noch anbieten kann, was Brecht angestrebt hat. Oder was Craig oder die Duse wollten. Kann es das jetzt noch tun? Ich bin der Meinung, daß die Leute heutzutage in einem solchen Tiefschlaf liegen, daß sie, wenn du ihnen diese oberflächlichen Stücke anbietest, nur noch viel bequemer weiterschlafen. Es ist furchtbar schwer zu entscheiden, was das Theater tun soll. Andererseits denke ich, wenn man ernste Gegenwartsdramatik von Autoren wie dir spielt, schläfert man das Publikum vielleicht auf eine andere Weise ein.

Wally: Wie meinst du das?

André: Ich meine, Wally, wie würde ein Stück auf ein Publikum wirken, in dem gezeigt wird, daß die Menschen heutzutage total isoliert sind, völlig ohne Kontakt zueinander und am Leben verzweifeln. Oder wie würde es auf sie wirken, im Theater zu erleben, daß die Welt voll ist von schockierenden sexuellen Fakten, von Terror und Gewalt. Ist das ein Mittel, das Publikum aufzuwecken? Ich sehe das nicht so. Denn höchst wahrscheinlich ist das Weltbild, das du ihnen in einem solchen Stück auf der Bühne vorsetzt, genau das Weltbild, das sie sich schon längst selbst gemacht haben. Glaub mir, die wissen, wie ihr eigenes Leben ist und wie ihre zwischen-

menschlichen Beziehungen sind. Und wenn sie sich die Nachrichten im Fernsehen anschauen, ja, was sehen sie denn da? Eine fürchterlich chaotische Welt, voll von Raub und Mord, Hände, die von der U-Bahn abgefahren werden, Kinder werfen ihre Eltern aus dem Fenster. So eine Aufführung ist die Bestätigung für sie, daß ihr Weltbild richtig ist und daß es überhaupt keinen Ausweg gibt. Sie können nichts tun. Und zum Schluß fühlen sie sich passiv und impotent . . .

WALLY: Weißt du, das Schlimme daran ist, wenn du's wirklich gesagt hast – es könnte ja sein –, jeder müsse mal auf den Everest, das ist 'n ganz schöner Hammer, weil man nicht jeden auf den Everest bringen kann. Ich meine, es muß doch mal eine Zeit gegeben haben, wo man mit weniger drastischen Mitteln den Patienten wieder hinbekommen hat. Es muß früher doch mal möglich gewesen sein, daß man den Menschen ein ganz großes Erlebnis vermitteln konnte. Es müßte ja nicht gleich der Everest sein, oder?
ANDRÉ: Aber jetzt muß es das. Es bleibt einem nur diese Möglichkeit.
WALLY: Ich weiß nicht. Nimm doch mal die Zeit, in der zum Beispiel Jane Austen *Menschenverstand und Vernunft* geschrieben hat. Ich glaube, daß diese Lektüre schon ein starkes Erlebnis für die Leute gewesen ist. Davon bin ich überzeugt. Du sagst, die Leute erleben heute so etwas nicht mehr. Das mag stimmen. Aber gibt es denn keine Literatur oder Dramatik, die – ich meine, ist es nicht ganz legitim von Autoren, die Wirklichkeit zu schildern, damit die Leute sie sehen können? Also erklär mir doch mal, warum ist denn überhaupt ein Trip zum Mount Everest nötig? Bloß um vielleicht für einen Moment die Realität zu erblicken? Ist der Mount Everest viel realer als New York? Ich meine, ist denn New York real? Ich denke, wenn du mitbekommen würdest, was dort drüben geschieht, in dem Zigarrenladen gegenüber dem Restaurant, ich sag dir, es würde dich förmlich umhauen. Ich meine, ist nicht genausoviel Realität da drüben in dem Zigarrenladen? Was sagst du dazu? Ich kann nur eins dazu sagen, sie ist gar nicht viel anders als auf dem Mount Everest. Ich seh keinen Unterschied, nicht den geringsten, weil nämlich Realität konstant ist, in gewisser Weise. Also wenn deine Wahrnehmungen, deine eigenen Mechanismen zufriedenstellend arbeiten würden, wäre sie völlig irrelevant, die Reise zum Mount Everest. Es ist schon absurd, weil er nämlich auf wesentlich anderer Ebene liegt als ein Zigarrenladen auf der Seventh Avenue. Ich will damit sagen –
ANDRÉ: Aber Wally, ich bin ja ganz deiner Meinung. Das Problem ist nur, daß den meisten der Zigarrenladen gar nicht bewußt wird. Ich meine, manches wirkt eben nicht, wie es sollte. Es ist absolut möglich, in zehn Jahren vielleicht, daß man ohne weiteres zehntausend Dollar zahlt, um sich kastrieren zu lassen. Nur um in irgendeiner Weise etwas zu erleben.
WALLY: Und warum, meinst du, ist das so? Warum tun sie das, kommt es

daher, weil die Menschen träge sind und gelangweilt? Ich meine, wir sind alle faule und verwöhnte Kinder, wir liegen in der Badewanne den ganzen Tag und spielen mit unseren Plastikenten und denken nur noch daran, was kann ich noch tun?

ANDRÉ: Okay, ja. Wir sind gelangweilt. Wir sind alle gelangweilt heutzutage. Aber ist dir aufgefallen, Wally, daß der Prozeß, der diese weltweite Langeweile hervorgerufen hat, möglicherweise eine unbewußte, selbsterhaltende Form von Gehirnwäsche ist? Herbeigeführt durch eine totalitäre Verschwörung des Kapitals? Und all das ist weit gefährlicher, als gedacht wird. Und es ist auch keine Frage des individuellen Überlebens. Aber jemand, der gelangweilt ist, der schläft. Und jemand, der schläft, wird nicht nein sagen. Siehst du, ich treffe diese Leute immer wieder. Und gerade vor ein paar Tagen traf ich jemand, den ich sehr bewundere, einen schwedischen Physiker, Gustav Björnstrand. Und der sagte mir, daß er aufgehört hat mit dem Fernsehen, seine Zeitungen abbestellt hat und die Illustrierten ebenfalls. Er hat das alles komplett aus seinem Leben gestrichen, weil er nämlich der Meinung ist, daß wir schon jetzt in so einer Art Orwellschem Alptraum leben. Und daß alles, was du hier wahrnimmst, dazu beiträgt, dich in einen Roboter zu verwandeln. Und in Findhorn begegnete ich diesem außergewöhnlichen englischen Baumexperten. Er widmete sein Leben der Rettung der Bäume. Er kam gerade von einer Rotholz-Rettungsaktion aus Washington. Trotz seiner vierundachtzig Jahre immer mit dem Rucksack unterwegs. Er weiß ja nie, wo er morgen sein wird. Als ich ihm in Findhorn begegnete, sagte er zu mir: »Wo kommen Sie her?« Ich sagte: »New York«. Und er: »Ah, New York, ein interessantes Fleckchen. Sie kennen sicher viele New Yorker, die immer davon reden, sie würden abhauen, es aber niemals tun.« Ich sagte: »O ja.« Und er sagte: »Warum hauen die wohl nicht ab?« Ich kam ihm mit ein paar banalen Theorien. Er sagte: »Ich glaube nicht, daß es deswegen ist. Ich glaube, daß New York ein neuer Typ von Konzentrationslager wird. Vollkommen freiwillig von den Bewohnern erbaut, die auch die Wachen stellen. Stolz auf ihr Werk, das sie erbauten. Sie bauten ihr eigenes Gefängnis. So existieren sie in einer Art von Schizophrenie, indem sie Wachen sind und Gefangene. Ja, und noch eins ist nicht mehr vorhanden, als ob man es ihnen wegoperiert hätte: die Fähigkeit, ihr Gefängnis zu verlassen oder es wenigstens zu erkennen als Gefängnis.« Dann faßte er tief in seine Tasche, holte Baumsaat raus und sagte: »Das ist eine Pinie.« Er gab sie in meine Hand und sagte dann: »Flüchten Sie, bevor es zu spät ist.« Ja, siehst du, und seit zwei oder drei Jahren haben Chiquita und ich das mehr als beunruhigende Gefühl, daß wir hier endlich abhauen sollten. Wir fühlen uns wie die Juden in Deutschland Ende der dreißiger Jahre. Nichts wie raus hier. Doch das Problem ist: wohin denn. Es hat nämlich den Anschein, als ob fast die ganze Welt ganz genau dasselbe vorhat. Ich halte es für absolut möglich,

daß die sechziger Jahre vielleicht der allerletzte Ausbruch des Menschen vor seiner Vernichtung gewesen sind. Und daß das jetzt den Anfang vom Ende der Zukunft bedeutet, denn von jetzt an werden überall bloß noch diese Roboter herumspazieren. Gefühllos und gedankenlos. Und es wird niemand mehr übrigbleiben, der noch weiß, daß es früher mal so etwas gab wie menschliche Wesen, mit Gefühlen und Gedanken. Geschichte und Erinnerungsvermögen, die werden ausgemerzt werden, und zwar so gründlich, daß sich bald niemand mehr erinnern wird, daß Leben existiert hat auf dem Planeten. Weißt du, sogar Björnstrand meint, daß es überhaupt keine Hoffnung gibt. Und daß wir vermutlich zurückfallen werden in eine sehr wilde, gesetzlose, furchtbare Zeit. Die Findhorn-Leute sehen das ein bißchen anders. Sie glauben, daß überall »Brunnen voller Licht« zu sprudeln anfangen. Überall in der Welt. Sozusagen unsichtbare Planeten auf diesem Planeten. Und wenn mal alles kälter wird, dann machen wir einfach unsichtbare Raumfahrten zu diesen Planeten. Tanken auf für die Arbeit, die auf diesem Planeten notwendig ist, und kommen wieder. Und es ist ihre Aufgabe, gleichsam als Zentrum zu fungieren, wo die Menschen hinkommen können, um ihre Zukunft zu planen für die Welt. Ich sprach kürzlich mit Gustav Björnstrand darüber. Der sagte mir, daß die Zentren überall im Kommen sind. Und was sie dort versuchen, was auch Findhorn versucht hat und was – wenn du willst – auch ich versucht habe, weißt du, diesen Dingen sollte man keinen Namen geben. In gewisser Weise sind das lauter Versuche in der Richtung, eine neue Art von Schule, eine neue Art von Kloster zu gründen. Und Björnstrand spricht vom Konzept des »Reservats«. Inseln der Bewährung, wo Geschichte rekapituliert wird und das menschliche Wesen Asyl findet – allein um die Gattung über ein dunkles Zeitalter zu retten. Oder anders formuliert: wir sprechen vom Untergrund. Der existiert schon, vielleicht etwas anders, seit dunkler Zeit, bei den mystischen Mönchsorden der Kirche. Der Zweck war doch: herauszufinden, auf welche Weise bewahrt man das Licht, das Leben, die Kultur. Wie hält man diese Dinge am Leben? Wichtig für uns ist, zu einer neuen Sprache zu finden. Zu einer Sprache des Herzens als Mittel der Verständigung zwischen den Menschen, eine neue Art von Poesie. Die Poesie der tanzenden Biene, die uns sagt, wo der Honig ist. Und ich glaube, der Schlüssel zu dieser neuen Sprache liegt einzig und allein in der Bereitschaft des einzelnen, die Dinge neu zu sehen. In einer ganz anderen Art von Wahrnehmung. Und auf einmal hast du das Gefühl, du bist mit allem vereint, du verstehst plötzlich alle Dinge . . .

WALLY: Also, du möchtest jetzt wissen, was ich davon halte, nicht? Du möchtest meine ehrliche Antwort.
ANDRÉ: Ja.
WALLY: Meine ehrliche Antwort ist – weißt du, ich versuche zu überleben,

meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Ich versuche, meine Miete zu zahlen und ebenfalls meine Rechnungen. Ich lebe mein Leben. Ich bin gern zu Hause mit Debby. Ich lese gerade Charlton Hestons Autobiographie, und das ist es schon. Naja, gelegentlich gehen Debby und ich vielleicht mal aus, zu 'ner Party oder sowas. Und wenn sich mein kleines Talent rührt, dann schreib ich mal 'n kleines Stück, und das ist einfach wunderbar. Weißt du, ich lese furchtbar gern, was andere geschrieben haben, und ich lese die Besprechungen von diesen Stücken und was die Leute davon halten und was wiederum die Leute von diesen Leuten halten. Weißt du, ich habe eine Liste von Botengängen und Besorgungen, die ich machen muß, in meinem Notizbuch. Und es ist schön, darin zu blättern. Ist etwas davon ausgeführt und erledigt, dann streiche ich es von der Liste. Weißt du, ich kann mir gar nicht vorstellen, daß es ein größeres Vergnügen gibt, als Charlton Hestons Autobiographie zu lesen, oder vielleicht noch ganz früh aufstehen und gleich nach dem Aufstehen einen kalten Kaffee. Vor allem weil er schon die ganze Nacht dagestanden und auf mich gewartet hat bis zum Morgen. Und keine Kakerlake oder Fliege in der Tasse, die da drin über Nacht verendet ist. Das macht mich richtig glücklich, wenn ich aufstehe und ich sehe den Kaffee dastehen, genau wie ich ihn haben will. Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß man sich noch mehr über was freuen würde. Ich meine, natürlich, falls eine tote Kakerlake drin ist, dann bin ich entsetzlich deprimiert und furchtbar traurig, unsagbar. Und das ist, glaube ich, so ziemlich alles, was ich brauche. Wogegen du – ich weiß, du hast mal gesagt, daß es heutzutage unvorstellbar ist, ein bedeutungsvolles Leben zu führen. Du weißt, jeder von uns ist total gestört, und wir leben alle in diesem Spannungsfeld. Ich meine, ich mag es gar nicht glauben, selbst bei dir. Sag mal ehrlich, ist es nicht wunderschön, einfach morgens aufzustehen? Und da ist dann Chicquita, und da sind die Kinder. Die *Times* wird durchgesteckt, du kannst sie lesen. Ich meine, vielleicht wirst du etwas inszenieren, vielleicht aber auch nicht. Was soll's denn, erfreu dich an den kleinen Dingen. Ich meine, an einer köstlichen Tasse Kaffee, einem Stück Rosinenkuchen. Warum ist es nötig, mehr als das zu haben? Oder überhaupt nur daran zu denken, ob das nötig ist? Ich sag dir ganz ehrlich, ich weiß nicht, wovon du sprichst. Ich meine natürlich, ich weiß genau, wovon du sprichst. Aber ich – weißt du, selbst wenn ich grundsätzlich deiner Meinung wäre und selbst wenn ich akzeptiere, daß es keinen Weg für irgendwelches persönliches Glück gibt, könnte ich mich nicht mit der Idee abfinden, daß die Welt wundervoller wird durch eine totale Negierung der westlichen Zivilisation. Ein Rückfall in irgendwelchen Glauben an irgend etwas, ich weiß nicht was. Ich meine, im Mittelalter, vor dem Aufkommen wissenschaftlichen Denkens, wie wir es heute praktizieren, konnten die Menschen alles glauben. Alles konnte wahr sein. Die Statue der Jungfrau Maria konnte sprechen oder bluten oder

was auch immer. Aber das Phantastische dabei war doch die Entwicklung des Wissens in der westlichen Welt. Daß einige Dinge uns ganz langsam bewußt wurden. Gott sei Dank. Ich meine, offensichtlich unterliegen all diese Ideen einer laufenden Revision, das ist der springende Punkt. Aber wir wissen doch letzten Endes, daß das Universum eine gewisse Form und Ordnung hat. Und Bäume verwandeln sich nicht in Menschen oder Göttinnen. Und sie haben gute Gründe, warum sie es nicht tun. Und du, warum glaubst du bloß solche Dinge? Also, wenn ich ein Schicksalsplätzchen in einem chinesischen Restaurant bekomme, selbstverständlich bin ich auch für so etwas empfänglich. Ich meine, ich würde es deswegen nicht wegwerfen, ich würde es lesen. Ich lese es und ziehe daraus meine Folgerungen, und wenn da draufsteht: ein Gespräch mit einem dunkelhaarigen Herrn wird sehr wichtig für Sie sein, überlege ich instinktiv, wen kenn ich mit dunklen Haaren? Haben wir miteinander gesprochen? Und wenn ja, über was? Anders ausgedrückt, irgend etwas ist in mir, das zwingt mich, es zu lesen, und instinktiv nehm ich es, als wäre es ein Omen für die Zukunft. Aber in meiner bewußten Meinung, einem Fundament meiner Lebensanschauung, wurde das mal in einer Keksfabrik geschrieben, vor ein paar Jahren. Und in keiner Weise hat das was mit mir zu tun. Ich meine, Zufall, daß ich's kriege. Der Mann, der es geschrieben hat, hatte ja nicht die leiseste Ahnung von mir. Ich meine, er kann überhaupt nichts von mir gewußt haben. Das bedeutet, der Keks hat jetzt nichts zu schaffen mit mir. Daß ich ihn erwischt habe, ist mehr ein schlechter Scherz. Ich meine, wenn ich eine Reise vorhätte, eine Flugreise, und das Schicksalsplätzchen sagt: Tu's nicht – ich geb zu, im ersten Augenblick wär ich wohl etwas nervös. Aber nur eine Sekunde. Aber dann wär ich natürlich geflogen, weil so ein Flug nur davon abhängt, daß die Maschine okay ist und selbstverständlich der Pilot. Und der Keks ist darüber nicht informiert. Und ich glaube, es ist dasselbe mit jeder Art von Prophezeiung oder Zeichen oder Omen. Denn glaubst du an Omen, dann bedeutet das, daß das Universum, daß die Zukunft irgendwie Botschaften rückwärts in die Gegenwart schickt. Was bedeutet, die Zukunft muß schon existieren in irgendeiner Form, sonst wären diese Botschaften ja nicht möglich. Das bedeutet auch, daß da Dinge im Universum sind, nur zum Zweck, uns Botschaften zu geben. Wogegen ich denke, daß die Dinge im Universum nur da sind. Sie bedeuten gar nichts. Ich meine, wenn ein Schildkrötenei aus dem Baum fällt und auf dem Pflaster zerplatzt, dann nur, weil die Schildkröte ungeschickt war. Purer Zufall. Und auf dieser Basis zu entscheiden, ob ich mein Schiff in den Kampf werfe, käme mir überaus leichtfertig vor.

ANDRÉ: Auf Grund welcher Informationen würdest du deine Schiffe in den Kampf schicken? Wenn alles bedeutungslos ist, wo ist der Unterschied zwischen Schicksalsplätzchen und den Statistiken der Ford Foundation? Scheint keinen Unterschied zu geben.

WALLY: Der bedeutungslose Fakt Schicksalsplätzchen oder Schildkrötenei, der hat überhaupt keinen Bezug auf das Subjekt, das du gerade analysierst. Aber eine Summe von bedeutungslosen Fakten, katalogisiert und interpretiert auf wissenschaftlicher Basis, würde vermutlich relevant sein. Aber das Wunderbare an wissenschaftlichen Theorien über die Dinge ist ja, sie beruhen auf Experimenten, die man wiederholen kann.
ANDRÉ: Stimmt, das ist wahr, Wally. Weißt du, ich glaube, dem Omen zu folgen, ist vermutlich der Versuch, sich vor der Verantwortung zu drücken. Daß wir bloß keine individuelle Verantwortung übernehmen für unser Handeln. Aber weißt du, sich dem Unbewußten anzuschließen, das kann dich anfällig machen für jede Art von kaum vorstellbarer Manipulation. Und bei meiner Arbeit bestand diese Gefahr ständig. Es bestand laufend die Versuchung, anderer Leben zu beeinflussen. Und wenn ich einen von diesen Workshops leitete, dann war ich immer halb Arzt, halb Therapeut und halb Priester. Aber ich bin kein Arzt oder Therapeut oder Priester. Und schon werden einige von diesen neuen »Klöstern« oder Gemeinschaften, wie immer man es nennen mag, von den Behörden anerkannt. Und ich denke mir, die werden bald ziemlich faschistisch sein. Es gibt eine Art von selbstzufriedenem, elitärem Verfolgungswahn, ein Gefühl von »denen« und »uns«, das dich ganz schön schaffen kann. Aber was ich meine, ist das, Wally: die kritiklose Anbetung der Wissenschaft. Dadurch sind wir ja in dieser Situation. Man hält sie uns doch immer als magische Kraft vor Augen, die mit allen Problemen fertig wird. Aber genau das Gegenteil, das hat sie erreicht. Sie ist eine zerstörerische Kraft. Und daher kommt auch, denke ich, die emotionale, starke Abneigung gegen die Wissenschaft, die wir heutzutage haben. Ganz ähnlich dem, was bei den Nazis propagiert wurde. Vermutlich als Überreaktion gegen eine gewisse Art von Wissen und Kultur und rationalem Denken. Ich teile deine Ansicht, wenn wir von einer mächtigen potentiellen Gefahr sprechen. Aber die moderne Wissenschaft ist nicht wesentlich ungefährlicher.
WALLY: Da kann ich dir nur voll zustimmen. Doch weißt du, ich denke, ich weiß jetzt, was mir an deiner Arbeit, wie du sie mir beschrieben hast, Angst macht. Irgendwie scheint mir, daß der springende Punkt deiner Arbeit in diesen Workshops war, die Menschen dahin zu bringen, eingeschlossen dich selbst, irgendwie, in gewissen Momenten jede Spur von zielbewußtem Handeln zu eliminieren. Und der Zweck war, daß ihr alle die Erfahrung machen wolltet, wie es ist, das pure Sein zu erleben. In anderen Worten, ihr wolltet bestimmte Augenblicke erleben, wo es völlig unwichtig ist, ob man die Dinge sich selbst überläßt oder nicht. Und das ist eine Einstellung, die ich überhaupt nicht verstehe. Ich meine, es ist ein Unding zu akzeptieren, daß es Augenblicke gibt, in denen man gar nichts tun soll. Ich glaube, es liegt in unserer Natur, Dinge zu tun. Ich glaube, wir sollten Dinge tun. Ich denke,

daß das zweckmäßig ist. Nicht zu trennen von unserer unverwechselbaren menschlichen Struktur. Und es ist unvorstellbar, daß wir ohne sie leben können. Ich habe auch noch nie gehört, daß ein Baum lebensfähig ist, wenn er keine Wurzeln und Äste besitzt. Ohne Wurzeln und Äste ist es eben kein Baum mehr, sondern nur noch ein einfaches Stück Holz. Verstehst du mich? Mit anderen Worten, wenn ich zu Hause bin und hab nichts zu tun, greife ich natürlich zu einem Buch. Ich meine, was ist denn großartig daran, einfach so dazusitzen und gar nichts zu tun. Das scheint mir absurd.

ANDRÉ: Und wenn Debby da ist?

WALLY: Ich würde sagen, das ist dasselbe. Ich meine, ist das wirklich so eine Sache, wenn zwei Menschen nichts weiter als zusammensein wollen? Haben sie damit eine Beziehung zueinander, um dieses schöne Wort zu gebrauchen? Ich meine, was ist damit gemeint. Entweder reden wir miteinander oder wir tragen statt dessen den Müll raus. Wir tun irgendwas. Entweder getrennt oder auch zusammen. Du weißt, was ich damit sagen will, ja? Das heißt, nicht einfach so dasitzen.

ANDRÉ: Das macht dich nervös?

WALLY: Warum sollte mich das nervös machen? Da kann ich bloß lachen.

ANDRÉ: Das ist ja interessant, Wally. Weißt du, als ich in Ladakh war, in Tibet, lebte ich auf einem Bauernhof. Und dort, wenn abends jemand zum Tee vorbeikam, sagte man kein Wort. Es sei denn, es wäre was zu sagen gewesen. Das war's aber nie. So saßen sie da und tranken ihren Tee, und nichts schien sie zu beunruhigen. Weißt du, bei dem Problem, Wally, dauernd unterwegs, immer in Aktion zu sein, halte ich es für möglich, daß man hunderttausend Dinge macht und zur selben Zeit im Innern schon lange tot ist. Du tust alle diese Dinge, aber tust du es, weil du einen Impuls dazu verspürst, oder tust du es mechanisch? Wir sprachen vorhin davon. Also wenn dein Leben bloß noch mechanisch ist, dann mußt du dein Leben ändern. Du weißt ja, wenn man jung ist, dann hat man andauernd Verabredungen. Du gehst tanzen oder sowas. Du bist völlig frei. Und dann, eines Tages, befindest du dich plötzlich in einer Beziehung. Ja, und dann plötzlich gefriert alles. Und möglicherweise auch deine Arbeit. Ich meine, wenn du natürlich lebst in deinem Innern, dann ist das selbstverständlich kein Problem. – Ich weiß nicht, wie's bei dir ist, aber ich, ich brauchte ein Trainingsprogramm, um überhaupt ein Mensch zu werden. Wie waren meine Gefühle damals? Ich weiß es nicht. Welche Dinge gefielen mir? Mit was für Menschen wollte ich überhaupt zusammen sein? Die einzige Möglichkeit, sich darüber klarzuwerden, war, in sich zu gehen, damit aufzuhören, sich was vorzumachen, und nur die Stimme in mir zu hören. Ich sag dir, es kommt mal die Zeit, wo du's tun mußt. Naja, vielleicht mußt du aus diesem Grund in die Sahara gehen, vielleicht ist's auch zu Hause möglich. Aber du mußt aufhören, dir etwas vorzumachen . . .

Ich will dir was sagen: Ich könnte mir ein Leben vorstellen, Wally, da würde jeder Tag zu einer unglaublich schöpferischen, monumentalen Aufgabe. Aber dazu sind wir einfach nicht fähig. Weißt du, das Verblüffendste an diesen Workshops war für mich, wie schnell die Menschen immer bereit waren für Enthusiasmus, Feierlichkeit, Freude, Wunder, Ungezwungenheit, Wildheit, Zärtlichkeit. Könnten wir so ein Leben aushalten? Du weißt, das menschliche Wesen ist eine komplexe, gefährliche Kreatur. Wenn du jeden Moment deines Lebens auslebst, das wär ja eine Herausforderung, Wally! Aber wenn du die Arme ausstreckst und dann Kontakt zu den anderen bekommst, also ich glaube schon, daß das etwas Erstrebenswertes ist, wirklich.

WALLY: Ja, es ist armselig, wenn du es nicht tust.

ANDRÉ: Aber es ist ein Problem, weil je näher du nämlich einem Menschen kommst, desto geheimnisvoller und unerreichbarer wird dieser Mensch werden. Ich meine, du mußt ihn erreichen. Du willst den Weg gemeinsam mit ihm gehen, du hast eine Beziehung – doch nur zu einem Geist oder sowas. Aber, ich weiß es nicht, weil wir Geister sind? Sind wir Phantome? Wer sind wir? Du mußt dich damit abfinden zu akzeptieren, daß du vollkommen allein bist, und das bedeutet, du akzeptierst den Tod.

WALLY: Du meinst also, wenn du irgendwie allein bist, bist du allein mit dem Tod? Ich meine, und nichts kann dich von dieser Absicht abbringen?

ANDRÉ: Nein.

WALLY: Die anderen Gäste schienen schon seit Stunden gegangen zu sein. Wir bekamen die Rechnung und André zahlte für unser Essen.

ANDRÉ: Laß nur, ich mach das schon.

WALLY: Du –

ANDRÉ: Hör mal, du warst eingeladen, ist doch ganz klar. Es war schön, sich mal wieder mit dir zu unterhalten.

WALLY: Ich habe mir dann eine Taxe geleistet. Ich fuhr durch die Straßen der Stadt nach Hause. Es gab keine Straßen, es gab kein Haus, das nicht irgendwelche Erinnerungen in mir wachrief. – Dort habe ich einen Anzug gekauft, mit meinem Vater. Dort hab ich mir nach der Schule ein Eiscremesoda gegönnt.

Als ich endlich nach Hause kam, war Debby von ihrer Arbeit zurück, und ich hab ihr alles von meinem Essen mit André erzählt.

NEUE RUNDSCHAU

30 Jahre Fischer Taschenbücher

Begründet von S. Fischer im Jahre 1890

Die ästhetische wie die zeitkritische Analyse ist ein verpflichtendes Element der Tradition dieser Zeitschrift, die im übrigen kein anderes Programm hat als das, welches durch ihren Titel verbürgt ist.

Seit dem Frühjahr 1980 erscheint die „Neue Rundschau" als Taschenbuch. Prominente deutsche Erzähler finden hier ebenso ihren Platz wie Lyriker, wie ausländische Schriftsteller und wie literarische Debütanten. Im Bereich der Essayistik erschienen Selbstdarstellungen von Autoren, literarhistorische Arbeiten sowie engagierte Analysen zur kulturellen und politischen Situation der Gegenwart.

Heft 1/1980
Bd. 9001/DM 9,80

Heft 2/3 1980
Bd. 9002/DM 14,80

Heft 4/1980
Bd. 9003/DM 9,80

Heft 1/1981
Bd. 9004/DM 9,80

Heft 2/1981
Bd. 9005/DM 9,80

Heft 3/1981
Bd. 9006/DM 9,80

Heft 4/1981
Bd. 9007/DM 9,80

Heft 1/1982
Bd. 9008/DM 10,80

In der „Neuen Rundschau" erscheinen Beiträge u.a. von: Arno Schmidt, Reiner Kunze, Hubert Fichte, Adolf Muschg, Hermann Burger, Virginia Woolf, Ilse Aichinger, Gerold Späth, Karl Corino, Ria Endres, Jayne Anne Phillips, Rose Ausländer, Martin Walser, Alfred Kolleritsch, Doris Lessing, Guntram Vesper, Gerhard Roth u.a.

Da wandert einer durch ein Land, in dem sich alles ums Geld dreht, und hat selbst keinen Pfennig in der Tasche. Da begegnet ein anachronistischer Wandervogel den Seßhaften, den „Normalen". Wie reagieren sie, die braven, wohlanständigen Bundesbürger auf den vermeintlichen Vagabunden und seinen Begleiter mit den traurigen Augen, den Mischlingsrüden Feldmann? – Michael Holzach beschreibt eine Deutschlanderfahrung, wie sie noch nicht beschrieben wurde.

Michael Holzach
Deutschland umsonst
Zu Fuß und ohne Geld durch ein Wohlstandsland
256 Seiten, DM 28,–

Hoffmann und Campe

anabas

Lehrerkalender 1982/83

6. Jahrgang!

Ein Gebrauchsbuch für den Schulalltag, zugleich ein politisches, literarisches Lese- und Bilderbuch mit Karikaturen, Fotos und neuen praktischen Tips.
352 S., DIN A 6, flexibel geb., 10,–.

Hildegard Weber
WIR WERDEN IMMER MEHR
Bilder von den Bonner und Amsterdamer Friedemonstrationen
Hildegard Weber hält mit ihren großformatigen Bildern bewegte Menschenmengen fest. Die Fotos sind zugleich faszinierende Blicke in viele tausend Gesichter.
Großformat auf leichtem Karton, ca. DM 19,80 (Mai '82)

DEUTSCHE MÄRCHEN
Hrsg. von Günter Kämpf und Vilma Link.
Mit 30 ganzseitigen Collagen von Heinrich Dreidoppel.
20 Autoren (u.a. Peter Härtling, Karin Struck, P.P. Zahl) erzählen von Träumen und Traumatischem aus deutscher Gegenwart. Es gibt Satire und Science Fiction und alte deutsche Märchen werden neu erzählt.
160 S., gebunden. 30 zweifarbig gedruckte Collagen, DM 28,–.

Anabas Verlag
Am Unteren Hardthof, 6300 Gießen

Bodo Kirchhoff
Nach Abzug der Scham

Ich bin dreiunddreißig, es läßt sich allenfalls verleugnen; und ich »habe« keine Angst. Sollte Angst von mir Besitz ergreifen, werde ich schreien und zittern. Bis es so weit ist, schreibe ich weiter.

Viele Kollegen (Frauen und Männer, die mit Kulturherstellung Geld verdienen) sind ebenso im Erwachsenenalter – und zeigen tüchtig Angst. Ich glaube ihnen nicht. Ich sehe, wie sie die Klippschulen der Talkshows durchlaufen, zu »Medien der Medien« werden und dabei selbst so tun, als hätten sie mediale Fähigkeiten. Sie erzählen ungeniert aus fremdem Leben; sie verleihen sich Glaubwürdigkeit durch Auslegung Abwesender, ja durch Spekulation mit solchen »Zeugen« (Startbahnstürmer, Prostituierte, Amazonasindianer, Behinderte, Fließbandarbeiter, Drogenabhängige usw.).

Am gefragtesten sind derzeit hoffnungslose Jugendliche. Sie machen einen »zweiten Frühling« möglich, mit ihnen kann man sich, bei etwas Anpassungsgeschick, noch einmal gegen die eigenen Eltern verbünden; und sie liefern uns Zeugnisse für die großartige Vorstellung, daß hier und heute ein neues Zeitalter anbricht (und wir können sagen, wir seien dabei gewesen). Am häufigsten werden die abwesenden Zeugen jedoch dafür in Anspruch genommen, Leiden als »eigenes« Leiden glaubhafter erscheinen zu lassen. Denn die Eloquenz von Kollegen wird ja von keiner der im Mund geführten Ängste in Mitleidenschaft gezogen. Doch wo ein Wille ist, ist auch ein Mangel.

Manche, die schon etwas peinlich gut beinander sind, unterschlagen einen Teil von ihrem Wohlbefinden, um sich gegenseitig ernstnehmen zu können. Das strengt natürlich auch an. Eine Anstrengung, die allerdings so vorteilhaft zu Gesicht steht, daß man unwillkürlich beginnt, sich affirmativ zu ihr zu äußern – Dialektik, ohne Zweifel. Eine fortschreitende, den Täuschenden wieder ereilende, noch weiter stimulierende Täuschung; und ein unentwegtes Spekulieren mit dem Verzicht des anderen auf Wirklichkeitsprüfung, allein dafür, daß er am Phantasma, dem Gewinn aus unterschlagener Lebenspraxis, teilhaben kann.

Spekulanten unter sich – es darf und es soll in den anderen hineingelegt werden, und es muß etwas herauskommen; Kurzgeschichte der Paranoia, eines Interpretationszwanges im Hinblick auf Realität. Jeder legt, nach ei-

nem Muster, in jeden hinein (z. B. der Schriftsteller in seinen abwesenden Zeugen, die Kulturredakteurin in den Schriftsteller und das Publikum in die Kulturredakteurin, wenn sie den Schriftsteller kommentiert), und jeder läßt in sich hineinlegen; niemand zieht die Grenzen, nach denen sich jedermann sehnt. Wie lange wird das gutgehn? Ich fürchte um dieses Stillhalteabkommen; denn nicht alle spekulieren so schamlos. Es gibt ganz andere.
Ehe ich darauf komme, muß noch etwas klargestellt werden: Die Kollegen finden ihre Gewährsleute toll, ich finde meine toll, die Fehleinschätzungen heben sich auf; und selbstverständlich stelle ich hier meinen Lieblingszeugen vor.

Im »Deutschen Biergarten« in Bangkok fragte mich unlängst ein Mann – Albert, Elektrotechniker aus Saulgau –, ob ich in Bonn dabei gewesen sei, bei der Friedensdemonstration. Ich fragte ihn, warum er mich das frage, und er sagte: »Wer für das Leben ist, der geht nicht demonstrieren, und wer gegen Krieg demonstriert, der fährt nicht nach Bangkok.«
Darauf tranken wir einen, und an den folgenden Abenden tranken wir auch, vier Wochen lang. Dann reiste Albert ab, und ich traf neue Männer. Als ich wieder zu Hause war, fehlte mir etwas. Ich flog nach Berlin und traf mich mit Freunden in einem Lokal (»Max und Moritz«, Kreuzberg) und erzählte ganz begeistert. Da kam jemand, der am Nebentisch saß, nahm Platz und mischte sich ein – was für'n Arschloch ich sei (Sie kennen das vielleicht). Anderntags flog ich zurück und begann mir über Alberts Wirkung Gedanken zu machen.
Er war weit über fünfzig, geschieden, zwei Kinder – ihm bleibe grad noch ein Gesellenlohn; sogar den Freund seiner Ehemaligen bringe er durch. Daher der Haß. Mit deutschen Frauen sei er fertig. Emanzipation bei einer intelligenten sei wahrscheinlich nur unangenehm; bei einer einfachen Hausfrau sei sie nur noch brutal. Die Mädchen in Thailand hätten ihr natürliches Wesen behalten – da könne er geradewegs heulen. »Und warum heulst du nicht?« wollte ich wissen, und er sagte: »Ich heul aus dem Schwanz.«
Albert hatte zuverlässige Unterarme und eine müde Gesichtshaut; er hatte einen weichen, frechen Mund, aber Lachfalten wie Schnitte zwischen den Augen und graue Koteletten. Und er hatte eine klare, mitunter verletzende Sprache, die jedoch immer sehr gefühlsverflochten blieb, die nie kalt wurde. Er war, mit allen Widersprüchen, ein »ganzer Kerl«, dem das Halbe nicht lag; er war nicht schamlos genug. Für Empfindungen, die er noch nicht empfand, hatte er kein »theoretisches« Gefühl zur Verfügung; für ausgebrochene Freuden und Ängste hatte er hingegen eine fast unzumutbare Ausdrucksbegabung – von einer rücksichtslosen, groben Genauigkeit. Entweder übermannte es ihn, und er konnte nicht anders, oder er hielt seinen Mund und konnte auch in diesem Fall nicht anders.

Obgleich es dafür eine gute Bedingung gab – die Ansteckungsgefahr –, hat Albert nie ein Zeichen von Verfolgungswahn gezeigt, im Gegensatz zu mir. Ich mußte ständig daran denken, ich glaubte mich schon infiziert; ja, ich spaltete in meiner Angst die gesamte Umgebung in Ungesundes und Gesundes – in »Böses« und »Gutes« (Kollegen, die dem Paranoiden verbunden sind, hätten ihre Freude gehabt). Albert hatte keine Neigung zum Spekulativen, davon konnte nicht die Rede sein; er ging, in der Tat, auf die Mädchen ein.

»Paß auf«, sagte er an der Hotelbar zu mir. »Wenn du so einen Verdacht hast, rauchst du eine Zigarette, aber ohne die Asche abzuklopfen, und nimmst dann die Asche zwischen zwei Finger, unauffällig; dann nimmst du das Mädchen lieb in den Arm und schiebst ihr einen Finger mit der Asche ein Stück unten rein – und wenn sie zuckt, dann hat sie was. Und wenn's dich doch mal erwischt, hältst du den Arsch hin; bis dahin genießt du's. Die Angst kostet das Leben, das Beste versäumst du – schau' sie dir an, die Mädchen hier – kleine Wunder; die lachen ja mit ihrem Fötzchen noch.«

Albert dachte offenbar nicht egozentrisch (ich – umgeben von lauter kranken »Wesen«), sondern sah sich Mädchen gegenüber, die er begehrte, die es notwendig machten, sich im Zweifelsfall zu überzeugen. Wie er seine Untersuchungsmethode schilderte, stand daher auch in einer engen Verbindung zum Gegenstand und zu den Umständen – den Mädchen, die ihn anzogen, und den verbreiteten Geschlechtskrankheiten. In beiden Teilen des kleinen Vortrags, bei der Beschreibung des Verfahrens und seinem Schwärmen von den Mädchen, war er erfüllt, war sein Reden ein notwendiges Zum-Ausdruck-Bringen. Es bestand aus Wendungen, die das Nötige – Objekt und Begehren – ohne Anzüglichkeit deutlich machten; die nichts darüber hinaus verdeutlichen konnten oder gar symbolisieren wollten. Es war keineswegs ein Zeugnis verstandener Wirklichkeit, aus welchem sich eine Wahrheit des Lebens herauslesen ließe, sondern bloß eine Lebensäußerung, die mich beeindruckt hat, weil sie sich in einer Hinsicht stark von meiner Art des Redens unterschied: in ihrer Schamhaftigkeit.

Was ich Albert aus meinem Leben erzählte, war nicht notwendig; es war gleichgültig, was ich zum Besten gab. Mein Reden folgte eher einer Beschwingtheit, die das Von-sich-selbst-Erfülltsein ermöglicht (die Fähigkeit, verleugnen zu können, daß auch dies ein Erfülltsein von »anderswoher« ist – während Albert, ohne den Weg über die Mädchen, nie auf die Idee gekommen wäre, krank zu sein oder sonst etwas »an sich« zu sein). Es war mehr das »Gerede« aus einem Leben, dessen Schicksal hauptsächlich darin besteht, das Kind seiner Eltern zu sein (die weder grausam waren noch seligmachend). Ein intelligentes Geplapper aufgrund eines »Lust/Unlust«-Schicksals, das einen dazu zwingt, von sich selbst erfüllt zu sein – sich im

Imaginären zu betätigen, im Überflüssigen zu bewegen (z. B. Schriftsteller zu werden), und sich dabei laufend, mit Hilfe dementsprechender Zeugen, für das Notwendige engagiert zu zeigen.
Und da es mit solcher Rückendeckung noch gleichgültiger ist, was man wichtig nimmt (zumal alles wichtig erscheint), redet man unbeschwerter, flüssiger und meistens auch differenzierter als jemand, der aus einem eindeutigen, opaken Erfülltsein sprechen muß – den die Zeit drängt. Man redet, bei aller Anstrengung bezüglich des Inhalts, »locker« – ohne Stildiktat, ohne das Risiko, daß das, was die Worte anrichten, nicht wieder mit Worten aufgehoben werden könnte. Kein Grund, den anderen zu antizipieren; nur seiner Existenz braucht man sich sicher zu sein.
Ein schamloses Gerede wird möglich, aber kein unverschämtes; keines, das frei wäre von Angst! Vor allem das Gerede *über* Angst verrät nervöse Züge. Eine Unruhe, die vielleicht deshalb nicht zur Sprache gebracht werden kann, weil sie das Bollwerk gegen handfeste körperliche Angstzustände betrifft: die Möglichkeit des Plapperns. Eine Unruhe, die wahrscheinlich aus der Ahnung rührt, daß unsere abwesenden Zeugen, die uns das schöne Von-sich-selbst-Erfülltsein reicher machen, bald nicht mehr zufrieden sind mit der bloßen Bestätigung ihres Vorhandenseins – dafür, daß sie ihren Mangel zur Verfügung stellen. Oder daß sie sogar merken könnten, welche Macht in einem Mangel liegt, der den Draht zum Chaos hat (daher sind die männlichen Kollegen auch nervöser als die weiblichen: unter ungünstigen Umständen verlieren sie zusätzlich noch ihre Frauen als »schwache Geschöpfe«).
Ich glaube, daß es diese Angst ist, die unsere Schamlosigkeit zu der einzigen Notwendigkeit macht, der wir im Selbstdarstellungsalltag Folge leisten müssen. Eine Angst, der offenbar nur so begegnet werden kann, weil sie bedeutend näher geht als beispielsweise die modische Angst vor dem Krieg; es ist vielmehr eine dumpfe, kaum in Worte zu fassende Angst vor heilloser persönlicher Unordnung, dem Sturz des Selbstverständlichsten, für die es zunehmenden Grund gibt, den die Nervösgewordenen selbst tagtäglich schwerwiegender machen. Grund in der Wahrscheinlichkeit, daß »die anderen« sich nicht länger ausschlachten lassen, daß unsere »Fälle« aus der Abwesenheit heraustreten und ihre »Erfinder« beschämen – daß sie ihre Differenz zu uns entdecken könnten; denn diese Differenz – ihre Ressource – ist gewaltig.
In Bangkok konnte ich immer wieder die Beobachtung machen, daß sich mein Gerede von den Ausdrucksformen Alberts schon so weit unterschied, daß ich seine Sprache in meinem Notizbuch, wenigstens einmal, als »faschistoid« vermerkte. Aber warum eigentlich nicht? Es gibt solche, die von der Sprache profitieren, und solche, die nur aus Sprache existieren; hier das Gerede, Klugscheißerei, dort der Redefluß, die Kloake. Eine Zeitlang tau-

melte ich zwischen beidem, Albert spürte es – ständig forderte er mich heraus, um zu erfahren, wohin ich gehöre.
»Soll ich dir mal sagen«, sagte er eines Tages, als wir müde am Swimmingpool lagen und uns die Mädchen den Nacken massierten, »wie man mit einer Frau schlafen sollte? Paß auf! Stück für Stück – du fängst bei den Händen an, spreizt ihre Finger und fickst sie ein bißchen; dann gehst du langsam zur Armbeuge hoch und in die Falte rein und wartest ab, was passiert; und dann begibst du dich zur Achselhöhle und fühlst mal, was los ist da drin. Du mußt überall nachfühlen, ob da vielleicht die Möse sitzt, und erst dann mit ihr schlafen.«

So weit Albert, Elektrotechniker aus Saulgau, Württemberg. Seine Ausdrucksweise glich einer guten Handschrift: lesbar auf Anhieb – nachhaltig spürbar. Grob gesagt, eine »männliche« Sprache, die zwar die Wirklichkeit, wie jede andere Sprache auch, verfehlt, jedoch mit Energie nach ihr verlangt. Im Unterschied zu einer, grob gesagt, »weibischen« Sprache – dem schamlosen Gerede, welches immer neue Wirklichkeitsvorfelder angibt, in denen sich die Sprechenden jedesmal »zu Hause« fühlen, in denen alle Erfahrungen als »unheimlich stark« gelten müssen.
Die Rede ist von einer exklusiven Sprache, gestützt auf Zeichen, deren Referenten offen bleiben (Was würden Sie sagen, wenn es Albert gar nicht gäbe?), zugunsten derjenigen, die das Paradigma dieser Verständigungsart gebildet haben und nunmehr vertreten – sie genießen die Vorteile, eine »Absprache« verwenden zu können (eine heruntergekommene Abart von Sprache). Das Nachsehen aber haben alle, die nur durch diese »Absprache« hindurchgehen: ein Publikum, das den Kulturherstellern und den Zeugnislieferanten, mit deren Hilfe kulturelle Moden zwingend erscheinen, seinen Beifall spendet – die sogenannte »scene«. Denn sie alle wissen ja nicht, daß die Vorfelder, in denen sie sich bewegen, so flexibel sind wie die Sprache, der sie unterliegen; sie haben nicht die relative Sicherheit, daß die Wirklichkeit nicht zuschlägt, und sie haben keinen großen Sinngewinn (denn den haben wir ja). Wenn ihnen eine Friedensdemonstration nichts weiter einträgt als ein bißchen mehr Angst vor dem Krieg, dann sind sie eben reingefallen!
Arme »scene«, ich bin schlauer. Ich brauche mich nicht aufzuregen, es genügt, daß ich eure Aufregungen kommentiere; dann mag man mich, und Geld verdienen kann ich auch damit (Schamlosigkeit ist nun mal ein bedingter Reflex). Unsere »Absprache« wird nämlich kräftig subventioniert und erhält von allen darin verwickelten Medien andauernd ihren Segen (Dialekte werden berücksichtigt: von alternativisch über psychotherapeutisch bis frankfurterisch usw.); und so sind recht viele Kollegen und sogar schon Teile der »scene« in der glücklichen Lage, sich nach Bedarf alle Stigmata des

Intellektuellen zu verschaffen (möglich, daß man als Intellektueller immer auch ein Parvenü ist; dann gehört man eben u. a. deshalb zu den Stimmungsträgern im Lande). Mit solchen Tätowierungen versehen, kann ich es mir auf jeden Fall leisten – politisch und vor allem finanziell –, die Katastrophe, von der ich mich, als der jetzt »Besserwissende«, umgeben sehen darf, in allen mir möglichen Nuancen zu schildern, während ich gleichzeitig, in dem Maße, wie ich mit meinen Auslegungen reüssiere, immer unkatastrophaler, immer angenehmer lebe.

Ja, es ist schon vorteilhaft, wenn es der Staat so gerne erduldet, daß ein paar Wenige die Lebensformen fast aller mehr oder weniger beklagen, um dadurch, mit gesellschaftlicher Unterstützung, wenigstens aus ihrem Leben etwas mehr zu machen. Aber ich wurde schon immer gerne verwöhnt, und der Staat kann vor mir, meinetwegen, die Unruhe haben, die er zu seiner Legitimation dringend braucht. Warum soll ich dümmer sein als die, die von der Klageweiberrolle doch seit Jahren glänzend leben? Toben lassen, anstatt selbst zu toben, und zum Dank die Entblößten in aller Öffentlichkeit gegen Angriffe in Schutz nehmen – als ehrbare Zuhälter, so lange, bis das Interesse erlahmt; es muß ja nicht langweilig werden (die Startbahn-West stach, auf dem Bildschirm, den Berliner Häuserkampf aus – was kommt wohl als nächstes?).

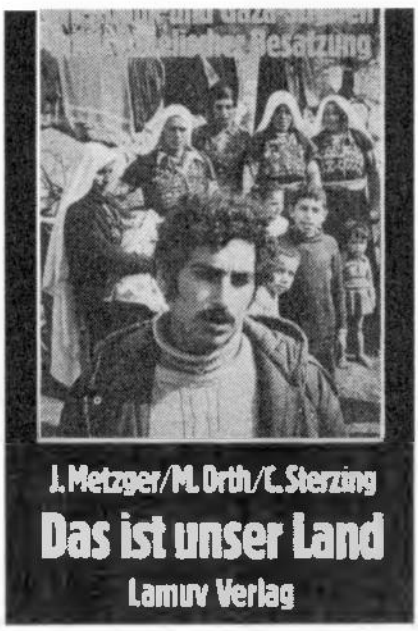
Es ist schon ein Mordsvergnügen, wenn die Ereignisse ihre Höhepunkte erst mit dem Kommentar dazu erreichen und dieser Kommentar einem Muster folgt, das man mitgeprägt hat und immer noch mitprägt. Als Schriftsteller, wie exzentrisch ich auch sein mag, bin ich in solche »Absprachmuster« verstrickt, bin ich Teil eines Interpretationssystems – eines mächtigen imaginären Körpers –, selbst wenn ich anders denke; ich arbeite durch dieses System, ich lebe von ihm, ja ich leide mit ihm. Seine Phantomschmerzen müssen meine Phantomschmerzen werden, seine Empfindlichkeit muß sich als die meine erweisen; seine ausgefallene Wollust darf ihren Eindruck auf mich so wenig verfehlen wie seine paranoiden Momente – ansonsten scheidet es mich aus wie eine Schlacke. Ich kann anderer Meinung sein, aber nicht anderer Sprache.

Am deutlichsten wird die Macht dieses imaginären Körpers bei den Konzerten populärer Liedermacher – gleichgültig, ob ihre Worte verstanden werden oder nicht (Moustaki erzielt denselben Effekt wie Wecker oder Hirsch). Wenn die singenden »Autoren« von der Bühne herab, auf eindringliche Weise, bisweilen flüsternd, aber auch schreiend und mit schmerzverzerrtem Gesicht, Bedrohungen »zur Stimmung bringen« und dabei unüberhörbar das »Böse« vom »Guten« unterscheiden, legt sich Paranoides wie ein schwerer warmer Mantel über alle Beteiligten; die Zuhörer verlieren ihren Status, es schlagen nur noch Herzen von »Betroffenen« höher. Ein Effekt, der die Stelle von Schicksalsverbundenheit einnimmt, die es, hierzulande,

aus Mangel an Epoche, für mich und Jüngere nicht gibt. Deutlich wird diese Macht aber auch in dem *Wir* der *Kinder vom Bahnhof Zoo*, das den Erfolg ermöglicht hat (nicht ohne Konsequenzen: Schreibende, die den phantasmatischen »Schicksals-Effekt« der Liedermacher erreichen, sind mit dieser Machtanmaßung als Intellektuelle am Ende).
Viele Kollegen, die sich erfolgreich als Kommentatoren betätigen, glauben ja bereits (weil die Kommentierten noch geduldige Geschöpfe sind), die Macht des Imaginären gehe von ihnen aus und sie »seien« anderer Sprache – sie »seien« selbst »das Andere«; sie nehmen an, sie hätten ihre Kastration nun wiedergutgemacht, doch sie freuen sich zu früh – sie feiern, ohne es zu merken, den Triumph der Sprache, deren starke Wirkung auf dem Feld des Imaginären durch »Absprache« nicht außer Kraft gesetzt werden kann.
Wir feiern aus verkehrtem Anlaß, und wir begründen »unsere« Ängste – wenn wir über Angst parlieren – vermutlich auch mit Verkehrtem; ehe ich in einem nächsten Krieg mein Leben verliere, werde ich meine Positionen einbüßen, meinen Anteil am Paradigma des Interpretationssystems. Denn unsere abwesenden Zeugen könnten uns bald im Stich lassen – es liegt was in der Luft –, so wie es jetzt schon Frauen gibt, die ihren »Erfindern« den Boden entziehen, den Ideenreichtum entwenden, indem sie sich selber enträtseln – egal, was dabei rauskommt. Ich bin kein Freund der Frauenbewegung, »Absprache« gibt es auch dort; nur imponieren mir Frauen, die ein Allgemeines ihrer Geschichtslosigkeit begreiflich machen können – die nur das »phallische Prinzip« im Auge haben.
Vorsicht vor solchen »Wesen«! Wir können uns nur halten, wenn sich das »Phallische« hält. Wir brauchen unsere »Fälle«, deren Geschichte wir schreiben, die ihr Bewußtsein für uns spreizen, die jederzeit bereit sind, sich von uns »durchdenken« zu lassen (auch von den Kolleginnen!). Jeder Angriff auf diese Lebensgrundlage muß abgewehrt werden. Bisher klappte das einigermaßen; die Frauenbewegung kam uns entgegen, weil sie subversive Schriften allzu kluger Schwestern kaum zur Kenntnis genommen hat. (Beispiel: Das vor mehr als zwei Jahren endlich auf Deutsch erschienene Buch *Speculum* von Luce Irigaray. Es enthält – ich hänge an diesem Vergleich – einen weitreichenderen Sprengstoff als die gefürchtete SS-20-Rakete, da man den möglichen Einschlag dieses Buches mit Gewißheit überlebt – nur das »phallische Prinzip« wird großen Schaden leiden. Gott sei Dank ist *Speculum* hier nicht verbreitet; sogar eine Rezension liegt auf Eis.)
Es sieht also noch nicht so schlecht aus, wir können weitermachen, keine Sorge; und bitte nicht die etwas größenwahnsinnige Angst, daß unsere Ruhe, die wir jetzt genießen, auch eine Ruhe vor unserem Sturm sein könnte. Womit denn? Beängstigende Wut entwickeln werden nur die Alberts.

Karl-Klaus Rabe (Hg.), **Vier Minuten vor Mitternacht** - Stellungnahmen zum Rüstungswahnsinn, ca. 192 Seiten, Format 11,5x18 cm, Lamuv Taschenbuch 9, **DM 9,80**
ISBN 3-921521-32-7

Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste (Hg.), **Frieden schaffen ohne Waffen,** Aktionshandbuch, 224 Seiten, Schaubilder, Format 11,5x18 cm, Lamuv Taschenbuch 7, **DM 7,80**
ISBN 3-921521-35-1



Jan Metzger/Martin Orth/Christian Sterzing, **Das ist unser Land - Westbank und Gaza-Streifen unter israelischer Besatzung,** 320 Seiten, Format 11,5x18 cm, Lamuv Taschenbuch 2, **DM 14,80,** ISBN 3-921521-20-3

Zindzi Mandela/Peter Magubane, **Schwarz wie ich bin,** aus dem Englischen von Annemarie und Heinrich Böll, ca. 124 Seiten, Broschur 14,8x21 cm, **ca. DM 14,80,** ISBN 3-921521-33-5
Auslieferung September 1981

Lamuv Verlag · Martinstraße 7
D-5303 Bornheim-Merten

Wolfgang Munsky
Die endgültige Verbesserung Europas

Kein Zweifel: Seit dem 19. Oktober 1981, dem Tag, an dem die Begrenzbarkeit des Atomkrieges zum ersten Mal bestätigt worden ist, führen immer mehr Europäer ein staatlich gefördertes Strahlenschutzbunkerleben tief, tief in den Eingeweiden der Erde. Auch ich sitze mittlerweile hämisch grinsend unter einer Glocke aus Stahl und Beton und kalkuliere schadenfroh, welche menschlichen und maschinellen Faktoren den abendländischen Oberweltexitus geboten erscheinen lassen. Die Machtergreifung Hollywoods würdige ich dabei besonders, denn sie stellt in der europäischen Suizidrechnung eine wohlausgeklügelte Würze dar. Korea, Kuba, Prag und Afghanistan drängen sich zwar ebenfalls in meinen hochempfindlichen Maulwurfsinn, doch diesmal rufen all diese Konfrontatiönchen ausschließlich ein mitleidiges Lächeln hervor. Den künftigen Schwebezustand sowie den unvermeidbaren Kontinentalabsturz werde ich voll subterran auskosten dürfen – fürwahr, mir sind erlesene Genüsse gewiß. Der Sinfonie des Schreckens will ich wollüstig lauschen, und mit der Neugier eines Unbeteiligten will ich ausfiebern, ob das Abschreckungsabrakadabra die unterstellte Zauberkraft besitzt oder nicht. Oh, kleines Debakel! Schon jetzt läßt mich dein Reiz erzittern! Ungeduldig harre ich deiner, aber bald, bald bist du soweit.

Nicht nur wir cleveren Bunkerleute begrüßen den nahenden Aderlaß als nützliche Notwendigkeit. Wenn nämlich im freiheitlich-demokratischen Staate die Mehrheit schweigt, so erklärt sie ihr Einverständnis, und die Mehrheit hat geschwiegen, monatelang, jahrelang, jahrzehntelang, und noch heute schweigt sie und bekundet damit ihre ungebrochene Bereitschaft zum Atomtod – zumindest zu einem Atomtod aus Versehen. Weil der nächste Krieg (wie die meisten/alle vor ihm) durch einen unglücklichen Zufall ausgelöst werden wird, darf die Mehrheit ruhigen Gewissens bis in alle Ewigkeit weiterschweigen. Dies sei ihr neidlos vergönnt. Im Grunde genommen kann in Wegwerfzeitalter und Wegwerfwelt nichts, aber auch gar nichts gegen die Nuklearanästhesie sprechen. Gemäß der uneingeschränkt waltenden Philosophie des ex und hopp ist Vernichtung nur natürlich, ja, sie muß sogar für unverzichtbar gelten. Nach Einwegverpackung und Einweginhalt ist es bloß konsequent, daß der Einwegmensch produziert und dann seiner Bestimmung zugeführt wird. Milliarden Einwegmenschen sind bereits mit

der erforderlichen Müllmentalität ausgestattet worden. Eher fasziniert denn entsetzt sehen diese an quälendem Selbstüberdruß Siechenden fern, wie die Rüstungsonanie ihrem ersehnt-befreienden Atomorgasmus entgegenstrebt. Die gesamte oberirdische Endzeitkultur der dantierten Komödie und der zum Abendbrot servierten Vietkingkongfetzen ist zweifellos ohne das Undenkbare undenkbar. Da auch wir Unterirdischen kulturell vorgeprägt sind, müssen auch wir für den längst überfälligen Verbrauch des Einwegmenschen plädieren – für Sterbehilfe der Supermächte, damit einem neuzeitlichen Grundbedürfnis Rechnung getragen wird.

Daß es keine Weltfriedensbewegung geben kann, versteht sich nunmehr von selbst. Die Überlebenswilligen fürchten, daß eine solche den hyperlabilen Abschreckungszustand so stark erschüttert, wie es nicht einmal der anziehendste Kriegstreiber vermöchte. Zudem folgt aus Abrüstung und Waffenverzicht unvorstellbare Arbeitslosigkeit, und weil niemand weiß, wo die freigesetzten Kräfte der Rüstungsindustrie, der Zulieferfirmen und des Militärs sinnvoll eingespannt werden könnten, muß das Aufkeimen einer Weltfriedensbewegung auf den Sanktnimmerleinstag verschoben werden. Das Schreckgespenst der Anarchie soll gebannt bleiben! Die Todestriebler hingegen machen geltend, daß eine kompromißlose Entspannungspolitik ihren angezüchteten sadomasochistischen Wunschträumen zuwider laufe.

Aus diesem Blickwinkel betrachtet muß der sogenannte Europazifismus zum Sonderfall werden, zur bizarr-unzeitgemäßen Modeerscheinung, welche den Punk ablöst. Und richtig: Die Vermarktung ist in vollem Gang; Friedensphantasien sind bereits Konsumgüter für den Massenverzehr, obligate Verbraucherrequisiten nach dem Motto: Was, Sie haben heute noch nicht an den Frieden gedacht! Mein Gott, und an einer Demo haben Sie auch noch nicht teilgenommen, Sie . . .

Folgende Feststellungen sind zum Verständnis der Vorgänge dienlich: Erst seitdem der Atomkrieg begrenzt werden kann, formiert sich eine breite Aussteiger- und Verweigerungsfront aus gerade jenen Einwegmenschen, welche noch vor kurzem widerspruchslos ihre Strahlungsdosis in Empfang genommen hätten. Allein dieses Faktum zeigt, daß nicht die Sorge um den Fortbestand der Gesamtmenschheit Protestmotor ist, sondern die Sorge um etwas anderes. Mit Amerikanern, Asiaten, Afrikanern und Australiern wären die abendländischen Friedlinge bereitwillig und gern gestorben, aber ohne diesen Beistand wollen sie dem Atomtod nicht ins Zyklopenauge blikken. Inwiefern die hundertprozentige Flurbereinigung archäologischen, pompejanischen oder gar saurischen Untergangstrost spenden kann, ist schleierhaft. Vielleicht würde sich der Widerstand legen, wenn man den Europäern die gleichzeitige Atomisierung Indiens verspräche. Oder muß man verschwiegenes Einverständnis erneut mit der garantierten Totalausrottung des homo sapiens erkaufen? Wie dem auch sei, die Begrenzbarkeit

des Atomkrieges ist entgegen allen Erwartungen nicht als Humanisierungsschritt verstanden worden, obwohl doch die Beschränkung der Baldopferzahl offensichtlich einen gewaltigen Philanthropieerfolg darstellt. Gesetzt den Fall, Indien wäre zum künftigen Kriegsschauplatz auserkoren worden. Dann gäbe es allenfalls eine indische Friedensbewegung, und die europäische Reaktion sähe ganz anders, viel wohlwollender aus. Fernsehkommentatoren würden mit einer ernsten Mischung aus Scheinbetroffenheit und Hohn versichern, daß die armen Hungerleider doch eigentlich froh sein könnten, das gangelige Jammertal endlich verlassen zu dürfen. Außerdem sei bei denen da unten ein Wiedergeburtsglaube gang und gäbe, und deshalb könne die Tötung dieser Reinkarnationsfähigen nicht als Mord bezeichnet werden. Streng genommen sei es also keineswegs verwerflich, daß man das unvermeidliche Malheur gerade in dieses Entwicklungsland abgeschoben habe, und zudem bleibe es ja jedem aufrechten Christen unbenommen, an Sammlungen für diejenigen teilzunehmen, welche unbarmherzigerweise nicht in den Vorzug des atomaren Heiligenscheines gelangt seien. Dieselben europäischen Gebührenzahler, die sich ohne zu zögern sofort die eingeblendete Spendenkontonummer notiert hätten, laufen heute mit Volksfronterlebnis auf der Straße herum und fordern Schonung. Ein Inder wird vermutlich über solche Bitte nur geringfügig die Schultern zucken und vorsichtig fragen, ob die streikenden Friedlinge nicht Christen sind, mithin Unsterbliche, welche das sozialistische Jüngste Nukleargericht aus Nächstenliebe in der Gegenwart abhalten wollen. Frühere Okzidentalzeitalter wären doch stolz auf bewußtes Märtyrertum gewesen, auf Blutzeugen des Löwenmauls, und so müsse ein neuzeitlicher Verlust von Basisidealen vorliegen, wenn sich Glaubensfeiglinge flugs um die Weiße Taube scharten und um ihr kümmerliches Einbahnstraßenleben winselten. Als wenn es nichts Wichtigeres als die Verlängerung von Bewährungszeiten gäbe!

Im Untergrund hört man so manches Gemurmel, so manches Gespräch. Einer meiner Lauschangriffe förderte folgenden Monolog in die Tiefe: »Im übrigen war unsere 6. Armee ebenso stark wie die in Bonn aufmarschierten Blindgänger. Nur, die Unsrigen waren damals keine Sympathisanten und sollten gleichermaßen sterben. Alle zusammengeflickten Weltkriegsveteranen haben am eigenen Leibe erfahren, daß ausschließlich Stärke nützt und daß auch eine Demokratie härter als Hitler werden muß. Abrüstung statt Nachrüstung, so einfach geht es nicht – so geht es einfach nicht. Zur Abschreckungsarbeit sollte man die demonstrierenden Progressiv-Paralytiker verpflichten; Friedenslager sollte man bauen! Alle Gleichgewichtsstörer würden spätestens nach einem Überlebensmonat überzeugt sein, daß die Produktion von Panzern und Gewehren friedfertig und frei macht. Zusätzlich sollte noch ein Hilfsdienst eingerichtet werden, ein verfügtes Friedensfreiwilligenjahr lang Rüstungsarbeit für die Harmonie der Tötungsmittel.

Abartige Gedankenbildung muß nämlich unter allen Umständen verhindert werden – selbst in Schulen. Noch nie war Gehirnhygiene so notwendig wie heute. Den Do-it-yourself-Anhängern könnten sogar Waffenbaukästen zugeschickt werden. All die geschickten kleinen Hobbylöter und Feierabendschnitzer würden dann im trauten Heim am Frieden mitbasteln und mitfummeln. Im Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist der Trend zur Volksmithilfe schon nachweisbar. Dort liegen am Kiosk längst Bauanleitungen für A-Bomben aus. Ja, die amerikanischen Revolverhelden sind nicht entnazifiziert und daher fortschrittlicher. Die wissen genau, wohin der Angsthase zu laufen hat: ins Friedenslager, Archipel High Noon – vermutlich sind schon etliche in Betrieb, oder wie soll man sich das glückliche Ausbleiben amerikanischen Rüstungsunmutes erklären?«

Europazis wie faschistoide Schwätzer sollten mittlerweile bemerkt haben, daß das geplante Infernöchen nicht mehr abzuwenden ist. Durch die Atomisierung des Wirtschaftsgiganten Westeuropa will sich die USA eines gefährlichen Konkurrenten und eines möglicherweise unzuverlässigen Vasallen entledigen. Für die Sowjetunion, deren Grenzprobleme und Sicherheitssorgen exponential zugenommen haben, gilt ähnliches. Wie unumgänglich ein strikt kommunistisches ex und hopp ist, offenbart die Renegatenreihe Ungarn, DDR, Tschechoslowakei, Polen. Auch die, an der amerikanischen gemessen, noch desolatere volkswirtschaftliche Verkrampfung der Sowjetrepubliken zwingt zum großen Hausputz. Die Eliminierung des ungeliebten, unbequemen Abendlandes kann nur von bilateralem Interesse sein. Gesundschrumpfung heißt das Wunderheilmittel der Stunde. Angesichts der übergewichtigen Schwierigkeiten der atomaren Supermächte verwundern die prophetischen Äußerungen unseres Weltsheriffs kaum. Die hinderlichen Fettpolster müssen rigoros abgefastet werden, darüber besteht ungetrübte Einhelligkeit, und so wird der anvisierte Stellvertreterkrieg der erste vertraglich festgelegte Krieg in der Menschheitsgeschichte sein. Die Territorien der Supermächte sowie die lebensölnervige Golfregion sind bereits per Absprache tabuisiert, d. h. dadurch, daß die Abschreckungsdoktrin auf ein Minimum zurückgestutzt worden ist, ergibt sich die Chance, eine Gladiatorenschlacht sondergleichen zu inszenieren – in der Welt größtem Amphitheater. Der Ablauf des Kampfabspecktakels wird derzeit in Genf ausgehandelt. Zweimal pro Woche beraten die beiderseitigen Interessenvertreter, wie der begrenzte Atomkrieg zu bewerkstelligen sei. Zweifellos wird man sich auf den Abzug aller Mittelstreckenraketen aus Europa einigen, denn dann wäre das sowjetische und das amerikanische Staatsgebiet absolut sicher. Weder strategische Atombomben noch taktische Fernwaffen könnten von den Kombattanten eingesetzt werden; und mit dem konventionellen Spielzeug würden die überpanzerten Saurier keine Gefahr für die Supermächte dar-

stellen. Im Zeitalter surrealer Vernichtungspotenzen läßt sich gerade durch Abrüstung ein Krieg entfesseln, dessen Anachronismen belustigend ins Auge springen. Wenn die europäischen Hofnarren unbeirrt weiter auf ihrer Orang-Utanbrust herumtrommeln, wenn sie mit ihren Nahkampfwaffen abschrecklich drohen, und wenn sie einander stolz ihre polierten Museumsstücke und Gladiatorenschellen zeigen, so erinnern sie unbestreitbar an einen legendären Ritter, der mit seiner traurigen Fernsehgestalt den erbittertsten aller Kriege, den Windmühlenkrieg, ruhmreich gewann.
Aber nicht nur selbstsüchtige Motive drängen auf ein baldiges kleines Debakel, vielmehr sind es hochachtbare, humanistische Beweggründe, welche zur Opferung des Abendlandes auffordern. Am Horizont dräuen Probleme wie Überbevölkerung, Rohstoffverknappung, Rezession, Umweltverseuchung, Arbeitslosigkeit usw. *Global 2000* wirft unübersehbare Schatten in die Gegenwart und verlangt schleunigst Gegenmaßnahmen. Zum Glück besitzt der homo sapiens noch einen Rettungsring!
Angenommen, Europa wäre schon Schießplatz der Supermächte und der Zufallskrieg tobte sich aus: Zuerst lassen die Deutschen natürlich ihren Leoparden freien Lauf, das ist gewiß. Kurz vor Belgrad stoppt aber eine Sondereinheit Großalbaniens die bundesdeutschlichtensteinische Offensive. Zum Glück haben Schweizer Armbrustschützen unterdessen die Karlsburg besetzt, während Exilkroaten noch immer rachgierig die Donau durchtauchen (laut bulgarischer Berichterstattung sollen es Rottschechen sein). Weil sich aber die IRA und die Basken mit regierungstreuen Polen verbündet haben . . . Das Gemetzel wogt also hin und her und her und hin, und die Supermacht 1 liefert dem Natoplebs Nahwaffen hin, und die Supermacht 2 schenkt Angerostetes her. Die außereuropäischen Volkswirtschaften blühen auf und jubeln über die Gnade der Vollbeschäftigung. Da es überaus große subatomare Waffenbestände gibt und da die Rüstungsindustrien an Leistungsstärke nichts zu wünschen übriglassen, dehnt sich das brüderliche Gerangel durch mehrere Jahrzehnte und sichert ein explosives Wirtschaftswachstum, von dem die Entwicklungsländer erfreulicherweise mitprofitieren. Die abendländische Dauerkampfarena garantiert den Wohlstand der Restwelt. Mitten in der schwindelerregenden Hochkonjunktur muß die Meuterei zweier Euroritterorden unterdrückt werden. Taktische Fernwaffen überzeugen die Rebellen davon, daß der Kampf verbissener denn je fortgeführt werden muß. Bilder vom zerstrahlten Warschau bzw. vom pulverisierten Salzburg trägt mittlerweile jeder Soldat herzensnah in der Brusttasche. Zudem sind Fotoserien wie »Radioaktives Mutterglück« oder »Als ob die Neutronen Schwestern wären« kostenlos an die Truppe verteilt worden, zur Hebung der Schlachterfreude. Erwartungsgemäß treten auch Mangelerscheinungen auf, d. h. die ausgefallenen Recken müssen durch frisches Menschenmaterial ersetzt werden. Schritt für Schritt nimmt man jetzt den

Abbau der Überbevölkerung in Angriff. Nach und nach werden alle arbeitslosen, entwicklungsbedürftigen und hungerleidenden Ballastmenschen in das Krisengebiet transportiert. Jede Regierung entsendet bereitwillig ihren Bevölkerungsüberschuß – die Völkerwanderung ist in vollem Gange. Natürlich gibt es auch Zwergstaaten, welche an der Jahrtausendunternehmung nicht teilnehmen wollen, aber ohne viel Federlesen bringt man diese Aufmüpfigen zur Räson, indem ihr Land zum beschränkten Krieg freigegeben oder einfach ein Bürgerkrieg angezettelt wird. Nach der Zwangseuropäisierung aller Überflüssigen fallen noch einige Bomben – und dann herrscht wieder das Schweigen, das gewohnte, das vertraute, das zustimmende.

Über die Ziele des kommenden Krieges besteht nunmehr kein Zweifel, ebenso wie über seine Folgen: Auf einer volkswirtschaftlich vertretbar bevölkerten Erde gibt es einen Kontinent, eine riesige Müllhalde, die nur darauf wartet, ausgebeutet zu werden. All die wertvollen, recyclingfähigen Materialien lagern dort in unvorstellbaren Massen. Europa heißt dieser einzigartige Schrottplatz. Er kennt weder Besitzer noch Bewohner, und zu allem Überfluß ist er sogar teilweise verstrahlt. Dieser letztere Vorzug ist überaus bedeutungsvoll, denn ein radioaktives Europa bietet sich förmlich als Weltenergiezentrum an. Ohne umständliche Genehmigungsverfahren und ohne hochgestochene Sicherheitsauflagen können im Röntgenland vielköpfige Brütersippen und Reaktorgenerationen aufgezogen und beherbergt werden, und wunderbarerweise ist dort auch für Entsorgung vorgesorgt. Man hat nämlich schon einige Flecken vorverstrahlt und so, in weiser Voraussicht, die künftigen Atommülldeponien markiert. Obendrein, und dies grenzt nun wirklich an göttliche Vorsehung, sollen in entlegenen okzidentalen Gebirgsschluchten seltsam anmutende Wesen hausen, Mutanten, Nachkömmlinge der legendären Ureinwohner. Diese Wesen, Neutro-Freaks oder Nuklearhominiden genannt, sollen zwar äußerst wild und unzivilisiert, aber dafür den unwirtlichen Umweltbedingungen bestens angepaßt sein. Angenommen, diese Beinahe-Menschen gehören nicht in das Reich der Yetidichtung, dann sind sie vorbehaltlos die idealen Kernkraftwerkarbeiter; sie gilt es einzufangen, zu zähmen und anzulernen, weil sie als degenerierte Krone der Schöpfung zum Haus- und Reaktortier prädestiniert sind.
Der Nutzen des humanitären, gerechten Krieges steht außer Frage. Angesichts der gesundgeschrumpften Konsumentenschaft reichen die Rohstoffe für unabsehbare Zeiträume, vielleicht sogar für länger, denn die Rationalisierungsmaßnahmen sowie die Erfindungen und Weiterentwicklungen dürften während der Sanierungsjahre eine Technologie ermöglicht haben, welche Höchstleistung optimal mit Sparsamkeit und Umweltfreundlichkeit vereint. Der Traum vom Goldenen Zeitalter wird handfeste Realität; das vollelektronische Schlaraffenland steht ins Haus! Daß die heute schon auf-

dämmernde Freizeitgesellschaft nach außergewöhnlichen Vergnügungsstätten verlangt, weiß keiner so gut wie unser schauspielernder Staatsmann, ist er doch durch die harte alte Hollywoodschule gegangen und daher erfahren in Disney- und Bonanzakult. Es kann also nicht verwundern, wenn Europa demnächst kontinentaler Amüsierpark wird und exhibitionistisch seine attraktiven Schaustellungsstücke entblößt – seine Opferberge, seinen Verrosteten Vorhang, sein Sauriertum, rundweg all das, was vom postzeitlichen Bildungsanspruch her fotografierwürdig erscheint. Strahlengeschädigte Kriegsopfer, Krüppel, Mutanten und Neutro-Freaks können zur allgemeinen Belustigung in besonderen hominístischen Gärten zur Schau gestellt werden, historische Museumslandschaften können das Leben der Alten Welt demonstrieren, und mehr noch: Das Abendland ist und bleibt anspruchsvollste Bildungsanstalt der Welt. In ihm können johlende Schulklassen den Geschichtsunterricht vor Ort genießen, und auch die Biologiestunden lassen sich recht abwechslungsreich gestalten.

Ob Ronny noch einmal in seine durchlöcherten Caligulastiefel schlüpfen wird, um im Triumphzug die Wiege der Menschheitszivilisation zu durchqueren, hängt allein von seinem Sterbedatum ab. Wir jedenfalls wünschen dem Wildwestsalomon ein langes Leben, damit er, der ruhmreiche Initiator humanitärer Zukunftsgestaltung, an der Einweihungsfeier von »Euroworld« teilnehmen kann. Ohne Mißgunst und ohne Neid gönnen wir ihm seinen langen Imperatorenritt über die neutralen Saatböden caesarischer Supermanseligkeit bis hin zum Vatikan, wo er laut Eröffnungsdrehbuch mit bewunderungsschnellem Greif seine Trommelrevolver ziehen und »unerwartet« in die Kuppel des Petersdomes hineinballern soll. Im Anschluß an den law-and-order-Salut soll der Caspar vor einem Votivbild niederknien und sodann von dem großen Alexander, dem Täufer, mit hochprozentiger Flüssigkeit übergossen werden. Dieser symbolischen Zeremonie, die als Showtaufe zum ewigen Weltfrieden in jedes Groschenheft eingehen wird, folgt nach aller Wahrscheinlichkeit die Enthüllung der Friedensstatue.

Per Fernsehsatellit wird der historische Augenblick überallhin verbreitet. In allen dreihundert Millionen glücklichen Wohnzimmern glücklicher Nachkriegsmenschen flimmert die Lifeübertragung über den Bildschirm. Andächtig erinnert man sich noch einmal der Mühen und Entbehrungen, welche das Leben in Vor- und Kriegszeit schicksalhaft bestimmt hatten, man erinnert sich an das Heldentum verschiedener Euroritterorden, an ihre Bereitschaft, sich für die Restwelt aufzuopfern, und man erinnert sich an den Kunstverstand der Supermächtigen, die mit grenzenloser Schöpferfreude gemeinsam Beuysentwürfe ins Monumentale übersetzen wollten. Ob Europa nun blutverschmierte Kontinentalbadewanne, dunkles, in die Erdkruste gesprengtes Ofenloch oder etwas anderes geworden ist, darüber konnte bislang keine Einigung erzielt werden. (Manche behaupten sogar, die my-

thologische Künstlichkeit des Abendlandes erwachse aus der warholisierten Ähnlichkeit mit einer zerbeulten Coladose.) Wie auch der Titel des Eurobjektes lauten mag, das Diät-Happening, sein ergötzliches Ergebnis und sein 900stündiges dokumentarisches Belegmaterial genügen selbst höchsten Kenneransprüchen. Übrigens, es heißt, dieser Teufelsbursche Christo plane die Verpackung des entmenschten Abendlandes – das ergäbe Kunst-Stoff-Verhüllung, mithin potenzierte Kunst –, und wie es weiter heißt, soll die undurchsichtige Folie auf den Tag genau tausend Jahre über der Schimmelkultur ruhen. Während dieses Milleniums könne also drauflosspekuliert werden, was für wunderbare Ausgeburten der abstrakte Strahlenexpressionismus gerade hervorbringt und welche Sensationen und Vernissagen man bedauerlicherweise jede Sekunde versäumt. Haarsträubende Phantasmagorien würden sich laut Christo um die tabuisierte Überraschungskonserve ranken – einer fruchtbaren Sagenwelt wären Tür und Tor geöffnet.

Wir cleveren Bunkerleute wissen, daß das Gute im Menschen mancherlei Anfechtungen ausgesetzt ist und daß selbst die humanistischste Gesinnung zuweilen unterliegt. Aus diesem Grunde vermuten wir einen anders gearteten Hergang des kleinen Debakels, eine andere Kriegführung, die durch die Uneinsichtigkeit des Einwegmenschen erzwungen wird. Der oben grob skizzierte Rettungsversuch erfordert Opfer, um *Global 2000* abzuwenden, und Opfer will seltsamerweise keiner sein. Der Widerstand gegen die Sanierung der Menschheit darf nicht allzu stark anwachsen, und so wird in einer kristallklaren Nacht ganz plötzlich und unerwartet das Abendland untergehen. Bomben werden fallen, Bomben des Westens, Bomben des Ostens, und sternschnuppengleich wird Europa neutral. Zugegeben, die Neutronenbomben werden auch der Bereicherung der Supermächte dienen. Zugegeben, dem Laster der Habgier werden wir Eremiten unser Überleben zu verdanken haben, aber die Menschheit wird weiterbestehen – dadurch, nur dadurch. Der überraschende Vernichtungsschlag wird knapp dosiert sein, so knapp, daß die Sachwerte möglichst wenig Beschädigung erfahren. Die übervollen Warenhäuser, ja, alles, was sich über Jahrtausende in Europa angehäuft hat, wird Beute und kann nach angemessener Entstrahlungszeit demontiert, verwendet oder gar verkauft werden. Vielleicht wird man den entvölkerten Kontinent mit Menschen aus Problemländern neu bestücken und damit das Elend aus der Dritten Welt kehren. Und wenn in ferner Zukunft abermals eine Fristenlösung geboten erscheint, dann treibt man eben wiederum ab. Denkbar ist gleichwohl, daß die Sowjetunion ihren Anteil sofort nach dem kleinen Debakel verhökert, mutmaßlich in Genf, zu einem Preis, der den Alaskas nur geringfügig übersteigen dürfte. In diesem Fall sind wir Bunkerleute die Eskimos von morgen, d. h. baldige Bürger des freiesten Landes der Welt.

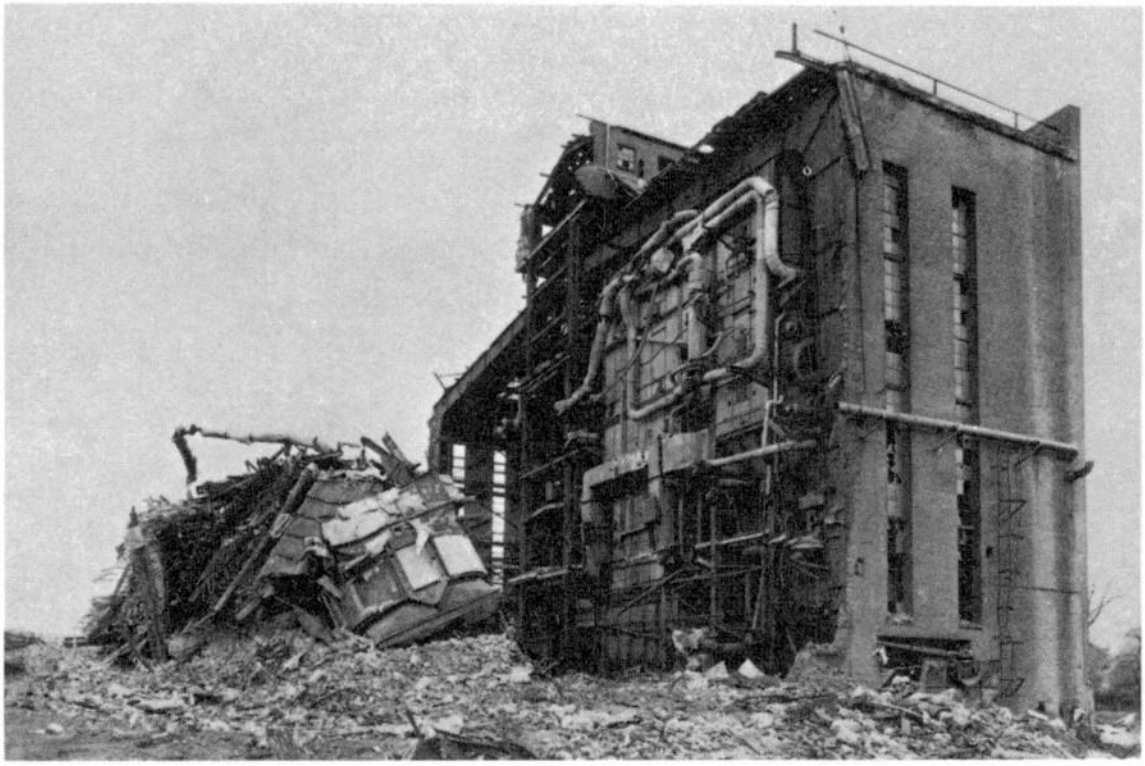


Foto Manfred Hamm, Kraftwerk Zeche Lothringen IV, Bochum

Foto Manfred Hamm, Stahlwerk Knutange, Lothringen

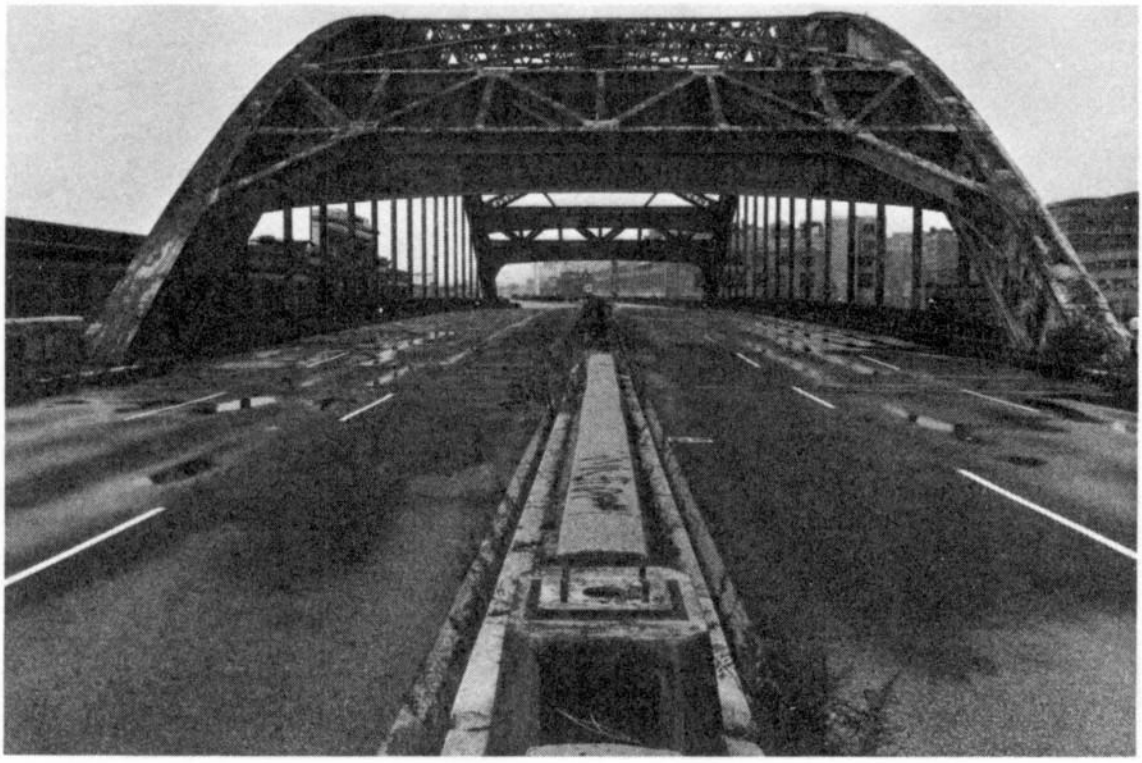


Foto Manfred Hamm, West Side Highway, New York City

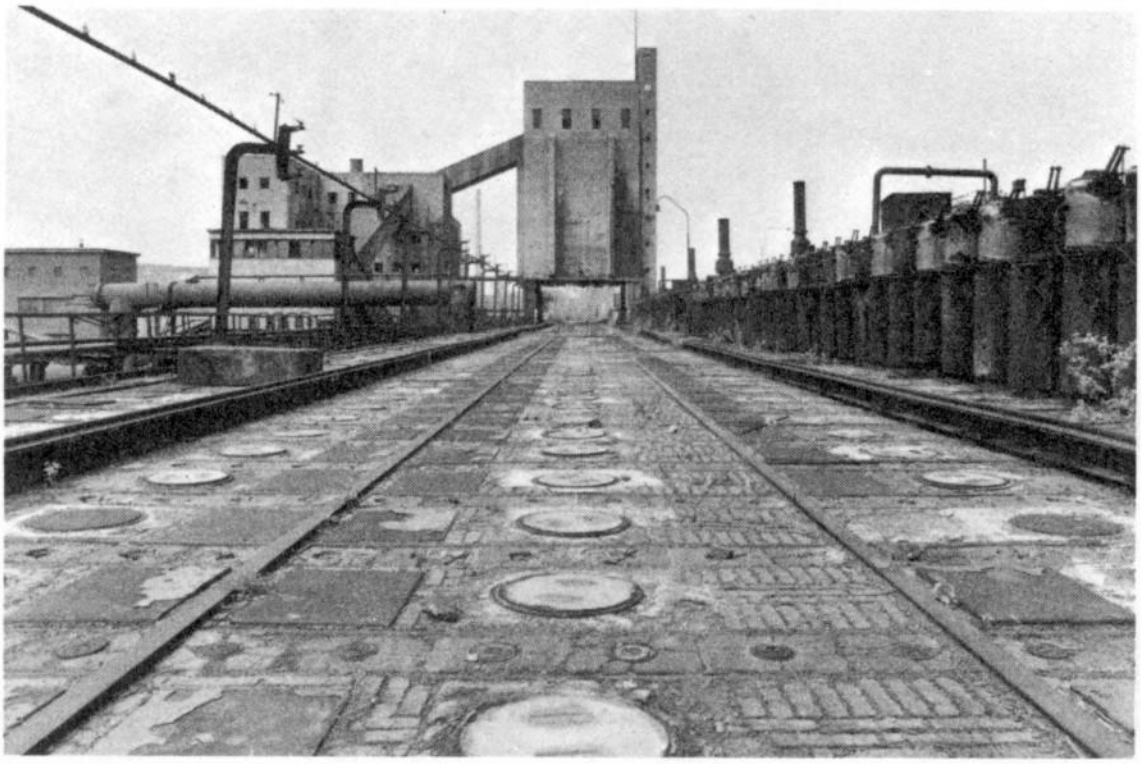


Foto Manfred Hamm, Kokerei Zeche Hugo, Gelsenkirchen

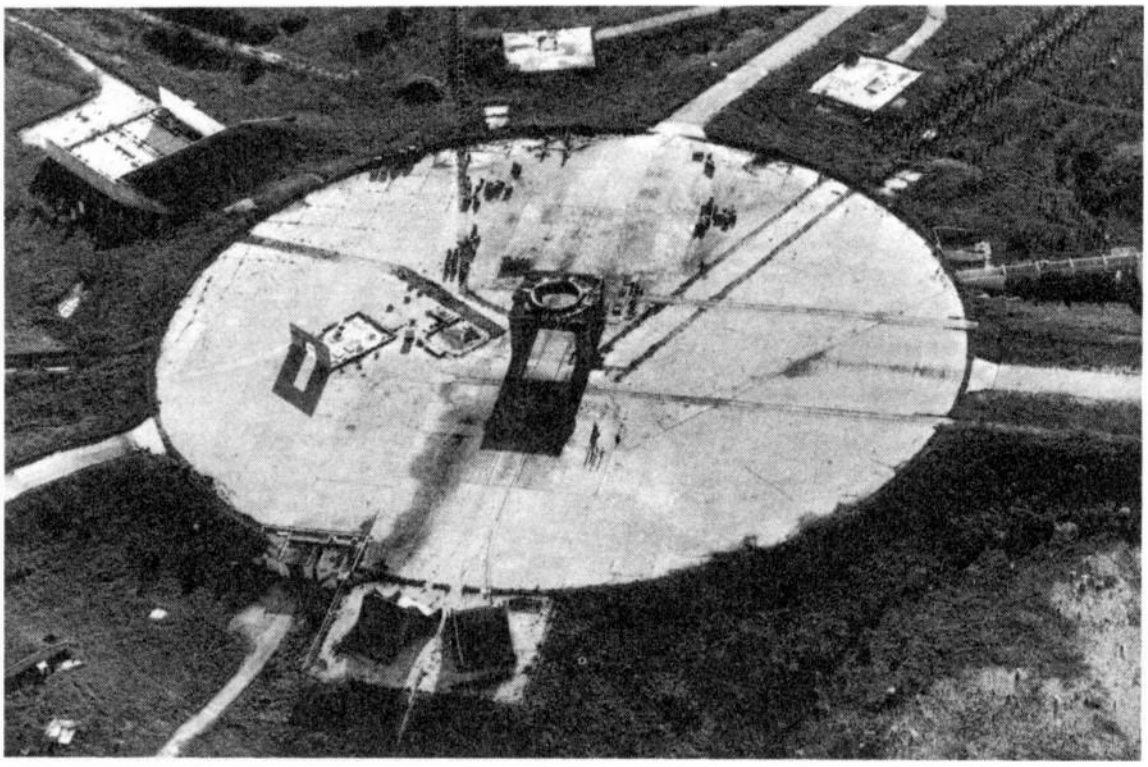


Foto Manfred Hamm, Complex 49, Cape Canaveral

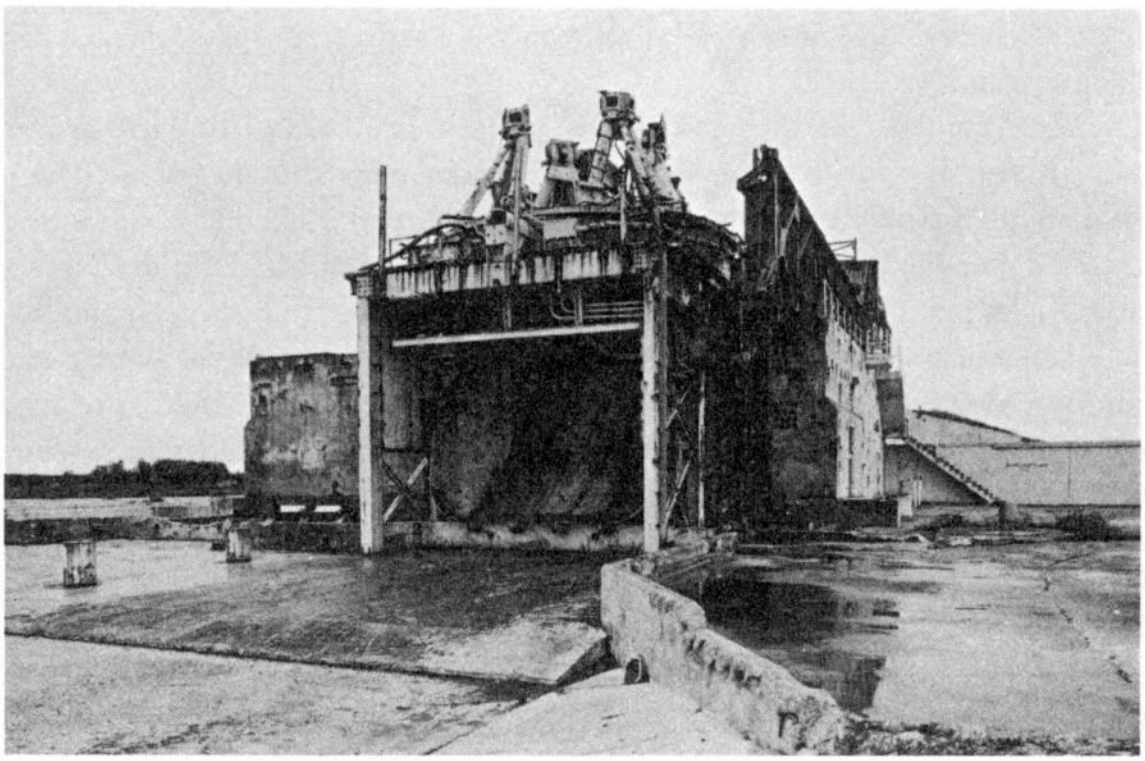


Foto Manfred Hamm, Complex 19, Cape Canaveral

Alexander Kluge
»Die Gefühle fest im Griff des Verstandes«

Die letzte Lieferung

Mit Kaiser Maximilian ging es zu Ende. Die Revolutionsarmee belagerte den isolierten Kaiser in Queretaro. Einfall seiner Gemahlin, der Kaiserin, um die Gardeoffiziere zu einer Verlängerung des Kampfes anzustacheln, war es, Goldpesos von Hofbeamten im Hofe des Palastes in die Luft werfen zu lassen; wurde von einem der Gardisten eine solche Münze in der Mitte durchgeschossen, so gehörte sie dem Gardisten. Es war aber in solchen Techniken kein Glück enthalten. Die royalistischen Generale Mexikos rieten dem Kaiser, zu kapitulieren. Blieb als weiterer Einfall, den sog. Kronschatz, Geheimpapiere und Schmucksachen, in Kisten zu verpacken und, verteilt auf mehrere Unternehmungen, aus der belagerten Stadt zu schmuggeln. Der Gedanke war, wenigstens Wertsachen und Erinnerungsstücke nach Wien zurückgelangen zu lassen, von wo das Kaiserprojekt seinen Ausgang genommen hatte.

Die Aufsicht über die Schatzkiste Nr. 6 hatte der kaiserliche Hofbeamte Martin von Bernheim inne, der in der Nacht den Kontakt mit den ihn begleitenden Revolvermännern, sog. Gardisten, verlor. Er hatte versäumt, die Begleiter gründlich zu betrachten, und so geschah es, daß er in der Nacht zum 3. August die Kiste, die einem Pack-Muli aufgesattelt war, einem Taschendieb namens Diego Lopez aushändigte, der über dieses Vertrauen überrascht war. Bringen Sie sofort, sagte Bernheim, Tier und Kiste zur texanischen Grenze, Sie expedieren die Fracht nach New Orleans, wo sie das Schiff besteigen. Die Sendung gelangt daraufhin nach Wien, abzugeben in der Hofburg. Der Beamte, der die Übersicht verloren hatte, gab Lopez Kleingeld mit.

Der Taschendieb Lopez hatte bisher nie Aufträge der öffentlichen Hand erhalten. Er brachte Tier und Kiste über den Grenzfluß zum Hafen von New Orleans, bestieg in Antwerpen die Bahn in Richtung Konstantinopel, die Passagen zahlte er aus einem Griff in die Tasche eines Holländers.

Es wird ein Rätsel bleiben, wie der sprachunkundige Fremdling, in außergewöhnlichen Motiven verirrt, sich auf dem Kontinent die Information über Zuganschlüsse und Grenzübergänge verschaffte. Praktisch gelangte er durch den Lieferanteneingang in die Hofburg und setzte die Kiste Nr. 6 in der Großküche zu Boden.

»Ich komme aus dem belagerten Queretaro, das inzwischen gefallen ist, und überbringe eine Kiste, mein Name ist Lopez, auf Empfehlung des Hofbeamten Martin von Bernheim, erbitte eine Quittung.« Dies war auf einem Zettel in deutscher Sprache niedergelegt, den ein sprachkundiger Spanier in Antwerpen entworfen hatte.
Nun war aber von dem Hofbeamten Martin von Bernheim keine Nachricht zur Wiener Hofburg gelangt, niemand erwartete dort eine Sendung aus Queretaro, der Untergang des kaiserlichen Verwandten schien abgeschlossen. Andererseits bewies sich aus dem Inhalt der Kiste die Legitimation des Überbringers. Die Sache war interessant. Was Mißtrauen erregte, war, daß alle Befragungen des Überbringers, auch nach Hinzuziehung von Übersetzern, Unklarheit hervorbrachten. Graf Karolyi zog deshalb den Wiener Polizeidirektor M. hinzu, der, unerkannt, mit Lopez ein Gespräch führen und, sollte sich ein herausragender Rang des Überbringers erweisen, eine angemessene Belohnung vorschlagen sollte, deren Art ja den getreuen Boten nicht beleidigen durfte. Während aber der Polizeidirektor, vom Dolmetscher bei der Befragung unterstützt, nichts Näheres herausfand, erkannte Lopez sogleich dessen polizeilichen Charakter und entzog sich.
Die Sache galt am Wiener Hof als unangenehm. Es war nicht Stil des Kaisers von Mexiko, den Überbringer der Relikte unbedankt, vermutlich ernsthaft beleidigt, aus Wien fortgescheucht zu haben. Nicht zu fassen, wie es gelungen sein mochte, eine ziemlich auffällige Kiste, angefüllt mit Geschmeiden, durch eine Zone revolutionärer Unruhe und über den halben Erdball zu bringen. Wie bei einem Zauber war der eigentliche Motor nicht mehr zu erkennen. Keine der österreichischen Grenzstationen hatte eine Einreise unter dem Namen Lopez oder ein Individuum, auf das die Beschreibung gepaßt hätte, registriert. Die Zauberei lag im Motiv. Dabei hatte Lopez kaum Grund für Treue.

»Die Gefühle fest im Griff des Verstandes«

I

In der Forschungsabteilung der Universität Berkeley für Strategic Studies besaß William Friedrichsen das Referat für Emotional Warfare (Krieg der Gefühle). Es ist offenkundig, daß in klassischen Kriegen Entscheidungen von Faktoren hervorgebracht werden, die in der nichtwissenschaftlichen Sprache Gefühle heißen. Was an Erfahrungsmasse gehört nun zu Friedrichsens Referat? Es schien ihm ein Ungeheuer an Referat, da ja *überall* die Gefühle die Angelegenheiten beherrschten. Faßbar sind: Angst, Liebe, Hoffnung, Sehnsucht, Trauer, Ergebenheit sowie der Gesamtkomplex *Trägheit der Gefühle*.

Friedrichsen wollte jetzt daran gehen, die Bestände aufzulisten, und an solchen Listen die jeweilige strategische Relevanz untersuchen. Die Institutsleitung hielt dies für »eine wesentliche Zutat«. Friedrichsen hielt es für die Hauptangelegenheit des Instituts.
Abgesehen von der Kategorie Trägheit schienen ihm sämtliche Zustände dieser *emotions* »wolkig«. Sie enthielten, jede anders, einen schwachen kollektiven Ansatz, jedesmal verdrängt durch ein starkes Erregungspotential, das sich als ganze Salve abschießt, um anschließend zur Ruhe zurückzukehren und einen erneuten *Schuß* vorzubereiten. Man kann, meinte er, damit nicht infanteristisch Boden besetzen, sondern eher artilleristisch . . . Noch während er daran formulierte, schien es ihm Unsinn.
Eine andere Perspektive bot sich an: es gibt Gefühle, die abgewöhnt werden können, wie Angst, Liebe, Sehnsucht, Ergebenheit. Friedrichsen untersuchte die Möglichkeiten, diesen emotionalen Wölkungen die *Auslöserreize* zu entziehen oder ihren *Entstehungsprozeß* frühzeitig zu unterbinden. Ein Mensch entbehrt nicht etwas, das er überhaupt nicht kennt.
Hiervon unterschied er Gefühlsbewegungen, die sich durch keine Ausdörrung der Auslöserreize, durch keine Wegnahme ihrer ursprünglichen Entwicklung, auch nicht durch Irreführung oder Frustration abgewöhnen lassen, wie z. B. Trauer oder Hoffnung. Sie werden durch sämtliche Eingriffe nur umverteilt oder verbogen, nicht aber aufgegeben.
Hinzu tritt, schrieb Friedrichsen, das Grundgesetz der *Ruhestellung* und das der sog. *Trägheit.* Beide sind nicht zu verhindern.

II

»Der Krieg ist . . . ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen« (Clausewitz, *Vom Kriege*). »Das Willenlose, z. B. Tier, kann ich nicht unterwerfen.« »Nichts von der Seite meiner Partei kann ein Lebewesen zur Erfüllung meines Willens zwingen, wenn es keinen eigenen Willen hat.«
Friedrichsens strategische Betrachtung gelangte hier an mehrere kritische Punkte: Es war zu unterscheiden zwischen zerstörbaren und unzerstörbaren emotions der gegnerischen Population (1); es war wiederum zu unterscheiden, daß die emotions, die den Willen des Gegners zusammensetzen, so wie es der Vorgang der Unterwerfung verlangt, aufrechterhalten oder geradezu gepflegt werden mußten (2); im übrigen diese emotions als Kriegsgegenstand zu vernichten waren (3).
(1) »Was du liebst oder schützt, wird eines Tages gegen dich verwendet werden.« Es ist einleuchtend, meinte Friedrichsen, daß das, was ich liebe oder schütze, einen Hauptteil der Streitkraft der Gefühle ausmacht. Wie trenne ich den Gegner von dieser seiner Hauptmacht? Dies geschieht durch Einsicht. Er war sich rasch klar darüber, daß er sich den Satz »Was du liebst

oder schützt, wird eines Tages gegen dich verwendet werden« nur intensiv genug vorzustellen brauchte, um sich zu einer Entwöhnungskur gegenüber allem, was er lieben oder schützen wollte, bereitzufinden. Ich liebe oder schütze gar nichts und werde dadurch unverwundbar. Ich habe dann, wenn ich nichts zu verlieren habe, auch meine Angst verloren.
In etwa so wollte Friedrichsen den Gegner von der Hauptmacht der Gefühle zunächst trennen.
(2) Es verblieben dem so zugerichteten Gegner danach noch Hoffnung, Trauer und Trägheit der Gefühle, die durch Verzicht nicht abbedungen werden können. Wie, fragte Friedrichsen, zerbomben wir die Hoffnung? Ich zerstückele die Zeit, die für Trauerarbeit erforderlich ist. Ich beschieße die winzigen Pausen, aus denen das Trägheitsmoment und der Rückfall auf emotionale Ruhe bestehen. Ein an sich unruhiges Wesen ist lebensunfähig und in seinem Willen vernichtet, ohne daß eine Entwöhnung davon oder Gegenwehr möglich ist.
(3) Ist aber, fährt Friedrichsen fort, Hoffnung, Trauer, Trägheit und Ruhe des Gegners gänzlich fortgeschafft, so ist nichts mehr da, das kapitulieren könnte, zur Erfüllung unseres Willens taugt oder gemeinsam mit uns den Krieg überhaupt beendet. *So etwas,* falls es noch physische Substanz hat, würde auf diese Weise unsere Kriegspartei besiegt haben, während wir noch damit beschäftigt sind, die Emotion dieses Gegners vollständig zu zerrütten. Es würde uns seinen Nicht-Willen aufzwingen. »Insofern existiert im Bereich der Gefühle keine Gegenstrategie gegen Strategie. Menschen sind verletzlich.«
Und um dies herauszufinden, haben Sie zweieinhalb Jahre Ihre Planstelle besetzt gehalten? Der Sarkasmus von Friedrichsens Institutsleiter war unüberhörbar. Sie waren beide innerlich gespalten. Sie hätten es beide gern so gehabt, daß etwas Überraschendes herausgefunden worden wäre, z. B. daß die Menschen im Kern unverletzlich sind, jeder Strategie auf der Gefühlsebene irgendwie entgehen usw. War nun das Strategische Institut verrückt, oder waren es die Gefühle? Das Problem war immer, schließt Friedrichsen: Ich habe etwas vernichtet, aber jetzt ist niemand mehr da, mit dem ich Frieden schließen kann. Das militärische Geheimnis der Gefühle heißt: Man kann sie nicht richtig vernichten. »Vernichtung nur als Intakte«.
»Den Ring am Finger spüren wir nicht, aber sofort die Fliege, die sich neben ihn setzt.« Es war für die Forschungsgruppe Friedrichsen etwas jämmerlich, daß sich die vielfachen Untersuchungen der Jahre immer erneut auf recht einfache Formeln bringen lassen. Die Gefühle schützten sich durch ihr Trägheitsmoment, also indem sie aus der Wahrnehmung entschwanden, gegen ihre Verletzung, waren sogleich aber als Nebensache wach, sobald neben der trägen Bewegung sich irgend etwas Überraschendes oder Unerklärtes fand, das dem Verstand bisher entgangen war. Es war nicht immer leicht,

diese Vorgänge in die militärischen Raster einzubringen, obwohl die Referenten das Gefühl hatten, daß sie da hinein paßten.

»Einfühlung«

Die Offiziere des in Kiew stationierten Pionier-Bataillons waren noch von dem politischen Kommissar Arnulf Tottfried geschult. Ende Juli 1941 war Tottfried tot. Seine orthodoxe materialistische Schule blieb in den Offizieren lebendig. Ihre Aufgabe bestand jetzt darin, das Verhalten deutscher Kommandostäbe nach deren Einzug in Kiew vorherzubestimmen. Genau an den Orten, an denen sie siedeln würden, waren von Pionieren Zeitzünderminen zu legen. Das setzte ein Sichhineinversetzen in die Gedanken und Gefühlswelten der faschistischen Eindringlinge voraus; es galt, die Gewohnheiten zu studieren, sollten die Minen so erfolgreich plaziert sein, daß sie den Feind, wenn er sich einrichtete, in den Himmel sprengten. Wesentlich, sagte Oberstleutnant Schepkow, ist die zeitliche Beziehung zwischen diesen fremdländischen Gewohnheiten. Es kommt offensichtlich darauf an, daß der Gegner keine Zeit besitzen soll, sich auf die Lage einzustellen. Explodieren dagegen die Minen nacheinander, weil wir einzelne der Gewohnheiten bei Einsiedlung der faschistischen Kommandostäbe erraten haben, andere aber nicht, so bleibt ihnen die Chance, sich durch Gegenmaßnahmen oder besondere Vorsicht zu rüsten, oder sie verlassen die Stadt prophylaktisch wieder und kommen mit eigenen Pionieren zurück, denen unsere Vorkehrungen kein Geheimnis sein würden.
Die Diskussion traf auf Schwierigkeiten. Die sowjetischen Pionier-Offiziere waren noch geängstigt durch die Säuberungen der Vorjahre. Keiner von ihnen hatte je einen Faschisten aus der Nähe gesehen. Es blieb also der allgemeinen Betrachtung des Menschen überlassen, in dialektisch-materialistischer Analyse sich in die Gewohnheiten der feindlichen Kommandostäbe einzufühlen. Nun sind aber andererseits Faschisten nicht Menschen im allgemeinen. Es besteht die Gefahr, meinte Hauptmann Crevenko, daß wir zu geschickt sind und durch allzu präzise Analyse der faschistischen Lebensgewohnheiten, die sich aus den Folgen rasch beweisen ließe (wenn nämlich unsere Minen sämtlich gleichzeitig springen), wir den Verdacht der vorgesetzten Stellen auf uns ziehen, wir hätten selber faschistische Gefühle in uns. Denn wie sollten wir uns so genau einfühlen können, wenn wir nicht selber etwas davon in uns wüßten? Wer bestätigt uns dann den dialektisch-materialistischen Charakter unserer Überlegungen im nachhinein? Es kommt hinzu, erwiderte Major Sartow, daß es an unserer sowjetischen Parteilichkeit fehlt, wenn wir den Faschisten einigermaßen normale Gewohnheiten zusprechen, in denen sie sich nach Eroberung einer Riesenstadt dort

einrichten. Sprechen wir ihnen aber einigermaßen normale militärische oder persönliche Gewohnheiten, also etwa das, was wir selber in einer solchen Lage täten, nicht zu, kann es passieren, daß die Minen gar nicht springen oder in zeitlicher Ausdehnung, was uns den Vorwurf einträgt, wir nähmen die Vaterlandsverteidigung nicht ernst genug. Gut, erwiderte Oberstleutnant Schepkow, es bleibt uns nichts übrig, als uns in die Faschisten hineinzuversetzen und so die besten Stellen zu suchen, an denen wir die Minen legen. Es wäre in einem Klassenkrieg abwegig, dem Feind *keinen* Schaden zuzufügen, indem wir, von der Kategorie des faschistischen Untiers ausgehend, den Feinden Gewohnheiten andichten, die sie nicht haben. Die Minen liegen dann wie Antiquitäten unter Umständen jahrelang im Verborgenen und haben mit den sich einrichtenden Kommandostellen nicht die notwendige materielle Berührung, die zu ihrer Auslösung führt. Es ist doch schließlich eine Art von listiger Idee, daß die Faschisten sich gewissermaßen selber vernichten. Hierzu bemerkte der besonders ängstliche M. A. Belscheff, daß List ihm nur als ein schöneres Wort für Verschlagenheit erscheint, also als Überbau zum reinen Händlergeist gehöre und der sozialistischen Aufrichtigkeit widerspreche. Quatsch, sagte Oberstleutnant Schepkow, an die Arbeit! Er hatte die ideellen Gespinste dieser planenden Gruppe als Verräterei des Klassenfeindes erkannt.

Also los, sagte Major Sartow, Genosse Oberstleutnant, stellen Sie sich vor, Sie sind faschistischer Offizier, haben die Stadt erobert und beginnen sich einzurichten. Der Oberstleutnant wollte diese Unterstellung abwehren, bat darum, daß im Protokoll vermerkt werde, daß er nicht als Faschist spreche. Stellen Sie es sich aber doch vor, sagte Feldwebel Jeschkow.

Die Gruppe ging davon aus, daß die Eindringlinge undiszipliniert wären, dazu neigten, weil sie müde seien, Wege abzuschneiden, auf Grasnarben Gepäck abzustellen. Hinzu kommen: Türklinken, Umrücken der Betten, Öffnen der Fenster, Bevorzugung der besseren Gebäude, Anstellen von Heizungen, die Türen der Öfchen, das Abschleppen unvorschriftsmäßig abgestellter Fahrzeuge, Suche nach verborgenen Schätzen.

Sie versprachen einander, daß niemand an höhere Stellen berichten würde, wie sie sich für Stunden in faschistische Gedankengänge hineinversetzt hätten; auch verriet später keiner, daß der glänzende Erfolg der Annahme zu verdanken war, daß allgemein menschliche Erfahrungen den Faschisten anzudichten waren. Wo ist der Sitz des faschistischen Tiers? Offensichtlich in den Beziehungen *zwischen* den feindlichen Männern; diese selber aber in ihrer Substanz nur allgemein menschlich. Man mußte sie demnach lediglich zerstreuen, untereinander trennen. Das Land hatte dafür die passende Weite.

Sie kommen von der Insel herübergeflogen, sagte der Botschaftsattaché, der für Abwehrfragen zuständig war, und statt auf dem Gelände der Botschaft zu bleiben, auf dem englischen Rasen hier sich ruhig hinzusetzen, der dafür da ist, und zu warten, bis eine der zuständigen Moskauer Stellen die Zeit findet, sie zu empfangen, wollen sie Rußland kennenlernen, das Geheimnisvolle und Fremde. Wir finden diese Glücksucher dann in irgendeinem öffentlichen Park, wie sie dabei sind, eine KGB-Agentin anzubohren.
Häßlich gesagt, erwiderte die aus Großbritannien soeben angereiste Innenrevisorin, die die Kostenrechnungen der Moskauer Botschaft zu überprüfen hatte und deshalb mit dem Abwehrmann das Gespräch suchte. Stellen Sie sich vor, wir zwei sind in Liebe gefallen (»fall in love«) und Sie penetrieren mich, mit meiner Einwilligung, so ist doch immer zuvor eine Atmosphäre entstanden, die den Akt verschleiert. Kein technischer Ausdruck wie »anbohren« paßt. Es sei denn, Sie zerstören mutwillig den Glanz, der von diesem Tun ausgeht. Denken Sie nicht ein bißchen ähnlich?
Nein, antwortete der Sicherheitsmann. Diese Leute werden uns zurückgeliefert ohne jede Atmosphäre, nackt und erpreßt, auch wenn sie ihren Anzug tragen. Das ist ja, von der Gegenseite her gesehen, der Sinn der Szene. Angenommen, ich verführe Sie hier, so ist das etwas anderes, und ich würde mich hüten, es technisch zu bezeichnen.
Wie würden Sie es denn bezeichnen? Die junge Prüfbeamtin galt als Freigeist, was Kostenrechnungen im Ausland betraf. Niemand bisher hatte ihr ein Tun in der beredeten Richtung nachweisen können. Es kommt darauf an, antwortete der Abwehrmann, ob ich eine Aktennotiz anfertige oder mit Ihnen hier spreche oder ob ich persönlich engagiert bin oder nur zugesehen habe und vom Standpunkt der Abwehr meinen Kommentar liefere; im Fall, daß es mich betrifft, würde ich es umschreiben.
Warum eigentlich? fragte die Frau rasch zurück. Es müßte direkte Ausdrücke dafür geben, die subtil sind.
Gibt es aber nicht, sagte der Abwehrmann. Das wissen Sie so gut wie ich. Es will einem nicht aus dem Sinn, hat aber keinen, und deshalb hat es keinen Ausdruck.
– Es liegt aber ein gewisser Ausdruck inbegriffen . . .
– Was meinen Sie mit inbegriffen?
– Wenn Sie sagen, »es will mir nicht aus dem Sinn«.
– Wieso dann inbegriffen?
– Es hat einen Ausdruck, meine ich.
– Wovon sprechen Sie gerade?
– Von eben dem, von dem Sie sprechen.
– Ich habe von »inbegriffen« gesprochen und gefragt, wieso?

– Und ich habe geantwortet, weiß aber nicht mehr genau, auf was es war.
– Wir waren von »Anbohren« einer KGB-Agentin durch eingereiste britische Besucher ausgegangen.
– Ach ja, ich hatte den Ausdruck bemängelt.
– Hatten aber keinen geeigneteren vorgeschlagen.
– Das nicht, weil ich an mich selbst dachte.
– Dafür hatten Sie ebenfalls keinen passenden Ausdruck, nicht wahr?
– Hätten *Sie* denn einen gehabt?
– Für mich in eigener Sache?
– Ja. Denn, geben Sie zu, Sie hatten kurz einen Gedanken.
– Kurz.
– Angeregt durch das Beispiel.
– Dadurch, daß ich mir einen besseren Ausdruck vorstellte.
– Für die Sache selbst?
– Besser als »anbohren«.
– Atmosphäre?
– Nein, ich habe mir »anbohren« einfach vorgestellt, um real zu sein.
– Na ja, dann war der Ausdruck zu etwas Schlechtem gut.
– Wiemansnimmt.
Die momentane Stimmung war verflogen.
Nun erzählen Sie, was die Aufgaben Ihres Referats sind. Ich vergleiche das dann mit den Ausgabeposten, sagte die junge Prüfbeamtin.
Das ist Ihr Beruf, sagte er enttäuscht.
Das ist mein Beruf, erwiderte sie.
Sie saßen vorschriftsmäßig auf dem geschorenen englischen Rasen.

Zusatz: Es war feststellbar, daß die Verbringung von Inselbewohnern (meeresumrauscht) zu einem Ort, der so sehr inmitten des Kontinents liegt, einen abrupten Ausbruch von Gefühlsstörungen bewirkt, die sonst sorgsam isoliert bleiben. Was sind, fragten sich Abwehrmann und Prüfbeamtin, unabhängig voneinander, die Faktoren für diesen Ausbruch? Offensichtlich sind es geographische.

Zum sozialistischen Begriff des Erbes

Der russische Astronom Joseph Schklowski vermutet für den marsnäheren der beiden Marsmonde Phobos künstliche Herkunft. Vor vielen Millionen Jahren habe eine hochzivilisierte Mars-»Menschheit« (oder organische Wesen ganz anderer Struktur) begriffen, daß dem Planeten der Untergang drohe. In ungewöhnlich großen Satelliten habe man daher Dokumente verpackt und diese sozusagen als fliegende Museen in den Weltraum hinaufge-

sandt, um künftigen Forschern Anhaltspunkte zu geben. Schklowski stützt sich hierbei auf die Beobachtung, daß sich die Umlaufbahn des Phobos (Durchmesser 8 km, Entfernung vom Mars 9400 km) wahrnehmbar verringert, zugleich wächst die Bahngeschwindigkeit des Mondes. Hierfür sei keine andere Ursache angebbar als die Tatsache, daß die Berührung mit der äußersten Marsatmosphäre (Reibung) dem Möndchen Energie raubt, dadurch die Umlaufbahn verkürzt und den Raumkörper beschleunigt. Angesichts der dünnen Marsatmosphäre läßt dies auf eine so geringe Dichte (Trägheitsmasse) für Phobos schließen, wie sie weder für feste noch für poröse natürliche Substanzen im Weltall bekannt ist. Wäre Phobos ein Schwamm, wäre er bereits dichter und träger. Dies spreche für die Annahme, Phobos sei hohl.
An diese Beobachtung knüpft Schklowski eine dialektisch-materialistische Grundannahme über die tiefe Verankerung des Museumsgedankens im Menschen, wie er in allen sozialistischen Gesellschaften auch empirisch zutage tritt. Die Nicht-Anerkennung der Endgültigkeit des Todes – als des Stachels des Gattungswesens, mit dem dieses das individuelle Wesen stichelt – erscheint, nach Schklowski, in der Übergangsphase zum Sozialismus als ein besonderes Grundmotiv des menschlichen Sinns. Sein institutioneller Ausdruck ist das Museum, die genaue Nachbildung des Sterblichen in Form einer nicht weiter sterblichen, denkmalsartigen Anordnung, wobei die Form des Museums alle Gestalten, auch nichtirdische, anzunehmen vermöge.
Die von Schklowski aufgeworfene Frage machte die Mitglieder der sowjetischen Akademie der Wissenschaften einigermaßen nervös. Ihnen erschien die Annahme einer unbezwinglichen Sehnsucht einer intellektuellen Bevölkerung früherer Jahre, sich ein um den Planeten Mars rotierendes Museum zu beschaffen, durchaus plausibel. Auch als Anreiz, eine Entdeckungsfahrt zum Mars mit Haushaltsmitteln auszustatten, erschien eine solche materialistisch fundierte Hypothese geeignet. Die Gefahr bestand nur darin, daß Phobos, als ganzes wohleingerichtetes Museum, eher auf die Marsoberfläche stürzen könne, als daß es gelänge, auf Phobos durch ein akademisches Mitglied Fuß zu fassen. Sie mußten sich sehr beeilen, wenn sie noch rechtzeitig etwas von den Inhalten dieses recht gewaltigen Museums von 8 km Durchmesser (unregelmäßig geformt) sichern wollten.

Die ersten Toten des kommenden Kriegs

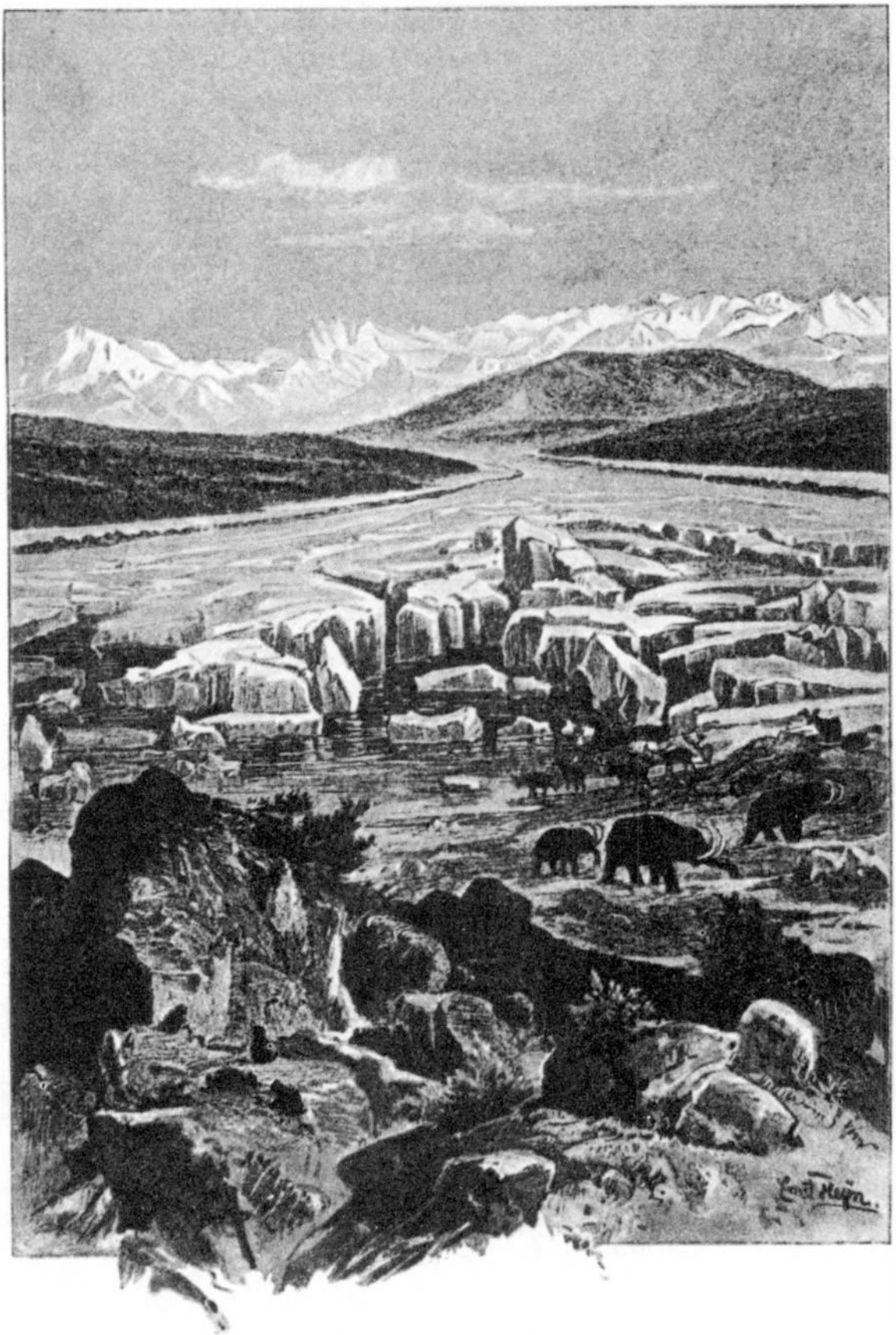
Enterprise 101 kreiste am 3. August ihre 40 Stunden auf ihrer Umlaufbahn. Unregelmäßig wurden Blechdosen mit belichteten Filmen in die Atmosphäre ausgestoßen. Sie würden von Höhenflugzeugen eingeholt und entwickelt werden.

In den ersten Stunden des 4. August startete Sojus 49 mit zwei Mann Besatzung. Während des vierten Erdumlaufs wurde das Sojus-Raumschiff bis auf 150 Meter an Enterprise herangeführt. Wentworth, der Kommandant des Enterprise-Spionage-Satelliten, beobachtete die Russen zu diesem Zeitpunkt direkt und verlor sein Augenlicht, als Sojus mit einem gebündelten Laser-Strahl über das amerikanische Raumfahrzeug strich und dabei Wentworth' Blickrichtung traf. Die Enterprise-Besatzung hatte zu tun, die Weltraumkontrolle zu alarmieren und mit einem geblendeten und schwerelosen Kommandanten fertig zu werden, der nicht sogleich bereit war, sein Kommando abzugeben. Kapitän Jensen übernahm das Kommando. Das Fahrzeug war von einem weiteren Strahlenbündel getroffen worden. Die fünf Düsen, die die Höhen- und Querruder bildeten, waren beschädigt. Offensichtlich sind die Sonnenzellen in Mitleidenschaft gezogen, sagte Jensen. Er befahl, alle elektrischen Anlagen, bis auf die Verbindung zur Weltraumüberwachung, abzuschalten.

Nach einer Pause von 5 Minuten wurde von der Bodenstation angekündigt, daß Enterprise 103, die mit dem zuletzt eingeholten Satelliten am Vortage in Vandenberg gelandet war, »so schnell wie möglich« fertig gemacht würde, um den beschädigten Satelliten, von dem sich die russische Kapsel allmählich entfernte, abzuholen. Jensen wußte, daß dies nur als ein Trost aufzufassen war, da es mehrere Tage dauern mußte, eines der Raumfahrzeuge dort unten wieder startbereit zu machen.

Aber der Krieg war inzwischen ausgebrochen, und die Zerstörung der amerikanischen Aufklärung erforderte es, daß die beiden vorhandenen sog. Big birds ohne Verzug (= schuldhaftes Zögern) in die Umlaufbahn gebracht wurden. »Grimmig« mußten die Vereinigten Stabschefs »entscheiden«, als E 103 einsatzbereit war, daß das Fahrzeug für den vorrangigen Austausch von Beobachtungssatelliten bereit gehalten werden müsse. Keine Abholung war möglich.

Während des Dritten Weltkriegs umkreiste Enterprise 101 die Erde, »unter dem Kommando von Kapitän Jensen«. Die Leichen wurden nach Ende des Krieges feierlich geborgen und auf dem Nationalfriedhof Arlington begraben.



Zürich zur Eiszeit.

Richard Hey
Mit dem Eis leben

Wenn du die Menschheit nicht ersäufst,
dann laß sie halt erfrieren.
(Karl Valentin, Ratschlag an Gott)

Ein Interview

– Wer ist schuld am Niedergang der menschlichen Zivilisation? Die Eiszeit? Die Frauen?
– Reden Sie nicht von Schuld. Kein Nebel ist undurchsichtiger als der einer moralischen Empörung. Ich habe versucht, ihn in meiner Einspeicherung für die NCN –
– die Nordeuropäischen Computer-Netze –
– zu vermeiden und mich auf die Schilderung dessen zu beschränken, was der nördlichen Halbkugel gerade widerfährt. Das hat Auswirkungen auf den ganzen Planeten, soviel ist richtig. Ich habe sie nicht unberücksichtigt gelassen. Aber zur Panik sehe ich keinen Anlaß. Zur Trauer ja.
– Was also sind die Ursachen und politischen wie sozialen Folgen der neuen Eiszeit, deren Beginn wir offenbar gerade erleben?
– Fragen Sie die Wissenschaftler.
– Die wissen keine Antwort. Oder vielmehr: zu viele Antworten, aber alle sind unbefriedigend.
– Wieso glauben Sie, daß meine Antworten befriedigender sein werden?
– Ihre Einspeicherung zum Thema haben Sie selbst erwähnt. Wir wollen versuchen, mehr von Ihnen zu erfahren. Sie gelten als bedeutendster deutschsprachiger Dichter der Gegenwart. Wenn die Wissenschaftler ohne Rat sind, weiß ihn vielleicht, wie angeblich in früheren Zeiten, wieder der Dichter.
– Ich beobachte nur, schreibe Beobachtungen auf.
– Was beobachten Sie?
– Auflösung alter Strukturen, Angleichung der verschiedenen politischen und wirtschaftlichen Systeme. In der Sowjet-Union liberalisieren sie die Wirtschaft, um zu überleben. In den Vereinigten Staaten und Canada machen sie Planwirtschaft, um zu überleben. Zusammenrücken bisher souveräner Staaten zu Konföderationen, Beispiel: die UNAS, Union Nordafrikanischer Staaten, oder auch, innerhalb der europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, der WBD des DCA.
– Der Wirtschaftsrat beider deutscher Staaten des Deutschen Conföderativen Ausschusses.

– Gleichzeitig erfolgt überall eine Schwächung staatlicher Zentralgewalten. Kleinere Zentren übernehmen die Energie- und Nahrungsmittelversorgung. Dies im besonderen Maß in den unmittelbar vom Eis bedrohten Gebieten. Denken Sie an Dänemark und Norddeutschland. Die haben mehr Verbindung untereinander als zu ihren jeweiligen Regierungen. Die Norweger zum Beispiel bleiben in der vereisten Nordsee auf ihren Öltürmen, halten unter unvorstellbaren Anstrengungen ihre Raffinerien eisfrei, um die ganze Region bis Hamburg mit Öl beliefern zu können. Dafür erhalten sie Lebensmittel und Industriegüter. Ähnliches gilt sogar für die Ostseegebiete der Bundesrepublik und der DDR, Polens, der baltischen Staaten. Grenzen werden auch hier hinfällig. Die Leute versuchen, die positiven Erfahrungen der jeweiligen Wirtschaftssysteme zu verbinden und die negativen zu vermeiden. Von der Bevölkerung nicht als sinnvoll anerkannte Regierungsanweisungen der jeweiligen Staaten werden nirgendwo befolgt. Und die Regierungen können die Befolgung nicht erzwingen. Man könnte diese Entwicklung als erfreulich bezeichnen, wenn der Preis nicht so erschreckend hoch wäre: mangelnde Krankenversorgung, Seuchengefahr, Hunger, Energieknappheit. Die Frage ist natürlich, ob straffe Zentralregierungen damit noch fertig werden könnten.
– Wohl kaum.
– Eben. Wahrscheinlich nicht mehr.
– Was haben nun die Frauen damit zu tun?
– Sie machen es sich mit der Wiederholung Ihrer ersten Frage zu einfach.
– Sie sind naturwissenschaftlich gebildet, haben Mathematik studiert, Physik, Biologie, auch Soziologie.
– Alles ohne Abschluß.
– Einen Abschluß haben Sie in Computer-Technik. Für einen Schriftsteller auch heute noch eine ungewöhnliche Ausbildung.
– Ich wollte wissen, wie die Fabriken geistiger Arbeit funktionieren.
– Was verstehen Sie unter Fabriken geistiger Arbeit?
– Informationssysteme. Mikrosysteme. Intelligente Maschinen.
– Sie haben Arbeiten veröffentlicht, die unter Mitwirkung von solchen intelligenten Maschinen entstanden sind. War es diese formale Möglichkeit, die Sie faszinierte?
– Als ich zehn Jahre alt war, 37 nach Hiroshima, las ich eine Schrift von einem Regensburger Professor namens ich glaube Steinmüller. Sie hieß: Die zweite industrielle Revolution hat eben begonnen. Er beschrieb, was sich zu entwickeln begann: die durch Mikroprozessoren eingeleitete völlige Aufhebung des Unterschieds von körperlicher und geistiger Arbeit. Natürlich verstand ich damals nicht alles. Aber ich begriff, der Professor sah düster in die Zukunft. Er fürchtete, daß statt der Aufhebung der Entfremdung des

Menschen von seiner Arbeit nun erst recht die totale Entfremdung eintreten werde. Ein paar Jahre später war ich in der Lage, das nachzuprüfen. Ich kam zum entgegengesetzten Ergebnis. Ich sah eher, statt des Beginns totaler Kontrolle, die Freiheit des Menschen möglich werden. Die Freiheit, sich selbst zu verwirklichen – wie man das am Ende des vorigen Jahrhunderts nannte. Intelligente Maschinen würden uns erlauben, unmißverständlich herauszufinden, was nützlich, notwendig, schädlich, angenehm sein mußte. Bis dahin war Nützliches, Notwendiges, Schädliches, Angenehmes ja immer in Form von Ideologien verordnet worden, mit Zuchthaus, Lager und Tod als Strafe für Gegner und Skeptiker. Jetzt würden die intelligenten Maschinen jede Art von Ideologie nicht nur entbehrlich, sondern lächerlich, verächtlich machen. Sogar die Ideologie der intelligenten Maschinen. Denn die Logik intelligenter Maschinen ist unausweichlich.

– Unausweichliche Logik, Befreiung durch intelligente Maschinen . . . Sie wollen uns doch wohl nicht wieder an die Allmacht der Wissenschaft glauben lassen.

– Wenn ich Logik sage, meine ich nicht die eindimensionale Logik bisherigen wissenschaftlichen Denkens, die im übrigen ja schon in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Zweifel gezogen wurde. Die Logik der intelligenten Maschinen ist nicht, wie die unseres Gehirns, monokausal. Sie berücksichtigt x^n mögliche Verbindungen von Ursachen und Wirkungen, Rückwirkungen und Rückursachen. Die Erkenntnis, zu der wir auf diese Weise gelangen, gilt daher ebenso für die Sowjet-Union wie für die USA, für größenwahnsinnige Putschgenerale wie für bornierte Parteimanager, für die Bewohner Zentralafrikas wie für Asien. Diktatur, Terror, Korruption, Kolonialismus, Mafia würden verschwinden, aus einem ganz einfachen Grund: es würde sich nicht mehr rentieren. Wie Münchhausen würden wir uns an den eigenen Haaren, mit unserer eigenen Erfindung, aus dem Dreck ziehen, eine neue Ethik entwickeln können. Das war drin. Ein Amerikaner hat vor hundertfünfzig Jahren gedichtet: Dich singe ich, Demokratie. Ich komme jetzt nicht auf den Namen.

– Walt Whisney.

– Mag sein. Jedenfalls, so wollte ich auch singen. Welch fantastischer Aufbruch. Er hätte zum Zusammenrücken aller Staaten geführt, zur Weltregierung. Jetzt haben wir, wie gesagt, das Gegenteil, alles löst sich in eine unübersehbare Vielzahl örtlicher Kleinzellen auf, die nur lose miteinander kommunizieren.

– Verursacht von der Eiszeit?

– Steinmeier hat sie nicht berücksichtigt.

– Steinmüller.

– Wie?

– Vorhin sagten Sie: Steinmüller.

– Nein, er hieß Steinmeier. Er konnte sie ja auch nicht berücksichtigen. Die Entwicklung war so nicht vorherzusehn.
– Sie unterscheiden, in Ihrer Einspeicherung, rückblickend drei Phasen, in denen lang andauernde, einander überlagernde Entwicklungen manifest wurden. Erste Phase, neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts: Infolge industrieller Abgase und anderer Gase, zum Beispiel der in Sprayflaschen als Antriebsgase genutzten Verbindungen, wird die Ozonschicht der irdischen Atmosphäre nachdrücklich geschädigt und läßt ultraviolette Strahlung aus dem Weltraum durch. Folge: Vermehrtes Auftreten von Haut-Krebs, von Erkrankungen der Atmungsorgane, Mutationen.
– Außerdem: Gedächtnisausfälle durch Zerstörung von erinnerungsspeichernden Eiweißkörpern im Gehirn oder Fehlverhalten der sie bildenden Ribonucleinsäuren.
– Während sich allmählich für die Mutationsbetroffenen und »Ultraviolettkranken« die Bezeichnung ›Gembaku-Joe‹ durchsetzt, nach einem Wort der Japaner für die strahlenverseuchten Opfer der Atombombenabwürfe und -Experimente im vorigen Jahrhundert, Gembaku-djo, beginnt schon um die Jahrhundertwende die zweite Phase: Rasche Aufheizung der Erdatmosphäre durch die jahrhundertelange Kohle- und Erdölverbrennung. Folge: Abschmelzen beträchtlicher Teile der Eiskappen von Arktis und Antarktis, Ansteigen der Weltmeere um knapp einen Meter, bisher nicht gekannte Orkane und Sturmfluten, Gefährdung aller Küsten, endlose Regenfälle, Hunger, Seuchen, Aufruhr in den überfüllten Großstädten, dreihundert Millionen Tote auf allen Kontinenten. Dritte Phase: Plötzliche Abkühlung der Atmosphäre, Neubildung von Gletschern, schnelle Vereisung der Nordhalbkugel, seit etwa 2010. Sie vertreten dabei die These, daß die Eiszeit in Wirklichkeit sich schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts angekündigt hat und nur durch die anderen Phasen verdeckt, verschoben worden ist.
– Die Wälder. Wir hätten die Wälder beobachten sollen. Die Wälder zeigen alle großen Veränderungen der Atmosphäre an. Aber wir hatten die Wälder ja schon am Ende des vorigen Jahrhunderts zerstört. Jetzt haben wir die Amazonas-Steppe. Die thailändische Wüste. Und bei uns – suchen Sie mal, wo die Bäume des Schwarzwalds geblieben sind. Des Bayerischen Walds. Des Spessarts.
– Alle diese ökologischen Katastrophen haben die Bewohner des Planeten verursacht.
– Bis auf die Eiszeit.
– Es gibt Hinweise, Theorien, die auch für dieses Phänomen den Menschen verantwortlich machen. Der große Regen der zweiten Phase, der zur Abkühlung der Atmosphäre führte . . .
– Zugegeben. Aber ich bin da, zunächst noch, skeptisch.

– Die Ursache der beiden anderen Phasen aber kann als wissenschaftlich abgesichert gelten: unser Verhalten.
– Durchaus.
– Obwohl uns doch intelligente Maschinen zur Verfügung standen, deren unausweichliche Logik genau bezeichnete, was nützlich, notwendig, schädlich, angenehm war.
– Die Maschinen kamen zu spät. Zuviele Fehler waren schon gemacht, weitere waren programmiert . . . Die »wandernden Löcher« in der Ozonschicht, die Aufheizung der Atmosphäre, das war wohl schon unvermeidlich. Übrigens hatten diese ersten beiden Phasen auch ihr Gutes.
– Die Mutationen, die Krankheiten, die Mißernten, die Ernährungskatastrophen, die Toten, die abgesunkenen Küsten mit Tausenden von untergegangenen Dörfern und schwer beschädigten Hafenstädten, denken Sie an Holland, aber das gab es ja in der ganzen Welt – wo ist das Gute?
– Die akuten Gedächtnisstörungen haben uns, das ist meine Überzeugung, vor dem Dritten Weltkrieg bewahrt. Dessen unmittelbare Auswirkungen und spätere Folgen hätten alle anderen Katastrophen, wie wir wissen, bei weitem übertroffen. Da saßen die Strategen doch mehrmals täglich urplötzlich verblödet vor ihren Plänen und Generalstabskarten und begriffen minutenlang, ja stundenlang nichts mehr. Solange sie sich unter dem »wandernden Loch« befanden. Die wußten doch, wenn sie in einem lichten Moment zuschlagen, würde der Gegenschlag des andern sie möglicherweise gelähmt und unfähig zur Abwehr antreffen. Abgesehen davon hatten alle Regierungen der Erde soviel mit den Naturkatastrophen zu tun, daß Krieg immer unwirklicher wurde. Ja, es begann unter dem Dauerregen das, wovon ich vorhin sprach: man rückte zusammen auf dem Planeten, rechnete mit den Nachbarn. Übrigens haben die Ozonlöcher uns ja auch von den mörderischen Zuständen auf unsern kaputten Straßen befreit. Die Leute zogen es vor, statt erinnerungslos mit ihren Autos gegeneinanderzukrachen, sich von automatischen Nahverkehrszügen befördern zu lassen, wo sie bei Hirntätigkeitsausfällen nicht in Lebensgefahr gerieten. So haben wir einstweilen überlebt, sitzen hier am Ufer des immer noch schönen und wieder sauberen Bodensees, der wie Basel oder Wien erst in 25 Jahren von den Alpengletschern erreicht werden wird.
– Was bringt uns denn nun die Eiszeit Gutes?
– Sie werden es schon noch erleben.
– Aber die intelligenten Maschinen . . .
– Jetzt wäre ihre Stunde, ja. Jetzt, nach zehntausend Jahren männlicher Herrschaft auf dem Planeten – denn mit verschwindenden Ausnahmen hat es sich um eine solche gehandelt –, jetzt, nach Jahrtausenden voller Blut und Irrtümer und grandioser Leistungen, beides muß man sehn und berücksichtigen, jetzt hätten die Menschen, endlich, den Schlüssel zur Befreiung in der

Hand gehabt, die Männer wären gerechtfertigt gewesen, wie weit auch das Eis noch vorrücken wird. Und was passiert? Die Leute benutzen den Schlüssel nicht. Sie mißachten ihn, werfen ihn fort. Damit meine ich, sie halten den Standard des Erreichten nicht, und schon gar nicht entwickeln sie weiter, was sie vorfinden. Nehmen wir als Beispiel eine automatische Werkzeugmaschinenanlage. Gut, die Leute lassen das Ding arbeiten, warten es auch einigermaßen. Geht's aber kaputt, lassen sie's kaputt, machen mit primitiveren Maschinen weiter und schließlich mit der Hand. Fast alles dauert wieder sehr lange, die Arbeit, Reisen von einem Ort zum nächsten. Die Leute in der kalten Steppe Norddeutschlands leben in dieser Hinsicht ähnlich wie früher die Sizilianer auf ihrer damals noch von der Hitze verbrannten, verkarsteten Insel: sie haben viel Zeit, keine Bäume und wenig zu essen. Immerhin, Feudalherren und Mafia fehlen. Wie ja überhaupt, erstaunlicherweise, von Kriminalität kaum noch die Rede sein kann. Denken Sie an die organisierten Banden, die vor dreißig Jahren Großstädte und von der Überschwemmung bedrohte Gebiete terrorisierten. Was wollte ich sagen? Informationssysteme, richtig. Informationssysteme höchsten Standards, sofern sie noch vorhanden sind, werden vor allem verwendet, um sie andern zur Verfügung zu stellen, nicht, um aus Kontroll- oder Profitgründen mit ihnen zu wuchern. Und schon gar nicht, um intelligenten Maschinen immer mehr an Arbeit zu übertragen. Nein, die Leute interessieren sich nicht ernstlich dafür. Konzerne lösen sich, als sei's das Selbstverständlichste der Welt, in eine Vielzahl von handwerksähnlichen kleinen Betrieben auf, überall in der Welt, nicht bloß dort, wo das Eis droht. Wir fallen zurück in eine vorindustrielle Epoche. Abgesehen von einigen automatischen Autobahnbändern und Schnellzügen, von Autofabriken, Fusionsreaktoren und den Projekten zur Erforschung des Universums, die man, etwas hilflos, so weiterlaufen läßt, mögen wir die intelligenten Maschinen kaum für uns arbeiten lassen. Wir arbeiten selber, ohne Chefs, ohne Antreiber, freiwillig Assoziierte. Und auf der ganzen Welt sind die Folgen nicht, wie eigentlich zu erwarten, ausschließlich verheerend. Bedenken Sie, die mächtigsten Wirtschaftssysteme der Welt verwandeln sich plötzlich in Hunderttausende friedlich nebeneinander her produzierende Kleinbetriebe, die sich maßvoll Konkurrenz machen, deren Unternehmer zumeist Kooperativen sind. Die Auswirkungen in der dritten und vierten Welt konnten zunächst nur desaströs sein. Aber als beispielsweise der amerikanische Kunstdünger auf einmal nicht mehr ankam, der den Boden auslaugte und nur für eine bestimmte Sorte amerikanischen Getreides anbaufähig machte, da stellte sich heraus, daß man seit Jahrhunderten, seit der Kolonisierung vergessene Anbaumethoden wieder verwenden konnte, daß der vorsichtig mit einigen modernen industriellen Erfahrungen und sehr vielen tradierten uralten Erfahrungen behandelte Boden auch wieder fruchtbar wurde.

– Sie sprechen von Mittel- und Südamerika.
– Ja, und von Zentralafrika. So waren diese Völker nach Jahrhunderten wieder in der Lage, mit sich selbst und ihren Nachbarn einigermaßen zurechtzukommen, trotz Hunger, Seuchen, Entbehrungen.
– Und wie sieht's nun bei uns aus?
– Bei uns in Europa werden die Leute ja kaum noch von ihren Regierungen belästigt. Das hat die bereits erwähnten Nachteile. Straßen verkommen, Elektrizität fällt mal aus, Ernährungsprobleme nehmen zu. Für die Schwächung der zentralen Regierung gibt es einige Gründe. Der wichtigste: Die Armeen der Sowjet-Union, der USA, Canadas, Englands, Frankreichs, der Bundesrepublik, die Volksarmee der DDR, die polnische Armee, alle sind sie mit dem Kampf gegen das Eis beschäftigt. Wie übrigens die Armeen Nordafrikas mit dem Urbarmachen der fruchtbar gewordenen Sahara. Noch nie in der Geschichte der Menschheit ist Militär so sinnvoll eingesetzt worden. Aber das heißt natürlich auch, worauf ich schon hingewiesen habe, alte Ordnungen zerfallen. Ich frage mich, ob wir Mutationen unseres Gehirns erleben. Irgendwas geht zu Ende, was zehntausend Jahre lang galt. Jetzt sage ich, was Sie die ganze Zeit von mir hören wollten: Sehn Sie nur, wieviele Frauen überall plötzlich in leitenden Positionen auftauchen! Die Männer scheinen zu resignieren.
– Was Sie zuvor schilderten, zeigt es nicht im Ansatz genau das, was Sie so entschieden gefordert haben? Selbstbesinnung, Zurücknahme einer selbstzerstörerischen, maßlosen Entwicklung, historisches Atemholen sozusagen, Anfang von Befreiung. Was stört Sie daran? Was hindert Sie, zu dichten: Dich singe ich, neuer Mensch? Er ist doch da, oder? Regt sich, am Rande des Eises, endlich.
– Scheint so.
– Was mißfällt Ihnen? Daß Ihre intelligenten Maschinen kaum benötigt werden?
– Ich verehre, bewundere, liebe die Frauen. Ich hasse es, wenn sie unterdrückt werden. Mit der christlichen wie mit allen andern veralteten Religionen habe ich nie was anfangen können, weil sie alle davon ausgingen, aus Furcht vor dem weiblichen Körper den Frauen weder Geist noch Seele zuzubilligen. Als junger Mann wurde mir von Feministinnen der Titel »Ehrenfrau« verliehen. Ich war sehr stolz darauf. Und ich habe meine Einstellung nicht geändert. Aber heute würde ich wohl von meinen Freundinnen in ihrer damaligen Sprache als reaktionärer Chauvi bezeichnet werden. Denn ich will nicht Befreiung von Zwängen, indem die Frauen mich als Mann auflösen. Verstehn Sie? Dazu gebe ich den Frauen nicht meine Stimme. Ich hätte das Zeitalter der intelligenten Maschinen als Kuppel über einer zehntausendjährigen Geschichte vorgezogen. Kuppel mit Ausblick, gewissermaßen. Die Arbeit der intelligenten Maschinen hätte uns die Möglichkeit er-

wirtschaftet, uns spirituell weiterzuentwickeln. Es wäre eine elegante Lösung gewesen. Damit ist es jetzt vorbei. Es gibt keine Kuppel, die Gerüste sind umgestoßen. Und ich möchte wissen, wie wir mit den Intelligenzen des Titan, falls sie wirklich existieren, kommunizieren wollen, wenn wir das beste, was unsere Physik auf dem Weg zur Überwindung der bisherigen Physik entwickelt hat, unsere Informationssysteme eben, verrotten lassen. Wenn wir so schlecht vorbereitet sind.
– Geht darüber Ihre nächste Einspeicherung?
– Nein. Die wird, sofern es in einem Jahr noch funktionsfähige Computer-Netze gibt, von der Notwendigkeit einer neuen Religion handeln, deren Prophet Giordano Bruno war, der im Jahr 345 vor Hiroshima auf dem Campo dei Fiori in Rom öffentlich verbrannt wurde, weil er gelehrt hatte, daß Mathematik und sinnliche Wahrnehmung nicht ausreichen, um die Natur des Universums zu erkennen.
– Die von Ihnen gepriesenen intelligenten Maschinen sind ohne Mathematik nicht denkbar.
– Ich habe versucht, deutlich zu machen, daß sie unserer Befreiung hätten dienen können. Damit meine ich auch der Befreiung von den Fesseln mathematischen Denkens.
– Wir danken Ihnen für das Gespräch.

Eine aktuelle Sendung

Die Vietnamesin hatte den Fernsehrahmen an die Innenwand des Wintergartens gehängt. Sie saß im Liegestuhl davor, umgeben von Kodierbändern, Programmierkarten, Protokollen und Akten, die auf kleinen Tischen zwischen Lianen, Efeu und blühenden Bougainvillesträuchern aufgeschichtet lagen. Die Pflanzen wanden sich an verrosteten gußeisernen Säulen empor und leere Fensteröffnungen entlang. Alle Scheiben waren herausgenommen oder zerbrochen; umwucherte Reste steckten noch in einigen der eisernen Fassungen.
Draußen wogte ein Weizenfeld. Auf den ersten Blick schien es sich weit auszudehnen bis zum fernen Horizont. In Wirklichkeit war es sehr begrenzt, wurde nur vielfältig gespiegelt von einer zeltähnlichen hellblauen Kunststoffhülle, die es an den Seiten und oben lückenlos umgab und den Wintergarten noch einschloß. An den baumähnlichen stählernen Verstrebungen, die das Zelt trugen, waren Apparaturen zur Erzeugung von Sonnenlicht, Wind und Regen befestigt. Auf einem Holzgerüst mitten im Weizen stand ein Bienenkorb. Insekten schwirrten übers Feld, ebenso einige Vögel. Alle paar Meter steckten im beetähnlich unterteilten Weizen Ableseinstrumente. Einige Beete trugen höheren Weizen, andere niedrigen, dafür

dichteren. Sämtliche Sorten hatten etwa dreißig Zentimeter lange und sehr dicke Ähren, die oft den Halm bis zum Boden krümmten. Durch die Beete ging vorsichtig, um keine Pflanze zu beschädigen, eine junge Frau im altertümlich lang wallenden grünseidenen Rock mit pinkfarbener Bluse. Dicht geringelte kurze blonde Locken fielen ihr ins braungebrannte Gesicht. Trotz etwas zu üppigem Mund und flacher Nase wirkte es vollkommen ebenmäßig. Sie schrieb in ein Notizbuch, was die Instrumente der einzelnen Beete anzeigten, und ihre leuchtendvioletten Fingernägel flimmerten über dem Weizen.

Die Vietnamesin schrieb auf einer altmodischen Kugelkopfmaschine. Ihre Nägel waren abgebrochen. Sie war eine mittelgroße, sehr magere Frau von Ende dreißig, in Jeans und Pullover. Manchmal fühlte sie nach den Lymphdrüsen unter ihren Achseln oder goß aus einer Flasche, die neben dem Liegestuhl stand, ein kleines Glas voll. Daran nippte sie und sah dann hinüber zu der jungen Frau im Weizenfeld. Oder sie blickte ins Haus, in den großen Raum, der ihr Wohn-, Schlaf- und privates Arbeitszimmer war. An den Wänden häuften sich antiquarische Bücher aus dem 20. Jahrhundert, Mikrofilmkassetten, Textplattenstapel für Computer, die den Inhalt ganzer Bibliotheken abrufbar machten, und Kunststoff-Folianten. Die Einrichtung bestand aus zerfledderten Teppichen, Trödelkram, einem hundertzwanzig Jahre alten Neue-Sachlichkeit-Schreibtisch mit Art-Deco-Lampe und einem breiten Eisenbett voller weicher Matratzen und Decken, mit je zwei Messingkugeln an den kunstgeschmiedeten Gittern von Kopf- und Fußende. Durch die gardinenlosen grauen Fenster der Vorderfront konnte sie zugeschneite Wiesen sehn und vor dem Haus die rauhreifbedeckten, vom Westwind gekrümmten kahlen Bäume, die trotz der Kälte an einigen Zweigen Knospen trugen und auf keinen Fall gefällt werden durften, bevor sie nicht ganz und gar abgestorben waren. Sie hatte jedem einzelnen einen Namen gegeben. Von Jahr zu Jahr wurden die Lücken zwischen ihnen größer.

Manchmal hörte sie von der Elbe her das Knacken der Eisschollen. Tauwetter war angesagt.

Irgendwo in den bücherbepackten Regalen des Wohnzimmers bimmelte eine kleine Uhr, und zugleich schaltete sich der Fernseher an der Wintergartenwand an. Eine graugetigerte Katze, die unter dem Liegestuhl schlief, hob den Kopf, ohne die Augen zu öffnen, und senkte den Kopf wieder auf die Pfoten. Aber die Uhr ging nach, die Sendung hatte schon begonnen.

Auf der Wintergartenwand breiteten sich abwechselnd der Kontrollraum des Raumfahrtzentrums von Cape Kennedy aus und der ähnliche, nur viel kleinere von Punta Corralejo, der auf einem Monitor in Cape Kennedy erschien. Vor dem Monitor saß eine zarte Frau mit sehr kurzen roten Haaren und bis unter den Hals zugeknöpfter uniformähnlicher Jacke. Die Vietnamesin betrachtete sie flüchtig und blätterte in der nächsten Akte.

» – wie von der Sowjet-Union eben angekündigt«, sagte die Frau. Ihre Stimme war überraschend hoch, von kindlicher Energie. »Dr. John Federbaum und Dr. Harry Danielsson, die vor vier Wochen mit Toro Drei im Tal der Anmut auf Toro gelandet sind, haben vor etwa sechs Stunden zum ersten Mal ausführlich über ihre bisherigen Untersuchungen berichtet. Und zwar für uns, das heißt: auf deutsch. Wir haben gerade unser deutsches Vierteljahr, erklärte mir Harry. Die beiden wechseln, aus Trainingsgründen, wie sie sagen, alle drei Monate ihre Umgangssprache. Nur fürs unerläßliche Amtliche bleiben sie bei amerikanisch. In zwei Monaten ist italienisch dran. Manchmal habe ich in den Bericht hineingeredet. Sie werden das vielleicht gleich hören. Ich sage: vielleicht. Denn leider ist eine technische Panne schuld daran, daß wir unsern sensationellen Bericht noch nicht senden können. Sensationell warum? Ich will nichts verraten. Hundertvierzehn internationale Fernseh-Stationen sind angeschlossen. Man versichert uns sowohl hier wie in Punta Corralejo –«

Der düstere Spanier erschien im Monitor. Seine Tränensäcke zuckten. Ohne Hoffnung hob er die Arme.

» – daß die Panne bald behoben sein wird. Die paar Minuten könnte ich Sie unterhalten, indem ich meine Jacke aufknöpfe. Öfter werde ich von Zuschauern, männlichen wie weiblichen, darum gebeten.«

Sie lächelte und knöpfte den obersten Knopf der Jacke auf.

»Man will wissen, ob ich unter der Jacke was anhabe. Besonders, wenn Katastrophen sich häufen. Ich hab's nicht geglaubt. Aber da muß ein Zusammenhang bestehen. Trotzdem, ich denke, wir verschieben die Beantwortung der Frage auf später. Es gibt noch Steigerungsmöglichkeiten für unsere Katastrophen. Der richtige Moment kommt bestimmt.« Sie lächelte nicht mehr. »Wenn Sie mich bis dahin mit Briefen und Anrufen verschonen wollten.« Sie knöpfte die Jacke wieder zu. »Ich gebe zurück nach Hamburg.«

»Dauert noch«, rief die Vietnamesin zum Weizenfeld hinunter.

»Wollte die sich wieder ausziehn?« fragte die junge Frau.

»Hab nicht hingesehen.«

»Tut sie doch nie«, sagte die junge Frau und schrieb weiter in ihr Notizbuch.

Inzwischen blickte von der Wintergartenwand ein alter, zerfurchter Mann aus dem Studio auf die Vietnamesin und begann:

»Vielleicht sollten wir hier in Hamburg die Zeit benutzen und Ihnen kurz die wichtigsten Daten über Toro in Erinnerung rufen. Mancher von Ihnen könnte allerdings sagen, daß wir in der Situation, in der sich die Erde befindet, wahrhaftig andere Sorgen haben. Die in den gestrigen Abendnachrichten gemeldete Weigerung der Union Nordafrikanischer Staaten, für ihre Industrie und Landwirtschaft weitere Gastarbeiter aus Skandinavien, Nord-

deutschland und der Schweiz aufzunehmen, wird die Europäer zum Beispiel vor neue, sehr ernste Probleme stellen. Aber ich denke, es ist doch auch ein Beweis für den Überlebenswillen der Bewohner dieses Planeten, wenn wir nach wie vor Anteil nehmen am Schicksal von vier im Weltraum gestrandeten Wissenschaftlern. Daß wir ihnen, wenn auch vergeblich, Hilfe zu bringen suchten. Der zweite Mond der Erde also, Toro, wurde 1972 oder, folgen wir der neuen Zählung, im Jahr 27 von Dr. Danielssons Großvater entdeckt, dem schwedischen Astronom Lars Danielsson.«

Aus dem Fernsehrahmen schwebte ein Stück zernarbter Schlacke in den Wintergarten, drehte sich dabei um sich selbst.

»Sie sehen, Toro ist sehr klein, ein Felsen von der äußeren Form und Ausdehnung etwa der Insel Amrum. Seine kosmische Winzigkeit war der Grund dafür, daß er uns so lange verborgen geblieben ist. Das Eigentümliche an Toro ist nun, daß er nicht nur mit einer fünffachen herzförmigen Schleife das Erde-Mond-System umkreist, sondern auf einer, wie Sie nun sehen, geradezu ornamentalen Bahn auch die Sonne.«

Die Schlacke verwandelte sich in ein Modell des Planetensystems, dessen farbig dargestellte Umlaufbahnen wie bunte schwebende Reifen ruhig zwischen Bougainville und Efeu verhielten, während Toros feurigrote Schleife sie umschlängelte.

»Dabei gerät er bis weit außerhalb der Marsbahn. Er ist also zugleich unser zweiter Mond sowie ein kleiner Planet auf exzentrischer Bahn, der sich lediglich alle acht Jahre in relativer Erdnähe bewegt. Das hat ihn für die Wissenschaft interessant gemacht. Und, zum Glück, unwichtig für die Militärs, die erstaunlicherweise Anfang des Jahrhunderts noch dafür bezahlt wurden, daß sie außerstande waren, aus den Kriegen des 20. Jahrhunderts eine Lehre zu ziehn. So gelang es, nach jahrzehntelanger Vorbereitung, vor acht Jahren, als gemeinsames Forschungsunternehmen der Sowjetunion und der USA, die während des Fluges aneinandergekoppelten Raumlaboratorien Toro Eins und Toro Zwei auf Toro abzusetzen, voneinander zu trennen und zu verankern.«

Jetzt flogen die beiden Raumschiffe durch den Wintergarten; im nächsten Augenblick waren sie zu kleinen hellen Erhebungen auf der Schlacke geworden.

»Ein enormer Erfolg, wenn man bedenkt, daß als einziger Lande- und Ankerplatz nur eine felsige Fläche von wenigen hundert Metern zur Verfügung stand. Hier sehen Sie die beiden Laboratorien. Vorgesehen war ihre Rückkehr acht Jahre später, also für einen Zeitpunkt etwa in den kommenden Wochen. Inzwischen wollten sich die amerikanischen Wissenschaftler Arthur Krönlein und Dorothy McGovern, ungestört von der irdischen Atmosphäre, mit der Erforschung der Strahlung im Universum beschäftigen, während die russischen Wissenschaftler den interplanetarischen Raum zwi-

schen Venus und Jupiter erforschten. Wir wissen nicht, was sich Anfang dieses Jahres ereignet hat. Jeder Funkkontakt war ja abgebrochen. Und erst heute werden wir näheres über die Ereignisse erfahren, die zum Tod der vier Wissenschaftler geführt haben. Aber was in knapp acht Jahren diese vier einsamsten aller Menschen während ihrer Reise durch unser Sonnensystem an Erkenntnissen über die Natur des Universums für uns gesammelt haben, könnte durchaus dazu beitragen, aber ich sehe, ich muß zurückgeben an Cape Kennedy.«

Jetzt redete wieder die rothaarige Frau. Sie bewegte ihren in der Farbe der Haare geschminkten Mund. Zu hören war nichts. Sie saß mit nacktem Oberkörper vor der Kamera. Sie hatte fast keine Brüste, nur den Schatten einer leichten Wölbung. Ihre Haut war weich wie die eines zehnjährigen Mädchens, und die sehr kleinen Brustspitzen hatten die Farbe von Mund und Haaren.

». . . nur was auf Toro aufgezeichnet wurde«, sagte die Frau plötzlich. Anschließend bewegte sie wieder stumm den Mund. Dann: ». . . über den zweiten Satelliten zur Erde gesendet . . . Bildausfall zu entschul . . . Ausfall der Magnetbänder von Cape Ken . . .«

»Die üblichen Defekte«, sagte die Vietnamesin. »Bis auf ihre Haut. Die ist vollkommen. Sieh sie dir an.«

Die Frau im Weizenfeld winkte ab. »Ich mach hier weiter. Sag mir dann, was die beiden gesagt haben.«

Aus dem Fernsehrahmen kamen Archivbilder aller beteiligten Wissenschaftler, der lebenden wie der toten, des Planetoiden, der Labors auf Toro, der Raumsonde, der Frau mit den roten Haaren in bis zum Hals zugeknöpfter Jacke, abwechselnd, je nachdem, wer gerade sprach oder wovon die Rede war. Aber die Vietnamesin sah kaum noch auf. Sie arbeitete, trank ab und zu einen Schluck oder kraulte mit herabhängender linker Hand die Katze, hörte, wenn Danielsson zwischen den Blumen in einer Fensteröffnung schwebte, einer hellen männlichen Stimme zu; wenn Federbaum da unbeweglich saß, einer dunklen; und einer hohen metallischen, wenn die Frau mit den roten Haaren erschien.

Die helle männliche Stimme: » – geben euch jetzt eine Zusammenfassung von all dem, was wir hier auf Toro in den letzten vier Wochen –«

Die weibliche Stimme, unter Frequenzgeräuschen, sehr fern aber durchdringend:

»Könnt ihr jetzt nicht die Ergebnisse des vergangenen Monats insgesamt für uns zusammenfassen? Ende.«

Die helle männliche Stimme: »Ihr braucht ja nur zuzuhören und Geduld zu haben. Ihr vergeßt das immer: anderthalb Minuten, bis unsere Worte bei euch ankommen und eure bei –«

Die ferne weibliche Stimme, mit Knattern und Prasseln: »Toro, Achtung

Toro. Eben kommt noch eine wichtige Meldung. Die Vorsitzenden der drei größten amerikanischen Frauenverbände und die Präsidentin der Vereinigten Staaten sind übereingekommen, zu Ehren von Dorothy McGovern, der ich zitiere Heldin der westlichen Welt, der vorbildlichen, typisch amerikanischen Frau Zitatende das amerikanische Weltraumlabor Toro Zwei künftig Dorothy-McGovern-Labor zu nennen. Wir wüßten vorab gern eure Meinung dazu. Ende.«
Männliche Stimme, dunkel: »Von mir aus. Wenn's die Frauenverbände glücklich macht.«
Männliche Stimme, hell: »Vergeßt nicht, alle Strophen der Nationalhymne zu singen. Ich beginne mit meinem –«
Die weibliche Stimme: »Ich höre gerade, die Sowjet-Union will Toro Eins künftig Valentina-Tschirilowa-und-Michail-Samjatin-Labor nennen. Ende.«
Männliche Stimme, dunkel: »Bißchen lang für eine Telegramm-Adresse.«
Weibliche Stimme: »Abgekürzt Vasam. Ende.«
Männliche Stimme, dunkel: »Ob sie jetzt wohl die Klappe hält?«
Männliche Stimme, hell: »Ich beginne mit meinem Bericht. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts haben die Amerikaner eine Sonde hochgeschossen, die sollte an Saturn vorbei in die Tiefen des Universums fliegen und außerirdischen Zivilisationen, falls es sie irgendwo und irgendwann mal gäbe, Kunde von der Erde bringen. Da waren Zeichen für die Anordnung von Wasserstoff- und Heliumatomen, Bilder von Menschen, Sprachbeispiele und der Schlußchor aus Beethovens Neunter Symphonie gespeichert. Ein rührendes Unternehmen. Es wurde damals mit einem beschrifteten Ping-Pong-Ball verglichen, den wir aufs Geratewohl in den Weltraum geschlagen hätten. Nach Johns Meinung hat nun jemand kräftig zurückgeschlagen.«
Männliche Stimme, dunkel: »Sieht wenigstens so aus.«
Männliche Stimme, hell: »Für mich nicht. Aber ich muß zugeben, ich weiß noch nicht, wie das verdammte Ding zurückfliegen konnte. Auf der Erde hatte es ja keiner mehr auf der Rechnung. Als ich die Bahn, die es genommen haben muß, nachprüfte, ergab sich, daß es entgegen den damaligen Berechnungen nicht aus dem Sonnensystem herausgeflogen, sondern mehrere Jahrzehnte um den Saturn gekreist ist. Dann hat es aufgrund von bisher unbekannten Einflüssen die Saturnbahn wieder verlassen und ist auf Toro gestoßen. Ich weiß, das hört sich unbefriedigend an. John, sag auch mal was.«
Männliche Stimme, dunkel: »Bahnberechnungen sind ja eigentlich Harrys Sache. Und wenn er sich nicht geirrt hat –«
Weibliche Stimme: »Gut, wir hören also zu und unterbrechen nicht mehr. Ende.«

Männliche Stimme, dunkel, mit Seufzer: »Und wenn Harry sich nicht geirrt hat, wäre diese alberne illustrierte Keksdose zufälligerweise genau in eine Umlaufbahn um die Erde eingeschwenkt, falls sich nicht zufälligerweise Toro in der Flugbahn befunden hätte. Ich sage zweimal: zufälligerweise. Aber mir fällt es schwer, hier an Zufälle zu glauben. Ich habe eher den Eindruck, jemand wollte uns die Keksdose vor die Haustür schmeißen. Entweder hat der nun von der Existenz Toros nichts gewußt, und es war wirklich ein Zufall, daß Toro getroffen wurde. Diesen Zufall, so unwahrscheinlich er auch ist, würde ich noch akzeptieren. Oder er hat tatsächlich Toro treffen wollen. Aber dann hat er die Fähigkeit von Menschen, mit so einem Geschoß fertigzuwerden, unterschätzt. Denn ich glaube nicht, daß die zurückgeschmissene Keksdose uns schaden sollte. Vielmehr glaube ich, daß sie uns eine Botschaft übermitteln soll. Bloß ist schwer herauszufinden, welche.«

Männliche Stimme, hell: »Bleiben wir zunächst noch bei den Tatsachen, soweit sie uns bekannt sind. Die Raumsonde schlug im russischen Weltraumlabor ein, zerstörte die Sauerstoff- und Schwerfeldanlage und bewirkte den augenblicklichen Tod der beiden Personen, die sich in Toro Eins, also im heutigen Vasam, aufhielten. Im Moment des Einschlags nun –«

Weibliche Stimme: »Eure Bemerkungen zur Umbenennung des amerikanischen Weltraumlabors ich zitiere Wenn es die Frauenverbände glücklich macht, und: Vergeßt nicht, alle Strophen der Hymne zu singen Zitatende sind hier nicht gut aufgenommen worden. Ich finde diese Reaktion ja reichlich zickig. Aber vielleicht fällt euch doch noch was anderes ein. Ende.«

Männliche Stimme, dunkel: »Baby, sag denen mal folgendes: Hier bei uns ist der ganze Horrorrummel, den ihr da unten seit vier Wochen mit dem ich zitiere Mond von Toro Zitatende gemacht habt, nicht gut aufgenommen worden. Und deshalb, Harry, schlage ich vor, daß wir entgegen unserer Absicht mal ein bißchen deutlicher werden. Die Frauenvereine können sich das vaterländische Gebibber sparen. Die sollen sich was anderes suchen, wenn sie nasse Höschen haben wollen. Denn die als Mond von Toro qualvoll krepierte Frau war nicht, wie wir zunächst angenommen hatten, Dorothy McGovern. Sondern der Mond von Toro war Valentina Tschirilowa. Während sich Dorothy im Moment der Katastrophe im russischen Labor bei Michail Samjatin befand. Woraus hervorgeht, daß die menschlichen Beziehungen zwischen den vier Wissenschaftlern sich erfreulicherweise anders entwickelt hatten, als von den Behörden in Washington und Moskau vorgesehen.«

Männliche Stimme, hell: »Ich setze meinen Bericht fort. Im Moment des Einschlags der Sonde ins russische Labor waren Arthur Krönlein und Valentina Tschirilowa im amerikanischen Labor mit den Vorbereitungen zu

einem gemeinsamen wissenschaftlichen Experiment beschäftigt. John wird sich gleich dazu äußern. Zweifellos hat der Aufprall der Sonde eine Erschütterung des gesamten Planetoiden bewirkt. Außerdem fiel die Verbindung zum russischen Labor aus. Es muß nun so gewesen sein, daß Valentina als erste hinauseilte. Sie ergriff Dorothys Schutzanzug, befestigte aber nicht das Sicherheitskabel, wie es Vorschrift gewesen wäre. Wir haben den Eindruck, daß sich die vier während des jahrelangen Aufenthalts auf Toro die Benutzung von Sicherungskabeln nahezu abgewöhnt hatten und ihre Schutzanzüge bei den gegenseitigen Besuchen einfach austauschten, wie es sich gerade so traf. In der Aufregung machte Valentina zwei weitere Fehler. Sie schloß den Schutzanzug von Dorothy nicht sorgfältig, und sie wollte zu schnell hinüber nach Toro Eins. Ich vermute, sie ist gestolpert und bekam dadurch die Beschleunigung, die sie in die Umlaufbahn um Toro brachte. Sekunden später, als auch Arthur Krönlein das amerikanische Labor verließ, war Valentina Tschirilowa schon tot. Natürlich haben wir uns gefragt, warum der einzige Überlebende der Katastrophe nun nicht sofort die Erde benachrichtigt hat. John meint, es hängt mit diesem Experiment zusammen.«

Männliche Stimme, dunkel: »Ich denke, Krönlein wollte zusammen mit der Katastrophe auch einen großen wissenschaftlichen Erfolg melden. Er war einer von diesen Rasenden, Verrückten aus dem verrückten, zerrissenen 20. Jahrhundert, 1972 geboren, soviel ich weiß. Einer von den einsamen Sheriffs der Wissenschaft. Selbst im 20. Jahrhundert waren solche Figuren schon unmöglich. Das Genie, das allein im Unterholz wütet, alle vorhandenen Steine der Weisen verschmeißt, alles umgräbt und neue, nie begangene Wege freitrampelt, freischaufelt, freikratzt mit blutenden Fingernägeln, pathetisches Gebrodel, unmöglich. Aber genau so machte er's. Zum Beispiel, vor zwölf Jahren, ich war gerade Assistent bei ihm geworden, Harvard, da bekam er mitten in den Vorbereitungen zu einer Versuchsreihe die Nachricht, daß ein Hotelbrand seine junge Frau und seinen kleinen Sohn buchstäblich zu Asche gemacht hatte. Krönlein rief die Versicherung an und schrieb einen Scheck für Blumen. Das war alles. Geweint hat er drei Wochen später, nach Abschluß der Versuche, und er blieb noch monatelang verstört und fast arbeitsunfähig. Ich bin sicher, hier auf Toro hat er gehandelt wie damals. Der Versuch war vorbereitet und hatte stattzufinden, auch wenn drei Freunde inzwischen als Leichen herumlagen oder flogen. Ich hoffe, ich schockiere niemanden. Aber kein Zweifel, so dachte er. Und war ein paar Minuten später ebenfalls tot. Dies Experiment nämlich . . . ja, wie erklär ich euch das. Die offiziellen Forschungsaufträge beider Gruppen sind ja bekannt. Auch einige Ergebnisse. Andere haben wir erst vorgefunden. Zum Beispiel Arthur Krönleins neue Erkenntnisse über die sogenannte Hintergrundstrahlung des Universums, die unsere Vorstellungen von der Struktur

des Weltalls erheblich verändern dürften. Ich werde in ein paar Wochen beim Physiker-Kongreß auf Helvetia ausführlich darüber berichten.«
Männliche Stimme, hell: »Oder Valentina Tschirilowas und Michail Samjatins Nachweis von Leben, wahrscheinlich von hochentwickeltem Leben, auf dem Saturnmond Titan. Näheres möchte ich erst mitteilen, wenn ich der sowjetischen Akademie der Wissenschaften vorgetragen habe.«
Männliche Stimme, dunkel: »Nun haben die vier Wissenschaftler aber zusammen und in gemischten Doppeln noch an einer anderen Sache gearbeitet, außerhalb der offiziellen Programme. Es handelt sich um die Erforschung von Psi- oder Eps-Strahlen, die Gedankenübertragung ermöglichen. Schon im vorigen Jahrhundert hat man ja festgestellt, daß Pflanzen solche Strahlen aussenden und empfangen. Man ließ zum Beispiel zwei Topfgeranien nebeneinander aufwachsen. Dann entfernte man eine von ihnen, brachte sie hundert, zweihundert, tausend Meter weit und zerriß sie dort. Im gleichen Augenblick konnten mit Hilfe von Meßinstrumenten an der Nachbarpflanze innere Veränderungen festgestellt werden, hektische Beschleunigung des Wasserkreislaufs, rasche Vergrößerung und Verkleinerung von Zellen und so weiter. Erregung also, wenn dieser Ausdruck bei Pflanzen erlaubt ist. Arthur Krönlein muß von Anfang an vorgehabt haben, hier weiterzuarbeiten. Deshalb nahm er an Bord des amerikanischen Labors heimlich Geraniensamen und Muttererde mit.«
Die Vietnamesin klappte die Akte zu und sah in die Ecke des Wintergartens, wo schon seit einiger Zeit neben dem Brennholzhaufen ein untersetzter Mann in Hemdsärmeln am Samowar-Tisch lehnte. Er hatte buschige Augenbrauen, wirre lange Haarsträhnen fielen ihm über die Stirn. Krönlein in mittleren Jahren.
»Geranien«, fuhr die dunkle männliche Stimme fort, während das Bild von John Federbaum wieder zum Fenster schwebte, »Geranien gelten ja nun als besonders geeignet für diese Versuche. Und wahrscheinlich hat Krönlein in Valentina Tschirilowa auch einen besonders geeigneten Menschen gefunden. Orthodoxen Kollegen werden sich jetzt die Haare sträuben. Physiker und Astronomen sind ja so konservativ wie Bankdirektoren. Kredit kriegt man erst bei dreifacher Sicherheit. Auch mir ist bei diesem verdammten Psi-Zeugs nicht wohl. Aber Krönlein muß Gründe gehabt haben, sich darauf einzulassen. Ich bin sein Schüler, und ich möchte diese Gründe herausfinden. Also werde ich mich weiter mit Krönleins Arbeiten auf diesem Gebiet beschäftigen. Zumal ich den Eindruck habe, daß die auf so merkwürdige und unerwartete Weise zurückgekehrte Weltraumsonde damit zu tun hat. Harry hält das für reine Spekulation.«
»Allerdings.«
»Aber schließlich sind wir wissenschaftlich ausgebildet worden, damit wir solide spekulieren können.«

»Ich bezweifle das sehr.«
»Weshalb sonst. Also hört zu. Ich bin ja nun kein profunder Musikkenner. Aber die Melodie von ›Freude, schöner Götterfunken‹ hab ich doch so ungefähr im Ohr. Selbst Harry, der total unmusikalisch ist, könnte sie singen, weil sie dauernd bei Sportveranstaltungen und Parlamentseröffnungen gespielt wird. Was, Harry?«
»Ich bin jedenfalls nicht wissenschaftlich ausgebildet worden, um zu singen.«
»Versuch's trotzdem. Unsere Freunde auf der Erde werden es dir danken.«
»Auch da bin ich nicht so sicher.«
»Los.«
Während die Archivbilder der beiden Wissenschaftler im Fenster des Wintergartens schwebten und aneinander vorbei über den Weizen zu blicken schienen, kam vom Fernsehrahmen mißtönender zweistimmiger Gesang. Aber die Melodie war verständlich. Und die Stimmen hielten sogar durch bis dahin, ›wo dein sanfter Flügel weilt‹.
»Siehst du, Harry. Ging doch gut.«
»Ich bin überrascht, John. Wir sollten den astronomischen Chor der Kalifornischen Universität gründen.«
»Wenn ihr da unten euch jetzt anhört, wie ›Freude, schöner Götterfunken‹ von der Raumsonde klingt –«
Chor und Orchester setzten lärmend ein, aber schon nach den ersten Takten veränderte sich die Musik. Fremd wirkende Töne und Klänge kamen hinzu, schließlich waren nur noch diese ziehenden, bohrenden Klangzusammenballungen und an- und abschwellenden Einzeltöne zu hören, die mit keiner Musik, die bisher auf der Erde gemacht worden war, Ähnlichkeit hatten.
Die Vietnamesin runzelte die Stirn. Die junge Frau im Weizenfeld blieb stehn und rief hinüber:
»Machen die?«
»Weiß nicht.«
»– dann«, fuhr die dunkle Männerstimme fort, »wird euch auffallen, nicht wahr, daß da was nicht stimmt. Erst ziemlich gegen Ende –«
Plötzlich war's wieder Beethoven mit dem sanften Flügel.
– »hören wir nochmal, was der Darbietung des astronomischen Chores gleicht.«
Die Musik brach ab.
»John und ich haben tagelang darüber diskutiert.«
»Wir hätten schon vorher singen sollen. Dann wär's überflüssig geworden, so lange zu diskutieren.«
»Nein. Obwohl ich zugebe, daß ich auch hier keine befriedigende Erklärung

weiß. Aber ich meine, John läßt sich zu schnell auf mysteriöse Hypothesen ein.«
»Immerhin sind wir uns einig, daß weder der Aufprall der Sonde auf Toro noch die kosmische Strahlung als Komponisten für die neue Sorte Musik auf dem Band in Frage kommen können.«
»Nach unsern bisherigen Erfahrungen.«
»Nach unsern bisherigen Erfahrungen, ja.«
»Und unserer Kenntnis physikalischer Gesetze. Das schließt unbekannte Faktoren, die auf die Sonde eingewirkt haben, nicht aus.«
»Eben. Und diesen unbekannten Faktoren möchte ich mit meiner Hypothese ein bißchen näherrücken. Seit zweihundert Jahren wissen wir, daß sich jede physikalische Formel in Musik ausdrücken läßt. Denn Musik ist hörbare Schwingung, und alle Materie, alle Energie ist zu definieren durch den Grad von Schwingung, den sie produziert oder erfährt. Sphärenmusik nannten das die alten Griechen. Jener Physiker, der im neunzehnten Jahrhundert nur mit Verwendung physikalischer Formeln eine Fuge komponierte, machte den Anfang. Aber erst seit Arthur Krönlein vor zwei Jahrzehnten dazu überging, seine Experimente mit Hilfe von Computern als kommentierte Musikstücke zu veröffentlichen, haben wir uns daran gewöhnt, Kongresse von Physikern auch als Musikereignisse zu verstehen. Zunächst hielt man Krönlein ja allgemein für noch verrückter, als er in Wirklichkeit war. Ihr werdet euch vermutlich kaum erinnern. Aber er hat das gemacht, um die Forschungsergebnisse des Westens und Osteuropas vor der Neugier der Chinesen zu schützen. Aus patriotischem Schwachsinn also. Der gehörte eben auch zu seinem Charakter. Natürlich hatten die Chinesen nicht die geringste Schwierigkeit, sich angemessen an den Konzerten unserer Physiker zu beteiligen. Ich grüße meine chinesischen Kollegen! Denn die kamen als erste dahinter, daß Kompositionen dicke Bücher mit Gleichungen ersetzen konnten. Und so blieben die Physiker fortan bei der Musik. Einer reichlich merkwürdigen Musik, wie ich mir von richtigen Musikern habe versichern lassen. Nun, wir sind ja auch nicht auf ästhetische Wirkungen aus. Und diejenigen, die uns die Sonde zurückgeschickt haben, auch nicht. Damit komme ich zu meiner Hypothese. Sie besagt, daß die Bewohner des Saturnmondes Titan, deren Existenz Michail Samjatin und Valentina Tschirilowa offenbar nachgewiesen haben, mindestens auf einem Gebiet hochentwickelt sein müssen, dem der telepathischen Kommunikation.«
»Beweis?«
»Warte. Sie haben vor rund siebzig Jahren die amerikanische Sonde, die am Saturn vorbei in den Weltraum fliegen sollte, eingefangen –«
»Wie, bitte sehr?«
»Weiß ich noch nicht. Und auf eine Parkbahn um den Saturn gelenkt. Anschließend haben sie die Sonde studiert und analysiert.«

»Aber wie? Wie?«
»Harry, ich sag's dir nächste Woche. Oder in dreißig Jahren. Ich denke mir aber, daß die Möglichkeiten der Titanbewohner, unsere archaische Chemie und Physik wahrzunehmen, ebenso begrenzt sind wie unsere Möglichkeiten, auf Psi- oder Eps-Strahlung zu reagieren. Sie brauchten also Zeit. Und überlegten sich vermutlich, ob und wie jemals mit uns zu kommunizieren wäre. Schließlich bemerkten sie was. Von einem kleinen Felsbrocken, der sich zwischen der Erde und dem Asteroidengürtel durch den Raum bewegte, kamen Signale. Signale, die darauf hinwiesen, daß Leute von der Erde anfingen, ernsthaft mit Psi-Strahlen zu hantieren. Noch sehr primitiv, zweifellos. Also beschloß man, zu helfen. Ich bin sicher, daß die Titanbewohner während der paar Monate, in denen sich Toro zwischen Mars und Jupiter befand, also relativ nahe zu Titan, relativ erreichbar von Titan, daß die Titanbewohner in dieser Zeit einige der Gedanken von Krönlein und Valentina Tschirilowa kennenlernen konnten. Wobei die beiden natürlich nicht im entferntesten in der Lage waren, solche telepathischen Annäherungen überhaupt zu bemerken, geschweige denn, auf sie zu reagieren. Wenn die Titanbewohner sich verständlich machen wollten, mußten sie sich unserer Physik bedienen. Da sie aus ihren Beobachtungen wußten, Krönlein übersetzte seine Formeln in Musik, änderten sie also die Musik auf der Sonde, bevor sie die Sonde zurückschickten.«
»Wie konnten sie das, Musik ändern und die Sonde zurückschicken? Sie haben doch von unserer archaischen Physik, wie du sagst, kaum eine Ahnung.«
»Das werden wir wissen, wenn wir die Formeln, die hinter dieser Musik stecken, entziffert haben. Vielleicht lebte Krönlein noch, wenn er die Formeln gekannt hätte. Er muß einen entscheidenden Fehler bei der Vorbereitung seines Experiments gemacht haben. Vielleicht wollten ihn die Titan-Bewohner warnen. Bis hierher geht meine Hypothese, genau bis hierher. Denn auf die Frage, die Harry sofort stellte, als uns einige Zusammenhänge klar geworden waren –«
»Wie kann man ein Experiment, das Gedankenübertragungen zum Ziel hat, allein mit sich, mit Geranien und mit einem Computer machen? Ohne Partner?«
»– auf diese Frage habe ich keine Antwort. Ich hoffe, sie in den uns verbleibenden Arbeitswochen auf Toro noch zu finden.«
»Soweit die Übersicht über den Stand unserer Erkenntnisse. Wenn ich mich richtig erinnere, habt ihr das letzte Mal, kurz bevor die Verbindung mal wieder zusammenbrach, für heute noch ein paar zusätzliche Auskünfte von uns erbeten.«
Die weibliche Stimme mit Frequenzgeknatter: »Wir danken für die Übersicht über den Stand eurer Erkenntnisse. Gerade kommt die Nachricht, daß

die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion einstweilen darauf verzichten, ihre Weltraumlabors auf Toro Dorothy-McGovern-Labor beziehungsweise Valentina-Tschirilowa-und-Michail-Samjatin-Labor zu nennen.«
»Wie du gesagt hast, Harry. Die Zusammenarbeit klappt vorzüglich.«
»Und du hast gesagt, Physiker sind konservativ. Ich mag nicht dauernd umlernen, wie der Ort heißt, wo ich arbeite. Wir sollten bei Dorothy-McGovern-Labor und bei Valentina-Tschirilowa-und-Michail-Samjatin-Labor bleiben und uns nicht –«
Die weibliche Stimme: »Jetzt wären wir euch dankbar, wenn ihr zum Abschluß kurz auf die Fragen eingehen könntet, die beim letzten Mal unbeantwortet – hallo? Nein, wartet. Die Präsidentin der Vereinigten Staaten will mit Dr. Federbaum – wartet.«
Die junge Frau stand am Fuß einer Eisentreppe mit rostigen Stufen, die vom Wintergarten zum Weizenfeld führte.
»Und?« fragte sie zur Vietnamesin hinauf.
»Bis jetzt kein Wort über unsern Weizen«, sagte die Vietnamesin. »Ich glaube, Krönlein hat ihn gar nicht mitgenommen.«
Die junge Frau betrachtete das Bild von John Federbaum, das im Fenster über ihr schwebte.
»Wie ist der?«
»Mir gefällt, wie er redet.«
»Schönes Profil.«
»Auch, ja.«
»Würdest du mit dem?«
»Mensch, Tille. Sorgen hast du«, sagte die Vietnamesin.
Im Fernsehrahmen erschien die Frau mit den roten Haaren. Die Vietnamesin ließ John Federbaum weiter im Fenster schweben und blickte auf das Archivbild der Präsidentin, die jetzt dort, wo Krönlein gestanden hatte, am Samowar-Tisch lehnte, eine hochgewachsene Negerin von Mitte, Ende sechzig, tiefschwarz, mit dichtem weißen Afrohaar um den Kopf und blitzenden Ohrgehängen, im knöchellangen blauen Kleid. Ihre Stimme kam nachtdunkel aus rostiger Gießkanne, mit plötzlichen hohen Quieksern und Aufhellungen und kehligem Lachen dazwischen. Die Rothaarige übersetzte simultan, was die Präsidentin Federbaum auf amerikanisch zu sagen hatte und was Federbaum antwortete.
»He, mein Junge, verstehst du mich? – Sehr gut, Ma'am. – Dann hör zu. Da hat's ja einige technische Defekte bei euch gegeben. Wir haben vieles nicht gehört und nicht gesehn, was wir gern mitgekriegt hätten. Anderes haben wir mitgekriegt, wovon ihr geglaubt habt, es bleibt bei euch, kommt nicht runter zu uns. Zum Beispiel, daß du zu Harry gesagt hast, fick die Präsidentin. – Ma'am, tut mir leid . . . war nicht persönlich gemeint. – Mein Lieber, aber wie geht das unpersönlich? Und dann, sieh mal, Harry ist

verheiratet, und ich bin nicht mehr ganz sein Jahrgang. Abgesehen davon bin ich auch nicht so passiv, wie du dir das vorstellst. Das solltest du wissen, daß ich keine passive Präsidentin bin. – Sie haben recht, Ma'am. Ich sollte es wissen. – Wenn du zurück bist, komm mit Harry zum Abendessen ins Weiße Haus. Ich würde gern von Harry erfahren, wie die Kerle auf dem Titan das hinkriegen, hochintelligent zu sein, wo sie doch nichts als Methaneis haben. Und ich würde gern Trezik spielen mit euch. Also ihr kommt. – Mit großem Vergnügen. – Inzwischen möchte ich dir sagen, daß ich die Frauenverbände unseres Landes ebenso gräßlich finde wie ihr. Ich empfehle dir nur, deine Kritik künftig nicht mehr öffentlich mitzuteilen, weil sie in der Lage sind, dir über ein paar Institutionen Geld abzudrehn, das du vielleicht für deine weitere Arbeit dringend brauchst. Mir können sie nichts anhaben. Außer daß sie wahrscheinlich in drei Jahren meine Wiederwahl verhindern werden. Nun ja, dann mach ich eben was anderes. Deshalb red ich ihnen jetzt nicht nach dem Maul. Diese amerikanischen Frauenverbände, mein Gott, seit zweihundert Jahren machen sie aus jeder männlichen Neurose eine weibliche Tugend, und deshalb vertreten sie heute eine der letzten rein männlichen, rein weißen Positionen in unserer Gesellschaft. Das macht sie stark, immer noch. Bedenk das. Dreihunderttausend Patriarchinnen! – Ich will's bedenken, Ma'am. – Und ich sag dir das hier in aller Öffentlichkeit, während die halbe Welt zuhört, damit vielleicht ein paar Leute aufpassen, wer dir und Harry künftig unter flauen Vorwänden Geld verweigert. Einer dieser Vorwände könnte sein, daß ihr auf dem Namen Dorothy-McGovern-Labor besteht. Warum denn. Seid doch flexibel. Für Dorothy denk ich mir eine andere Ehrung aus. Auch für Krönlein. Das wär's, mein Junge. – Ma'am, wir beide danken Ihnen herzlich. – Seht mal zu, daß euch was gegen das Eis einfällt. – Ma'am, das ist leider nicht unser Fachgebiet. – Ja, das sagen alle. Alle sagen immer dasselbe. Und ich sage allen auch immer dasselbe: seht trotzdem zu, daß euch was gegen das Eis einfällt, verdammt nochmal.«

Fritz Kramer / Pamela Winchester
Bombenkulte

I

Liebe, wie eine Frau sie sich wünscht lautete, wenn wir uns recht erinnern, der Titel eines Films, in dem Barbara Rütting, deren Busen der Zeitmode entsprechend spitz und fast nach oben weisend den Mitspielern und Kinobesuchern entgegenragt, die Hauptrolle spielt. Eine Atombombe paßt weder zur Story noch zur Stimmung des Films. Deshalb ist der Betrachter irritiert, wenn nach einem langen Kameraschwenk über eine idyllische Kleinstadt, die uns zum Träumen einlädt, am Horizont völlig unvermutet die bedrohliche Rauchsäule eines Atompilzes erscheint, um sogleich wieder zu verschwinden: Nichts als ein Trugbild, eine Fata Morgana, die keinerlei Zerstörungen hinterläßt, gleichsam ein Wasserzeichen in einem Papierblatt, das gegen die Schrift gleichgültig ist. Vielleicht hat der Regisseur andeuten wollen, in welcher Zeit die Geschichte spielt oder wie die Männerwelt beschaffen ist, von der die Kinobesucher sich mit Barbara Rütting abwenden. Jedenfalls bleibt die Bombe ein Fremdkörper. Und das scheint für eine deutsche Geschichte symptomatisch, da hier das Bild der Bombe von Imagination und Alltagsleben nie Besitz ergriffen hat – im Gegensatz zu Amerika und erst recht im Gegensatz zu Japan oder Bikini.

Wir haben nicht überprüft, woher die Aufnahmen von der explodierten Bombe in dem besagten Film stammen, nehmen aber an, daß sie zu dem überaus reichen Material gehören, das amerikanische Kamerateams in dem Versuchsgelände im Mittleren Pazifik gedreht haben, wahrscheinlich auf Bikini. Denn die beiden Atombomben, die Hiroshima und Nagasaki zerstört haben, sind in den Medien der westlichen Welt nicht aufbereitet worden; erst *Operation Crossroads,* Bikini 1946, hat das Erscheinungsbild von Atombombenexplosionen bekannt gemacht. Tausendfach photographiert und gefilmt, in Zeitungen und Magazinen Jahr um Jahr immer wieder abgebildet, hat sich die flüchtige Gestalt dieser Staubwolke dem öffentlichen Bewußtsein eingeprägt und sich der unbewußten Imagination bemächtigt. Da Blitz und Donner unspezifisch und die Strahlungen unsichtbar sind, war nur die pilzförmige Wolke abbildbar und geeignet, zu einem leicht und vielfältig einzusetzenden Symbol ausgeprägt zu werden.

Unter den unzähligen Reportagen, die im Herbst 1946 über Bikini veröffentlicht wurden, finden wir einen zusammenfassenden, populär-wissen-

schaftlichen Bericht mit dem Titel *Bikini und der Hauch des Todes,* der das, wie wir meinen, entscheidende Stichwort der Anthropomorphisierung enthält, durch das sich vielleicht ein Zugang zu der Bilderwelt eröffnet, die um die Atombombe entstanden ist. Die Explosion von Bikini, heißt es in diesem Artikel, gleiche dem Anfang des Universums ebenso wie dem Ende der Welt, des Sonnensystems, obwohl es sich doch nur um ein Fünkchen gehandelt habe, das im Maßstab des Kosmos und der Geschichte des explodierenden Weltalls nicht registrierbar gewesen sei. Man müsse sich vorstellen, daß ein Fleck Erde für einen Moment so verwandelt war, daß er nur mit der Oberfläche einer Nova verglichen werden könne; man müsse sich die Dinge vergegenwärtigen, die in der Rauchsäule nicht zu sehen waren, und dann an den Regen einer solchen Nova über der eigenen Heimatstadt denken, um die Gewißheit zu erlangen, daß man die Bombe nur als ein *persönliches Ding* richtig deuten könne.[1]

Die Personifizierung der Bombe, eine Strategie des mythenbildenden Denkens, das doch, wie man gemeinhin glaubt, in krassem Gegensatz zu dem wissenschaftlichen Denken steht, das die Atombombe hervorgebracht hat, ist tatsächlich die Darstellungsform, zu der die meisten Beobachter von Atomexplosionen gegriffen haben, um etwas von ihrem »persönlichen Eindruck« mitzuteilen. Es scheint, als habe sich eine solche Personifizierung geradezu aufgedrängt. So sollen etwa Oppenheimer beim Anblick des Atompilzes von Alamogordo sogleich Verse aus der Bhagavadgita »durch den Kopf geschossen« sein:

»Wenn das Licht von tausend Sonnen / am Himmel plötzlich brächt hervor / zu gleicher Zeit – das wäre / gleich dem Glanze dieses Herrlichen . . .« – »Doch«, fährt der Chronist Robert Jungk fort, der diesem Einfall den Titel seiner Geschichte der Atomphysiker verdankt, »wie jetzt die unheimliche Riesenwolke in der Ferne über ›Punkt Null‹ aufstieg, kam ihm eine andere Zeile aus dem indischen Epos in den Sinn: ›Ich bin der Tod, der alles raubt, Erschütterer der Welten.‹«[2]

Auch die Presse beschrieb die Atombomben von Bikini als etwas Erschreckendes, als etwas, was einem kalte Schauer über den Rücken rieseln läßt, als zornigen, feurigen, kochenden Supervulkan, der ungeheure Massen von Flammen und Rauch und gigantische Regenbögen ausstößt – als ein Monster, das an der Erde zerrt, um sie aus den Angeln zu heben und in den Weltraum zu schleudern.[3] Solche Bilder lassen leicht vergessen, daß es sich um ein Gebilde von Menschenhand handelt, für das die Menschen auch verantwortlich sind; und sie lassen keine Empörung aufkommen, sondern allenfalls Entsetzen, das in Faszination übergeht. Wundern wir uns also nicht, daß unter den Kinofans eine wahre Begeisterung ausbrach, als sie die ersten Filme von Bikini sahen: ein Sonnenaufgang, wie ihn noch niemand gesehen hatte – »einer der großartigsten Farbfilme aller Zeiten«.[4]

Wir wissen nicht, was geschieht, wenn ein Enthusiasmus dieser Art nicht

stets aufs neue angefacht wird; ob die Leute dann anfangen, sich zu fürchten, oder ob nichts passiert. Aber daß wir es im Amerika der fünfziger Jahre mit der Sucht zu tun haben, über die Atombombe nichts als reine Begeisterung aufkommen zu lassen, soviel ist klar.

Zur Befriedigung dieser Sucht brauchte man nur die Ratschläge zu befolgen, die N. V. Peale in seinem Besteller *The Power of Positive Thinking* jedermann erteilte. Den allgemeinen Wahlspruch: *In God is Our Trust,* d. h. für ihn: Gott ist ein kreditwürdiger Geschäftsmann, hat Peale selbst auf die vielfältigste Weise demonstriert. So ließ er in einer seiner Fernsehshows ein kleines Mädchen auftreten, das vor der Bombe Angst hatte. Er legte ihm die Hand auf den Kopf und erklärte dann, auf Gott sei Verlaß; er werde nicht dulden, daß New York von einer Bombe getroffen wird.[5]

Man scheint es anfangs auch vermieden zu haben, die Rauch- und Staubsäule über Bikini als »Pilz« zu bezeichnen. Diese Metapher, die bei einigen Leuten immerhin zwiespältige Gefühle wecken kann, hat sich erst allmählich durchsetzen müssen. Nein, das »feuerspeiende Monster von Bikini« sah wie ein riesiger Blumenkohlkopf aus, weiß und korallenrot vor azurblauem Himmel.[6] Das machte die Sache geradezu lecker; und man soll nicht glauben, daß die werbewirksame Stimulierung von Gaumenkitzel angesichts radioaktiver Strahlung kapitulieren müßte. Bald gab es *tasty uranium burgers – 45 cents* und *uranium sundaes,* Eis mit Schlagsahne, Ananas und Gummibärchen.[7] Im November 1946 lud Vizeadmiral W. H. P. »Spike« Blandy, der Oberkommandeur der Atombombentests von Bikini, zu einer Abschlußfeier im Offizierskasino ein, um mit seiner Frau eine riesige Torte anzuschneiden, eine kunstvolle Nachbildung eben jener Atomwolke, sei sie nun pilz- oder blumenkohlförmig.[8] Neuerdings ist noch eine besonders prickelnde Salatsauce auf den Namen *Harrisburg* getauft worden. So wird die Bombe, statt die Leute zu ängstigen, unter dem Zauberstab des positiven Denkens zur Leckerei.

Daß man nun den »Blumenkohlkopf« von Bikini als »weiß« beschrieb, ist einleuchtend, aber wieso sollte er auch »rot« sein? Der Bericht nennt drei Farben, weiß, rot und blau, und das sind die Farben des Sternenbanners. Wir müssen uns dazu vergegenwärtigen, daß die Reporter die Atombombenexplosionen von Bikini von Bord eines vor dem Atoll kreuzenden Schiffes aus beobachteten, und das kann den amerikanischen Patrioten an Scott Francis Key erinnern, der, an Bord eines Schiffes zur Tatenlosigkeit verurteilt, aus der Ferne die Kämpfe um die amerikanische Unabhängigkeit beobachtet hatte und dann in tiefer Bewegung, das Sternenbanner vor Augen, auf die Rückseite eines Briefumschlags jene Verse dichtete, aus denen die Nationalhymne entstand, in der es an einer Stelle heißt, die blendenden Raketen und die in der Luft berstenden Bomben gäben durch die Nacht das Zeichen, daß das Sternenbanner noch da sei.

Unsere Assoziation wird durch die Quellen nicht gedeckt, zugegeben, aber sie liegt auf der Linie der operettenhaften Bilder, die der amerikanische Atomenthusiasmus feilbietet. In den zehn Jahren, in denen Atombombenversuche im Mittleren Pazifik serienmäßig abgewickelt wurden, wies die *New York Times* ihre Leser darauf hin, daß es tatsächlich möglich sei, an dem Spektakel teilzunehmen, zuzuschauen, wie die Bomben hochgehen: *Watching the Bombs Go Off.*[9]

II

Günther Anders hat mit aller Entschiedenheit jeden Versuch zurückgewiesen, die Atombombe als Waffe zu bezeichnen, da man dann den Umgang mit ihr herkömmlichen Kampfformen annähere. Das mag moralisch berechtigt sein, verfehlt aber völlig die Selbstverständlichkeit, mit der die amerikanischen Piloten und Bombardiers der Pionierzeit das treffsichere Ausklinken der Bombe der heroischen Tradition des blitzschnellen und edlen Präzisionsschützen des Westernfilms eingefügt haben.

So ist ohne weiteres verständlich, daß die 509. Einheit der amerikanischen Luftwaffe stolz darauf war, aus ihren Reihen die Maschinen und Männer zu stellen, die im August 1945 die Bomben über Hiroshima und Nagasaki abwarfen. Immerhin geschah das alles zu einer Zeit, da weder Computer- noch Raketentechnik hinreichend entwickelt waren, um Selbstbeherrschung und technisches Können des die Maschine direkt bedienenden Menschen zu ersetzen. Das impliziert ein agonales Moment, ein Spiel um die Ehre, das wir hier vorsichtshalber mit einer vergleichsweise harmlosen Geschichte illustrieren.

Anfang Februar 1946 begann die 509. Einheit mit einem speziellen Training, bei dem zugleich die treffsicherste Mannschaft ermittelt werden sollte. Als Favoriten galten Tibbets, der Pilot, und Ferebee, der Bombardier, die den Einsatz gegen Hiroshima geflogen hatten. Sie waren auch unter den ersten vier Mannschaften, die sich von den insgesamt fünfundzwanzig der Einheit bei den Probeabwürfen am meisten auszeichneten und deshalb in die engere Wahl kamen für die Aufgabe, die erste Atombombe über der Lagune des Bikini-Atolls abzuwerfen. Wohl schon im Vorgefühl ihres Triumphs erklärten Tibbets und Ferebee mit betonter Lässigkeit, für sie sei das ein Job wie jeder andere, aber bei den letzten Ausscheidungskämpfen qualifizierte sich nicht ihre Mannschaft, die der *Enola Gay*, wie Tibbets seine B-29 genannt hatte, nach dem Kosenamen seiner Mutter, sondern die Mannschaft von *Dave's Dream*, mit dem Piloten Swancutt, einem ehemaligen Boxer, und dem Bombardier Woods. An allen diesen Kämpfen nahm die Presse regen Anteil.[10]

Als *Dave's Dream* dann am 1. Juli endlich mit der Atombombe an Bord über der Lagune von Bikini kreiste, ein Ereignis, an dem die gesamte zivi-

lisierte Menschheit innerlich beteiligt war, widmeten die Medien sich mit besonderer Liebe auch Frau Swancutt, der Mutter des Piloten, und Frau Woods, der Mutter des Bombardiers, die gemeinsam in eine Rundfunkstation gebeten wurden, nicht nur um der Direktübertragung aus dem Versuchsgelände zu lauschen, sondern auch um als gleichsam beteiligte Heldenmütter in die Reportage einzugehen. Beide äußerten in diesen »längsten und stolzesten dreißig Minuten ihres Lebens« die Überzeugung, daß ihre Jungs heute sicher ihren Spaß hätten. Als die Bombe ausklinkte, hauchte Frau Swancutt ein mattes Oh!; ihre Augen waren feucht.[11]

Die Spur führt ins *Cockpit*, in einen Raum, in eine Atmosphäre, in der unsere Epoche sich entschlüsselt, wie wohl nirgends sonst. In der Bilderwelt der fünfziger Jahre erscheint die Atombombe nämlich als ein unzweideutig weibliches Wesen, ob man nun der Bombe selbst Frauennamen gibt oder Frauen »Atombomben« oder »Sexbomben« nennt. Das Cockpit dagegen ist ein spezifischer Ort des Mannes, der Ort, an dem sich männliche Potenz im Superlativ äußert. Cockpit bedeutet wörtlich *Hahnengrube* und meint ursprünglich eine Grubenarena, in der man die Kampfhähne aufeinander los läßt. Von diesem Ort preisgekrönter Hähne, spritzenden Blutes und hervorquellender Eingeweide ist das Wort zuerst auf das Kontrollzentrum von Schiffen, speziell U-Booten, dann auf die Führungskanzel von Flugzeugen übertragen worden. So hat sich das Cockpit in eine makellos saubere, antiseptische Schaltzentrale verwandelt, von der aus der Mann kraft einer Reihe von Knopfdrücken und Hebeleinstellungen mit spielerischer Leichtigkeit phantastische Zerstörungen in der Außenwelt anrichten kann: Der Hahn sitzt allein in seiner Grube, der Feind ist ausgelagert.

»Diese Abtötung menschlicher Sensibilität war eins der Hauptergebnisse der Bombenkultur in Amerika. Gefühle wurden zu etwas, was nicht so sehr unzulässig als vielmehr irrelevant war. In einer wichtigen Hinsicht wurde der Bomberpilot *der* Mann der fünfziger Jahre. Er war ein hochqualifizierter Techniker, ein Könner, der anonyme Menschen zu hunderten töten konnte, ohne sie zu hassen, ja, ohne überhaupt etwas zu empfinden, außer der Befriedigung, seine Aufgabe erledigt zu haben.«[12]

Wir betrachten als ein weiteres Indiz, daß die Freizeitindustrie zunehmend solche Spielautomaten angeboten hat, die für den Konsumenten die Situation und Atmosphäre des Cockpits simulieren; kraft Knopfdruck kann er in Ermangelung wirklicher Machtmittel und wirklicher Feinde ganze Legionen von »Robotern« und »Fremden« auslöschen und sich so dem berauschenden Gefühl der eigenen Omnipotenz hingeben, in einer Welt, die ihn ansonsten nichts als seine eigene Ohnmacht und Minderwertigkeit spüren läßt.

Der Prototyp des Bomberpiloten – zugleich seine leicht exotische Verfremdung – ist im übrigen natürlich der Revolverheld des Westernfilms, dessen Art zu töten ebenfalls von Eleganz und Selbstkontrolle gekennzeichnet ist.

Nie sucht er den Kampf um seiner selbst willen, immer zeigt er eine gewisse Abneigung gegen überflüssiges Blutvergießen. Wenn er tötet, dann tut er es mit chirurgischer Präzision, und nur, weil er dazu gezwungen wird. Das unterscheidet den Helden von dem Schurken und dem Indianer, die beide Wilde sind und aus purer Mordgier töten wollen. Bekanntlich »zieht« der Held erst, wenn der andere die Waffe schon gezückt hat – um im nächsten Augenblick zu verenden.[13]

An der gegenwärtigen Kriegstechnik gemessen wirkt der Bomberpilot natürlich schon so atavistisch wie ein Revolverheld, da die avanciertesten Vernichtungsmittel ja längst vollautomatisch von Computerzentralen gesteuert werden. Doch heißt das nicht mehr, als daß das Cockpit sich nicht länger im Flugkörper selbst befindet, sondern irgendwo in einem Bunker. Auch diese noch weitergehende Auslagerung des Helden in die Bürokratie läßt sich nahtlos an die Mystifikation der Eroberungsgeschichte Amerikas anschließen. So schreibt schon General Groves am Ende seines Buches über die Geschichte des *Manhattan-Projects,* das unter seiner militärischen Oberaufsicht die ersten Atombomben produziert hat:

»Als ich ein Junge war, lebte ich mit meinem Vater auf einer Reihe von Armeeposten, die während der Indianerkriege überall im Westen der Vereinigten Staaten entstanden waren. Dort lernte ich viele alte Soldaten und Scouts kennen, die ihr tätiges Leben darangesetzt hatten, den Westen zu erobern. Wenn ich ihren Geschichten lauschte, war ich ziemlich bestürzt und fragte mich, was denn für mich noch übrig geblieben sei, jetzt, da der Westen schon erobert war. Bestimmt haben viele meiner Altersgenossen dieses Gefühl auch gehabt. Doch die von uns, die an jenem Frühmorgen in Alamogordo die Morgendämmerung des Atomzeitalters erblickten, werden sich solchen Zweifeln nie wieder hingeben. Wir wissen jetzt, daß der Mensch buchstäblich alles schaffen kann, wenn er nur bereit ist, die Anstrengung auf sich zu nehmen.«[14]

Das Fatale am Cockpit, im engeren wie im allgemeinsten Sinn, scheint zu sein, daß man von einer solchen Steuerungszentrale aus die Welt nur mehr reduziert wahrnimmt, nämlich als Zielscheibe. Jedenfalls können wir es uns anders nicht erklären, daß die Männer im Cockpit der B-29, die die Bomben über Hiroshima und Nagasaki ausklinkten und mindestens partiell das Resultat dieses Vorgangs registrierten, später beliebig oft und nicht ohne eine gewisse Lässigkeit erklärt haben, von Reue oder Schuldgefühlen frei zu sein.

Die Ausnahme war Eatherly. Seine Geschichte ist wohl hinreichend bekannt, so daß wir uns mit einer Andeutung begnügen können. Spätestens über Nagasaki müssen ihm plötzlich die Augen aufgegangen sein. Aus dem Krieg zurückgekehrt, benahm er sich sehr merkwürdig. Seine Umgebung entschuldigte das anfangs noch als »nervöse Depression«, aber dann blieben die Konsequenzen nicht aus. Seine Frau ließ sich scheiden, aus dem Militärdienst wurde er entlassen. Eigentümlicherweise hat Eatherly seine monatliche Pension dann nie angerührt, sondern es vorgezogen, sich als Landstreicher und Einbrecher durchzuschlagen, bis er schließlich in die Fänge von

Polizei und Psychiatrie geriet, die den einfachen Umstand, daß Bilder von Hiroshima und Nagasaki nicht aufhörten, an seinem inneren Auge vorbeizuziehen, und daß deshalb die Soldatenpension ihm als Blutsold erschien, nur als krankhaft verstehen konnten.

III

Atomenthusiasmus und Cockpitmegalomanie sind Bombenkulte der Sieger, die in dieser Form nirgendwo anders als in Amerika entstanden sind; sie belegen den Konventionalismus, das verhängnisvolle Beharrungsvermögen einer spezifischen Tradition, die unfähig ist, ihre eigenen technischen Produkte moralisch oder politisch einzuholen. Dort, wo der Fortschrittsglaube herrscht, wird alles Neue ohne allzuviel Zaudern und Zurückschrecken assimiliert und alten Schablonen einverleibt. Das unterscheidet die »moderne« Kultur – zumindest in ihrer »normalen« Gesamtheit – von den Kulturen, welche die Ethnologie in der Regel als »traditionale« ausgrenzt.

Das griechische Wort *trauma,* das nichts mit dem deutschen Wort Traum gemein hat, bedeutet: Wunde; ein Trauma nennen wir eine körperliche oder seelische Verwundung sowie die Gesamtheit der Reaktionen, die diese in Organismus und Psyche hervorruft. Eine Kultur, die von einer anderen, womöglich technisch und ökonomisch weit überlegenen, überrannt wird, erleidet ein Trauma, d. h. das Niegesehene, Niegehörte und Nieerträumte zeichnet die Individuen, vielleicht mit unterschiedlicher Intensität, psychisch *und* physisch, brennt ihnen Erinnerungen ein, die nicht mehr verblassen, und zwingt wenigstens einige, sich mit dem Fremden zu identifizieren und es auf sich zu nehmen, seine Rolle zu spielen. Das traumatisierende Fremde wird dabei als ein *persönliches Ding* erfahren, in der Sprache der Ethnologie: zu einem *Geist* oder zu einer *Gottheit* hypostasiert, der ein Kult zu widmen ist. Die Anhänger dieses Kultes sind Besessene, aus denen der Geist oder die Gottheit spricht. Mag die Besessenheit für die Psychiatrie auch ein pathologisches Phänomen sein, in sich selbst ist sie ein Heilvorgang, bei dem der Verwundete seiner Schmerzen Herr zu werden versucht, nicht indem er sie »verdrängt«, sondern indem er das Verwundende, sein Trauma, ausagiert.

Diese Erscheinung ist durch ethnographische Parallelen überreich und eindeutig belegt. Begnügen wir uns damit, einige anzudeuten: Über einem abgelegenen Stammesgebiet erscheint eines Tages ein Flugzeug, kreist eine Weile, um dann wieder zu verschwinden; schon das kann traumatisieren, so daß nach einiger Zeit ein Flugzeugkult entsteht, bei dem der eine oder andere die Rolle des Flugzeugs auf sich nimmt. Lienhardt berichtet von einem Dinka, der einmal in Khartoum war, daß er eins seiner Kinder *Khartoum* nannte, um das Trauma zu bannen, das die Stadt ihm bereitet hatte. Jean Rouch hat einen westafrikanischen Kult gefilmt, bei dem der eine in der

Rolle des Polizisten auftrat, der andere in der einer Lokomotive, ein dritter in der der Frau des Gouverneurs usw.; jeder Teilnehmer war von dem Geist eines fremdartigen Dings besessen. In ähnlicher Weise können wir uns auch die Herkunft älterer Geister oder Gottheiten vorstellen, die so ehrwürdige Namen wie *Himmel, Erde* oder *Wildnis* tragen. Dabei macht es einen Unterschied, ob ein Besessener das traumatisierende Ereignis nur für sich selbst oder auch für andere ausagiert. In den Kulturen traditionaler Gesellschaften hat er oft die Kraft und die Aufgabe, andere, die an der gleichen Wunde leiden, durch sein stellvertretendes Spiel zu heilen. Wenden wir uns nun, dessen eingedenk, dem Bombenkult eines Opfers zu.

Misio Kamaguchi lebte allein in einem Hühnerstall bei Shiruyama, einem Stadtteil Nagasakis. Ihr kleines Anwesen lag an einem Berghang, so daß sie von ihrem Stall aus Jahr um Jahr beobachten konnte, wie die zerstörte Stadt zu neuem Leben erwachte und wiederaufgebaut ward. Misio Kamaguchi gehörte zu den »Exponierten« des 9. August 1945. Anfangs hatte sie noch das Krankenhaus aufgesucht, dann aber weigerte sie sich, dorthin zurückzukehren, da die Ärzte sie nur Torturen unterzogen, die ihr nicht helfen konnten. Sie war unheilbar krank, und dem Forschungsinteresse dienen, das wollte sie nicht. Sie nahm auch die Entschädigungszahlungen für die Bombenopfer nicht an, ebensowenig wie einen neuen Kimono, den irgendwelche Leute ihr schenken wollten. Sie lehnte es ab, jemals in die Stadt zurückzukehren, doch empfing sie, auf ihrer Matte liegend, in ihrem Hühnerstall Besucher, die von ihr etwas über den 9. August und die Tage danach hören wollten.

Wenn sie ihre Geschichte zu Ende erzählt hatte, verfiel sie jedesmal in ein tiefes Schweigen, in dem die zerstreuten Empfindungen sich in ihrem Innersten zu sammeln schienen, um erst dann zu ihrem eigentlichen Ausdruck frei zu werden. Fernand Gigon, einer der zahlreichen Reporter, die sie besuchten, hat diesen Ausbruch folgendermaßen beschrieben:

»Sie hebt die Arme in die Höhe, wirft mit flehender Gebärde den Kopf nach hinten, richtet den Blick gen Himmel, sagt leise und schmerzlich ›Ah!‹ und ›Oh!‹, immer wieder, unaufhörlich – und beginnt, sämtliche Rollen der Bombe zu spielen. Sie selbst ist die Bombe, die sich in eine Frau verwandelt hat. Sie verkörpert den lauten Donner, den blendenden Blitz, die blicklose Nacht. Ihre Pantomime zeigt den Schmerz der Verwundeten, die sie pflegte, die Unbeweglichkeit der Toten, die sie sah, das Entsetzen der Kinder, die das Feuer versengte, die sinnlose Angst der Menschen, die mitansehen mußten, wie sich in weniger als einer Zehntelsekunde die Pforten der Hölle öffneten. Ihr Oberkörper dreht und windet sich. Zuweilen schließt sie die Augen. Auf ihrem Gesicht erscheint der Ausdruck intensiven Schmerzes, bis plötzlich ihrem Munde ein unnatürliches, schrilles Gelächter entfährt.«[15]

Räumen wir ruhig ein, daß Gigon die Schilderung dieser Szene mit einem zusätzlichen Pathos belastet hat, das allzu offenkundig darauf angelegt ist, uns zu rühren. Das macht nichts. Sein Buch stammt aus der Zeit, in der im Westen die Antiatombombenbewegung aufkam, die sich in Japan bereits zu

einer Massenbewegung ausgeweitet hatte; und Gigons Absicht war, das Grauen von Hiroshima und Nagasaki erst als etwas Ergreifendes darzustellen, dann die Übertreibungen und Auswüchse bei den protestierenden Gruppen als Massenhysterie abzukanzeln, um schließlich den Leser von der Notwendigkeit einer »Versöhnung mit dem Atom« zu überzeugen. Doch der Kult der Misio Kamaguchi ist authentisch und von einer Eindringlichkeit, der wir uns nicht entziehen; noch in der verblassenden Form des journalistischen Berichts verspüren wir das Trauma.

Anmerkungen

1 *Science Digest*, Oct. 1946, S. 45 f.
2 Robert Jungk, *Heller als Tausend Sonnen*, Stuttgart o. J., S. 223.
3 *New York Times*, 1. 7. 1946.
4 *New York Times*, 4. 7. 1946.
5 Vgl. Marion Novak, *The Fifties: The Way We Really Were*, Garden City, N. Y. 1977, S. 97.
6 *New York Times*, 4. 7. 1946.
7 Vgl. Novak, a. a. O., S. 47.
8 *Time*, 18. 11. 1946.
9 Novak, a. a. O., S. 47.
10 *New York Times*, 7. 2., 27. 2., 6. 4., 16. 6. 1946.
11 *New York Times*, 1. 7. 1946.
12 Novak, a. a. O., S. 65.
13 Vgl. John G. Cawelti, *The Six-Gun Mystique*, Bowling Green, Ohio, 1973, S. 60.
14 L. R. Groves, *Now It Can Be Told*, New York 1962, S. 415.
15 Fernand Gigon, *Ich habe Hiroshima gesehen*, München 1958, S. 219.

Weil nichts so praktisch ist wie eine gute Theorie:

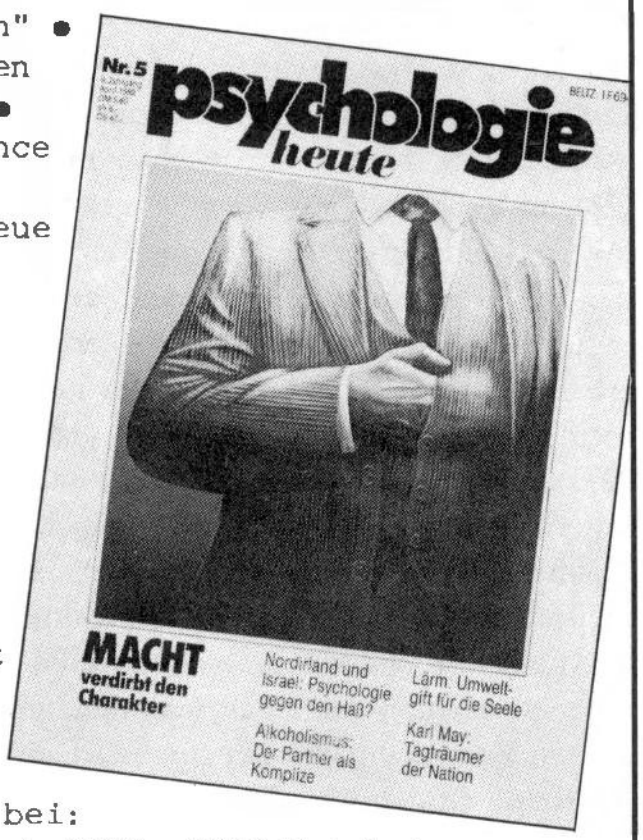
psychologie heute

Die Zeitschrift, die das Bewußtsein schärft für den Zusammenhang zwischen individuellem Lebensplan und gesellschaftlichen Verhältnissen.

Psychologie heute:
kritisch, genau, aufklärend.

TYPISCHE PSYCHOLOGIE HEUTE-THEMEN:

Die Legende von den "einsamen Genies" • Marxistische Sozialpsychologie • Die Angst vor der Frau - Pornographie und Sadismus • Junkies: verhinderte Spießer? • Wann rebellieren die Arbeitslosen? • Kriegsphantasie an die Macht! Reagan und seine Macher • Der wissenschaftliche Rassismus der "Neuen Rechten" • Die psychischen Folgen des Berufsverbots • Astrologie - Renaissance des Aberglaubens • Psychotherapie - das neue Opium fürs Volk?



Holen Sie sich
das neue Heft am Kiosk
oder bestellen Sie
das günstige
Probeabonnement
(3 Hefte für DM 10,-) bei:
Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weinheim

Peter Schneider
Warnung vor diesem Frieden

Ja, es gibt Wichtigeres als den Frieden. Indem ich diesen Satz niederschreibe, genauer gesagt, ihn zustimmend zitiere, geschieht zweierlei. Einmal mache ich mit diesem Satz auf einen Sachverhalt aufmerksam. Zum Beispiel auf den Gemeinplatz, daß Frieden eine – allerdings lebenswichtige – Voraussetzung menschlicher Produktivität und gesellschaftlichen Zusammenlebens darstellt, keineswegs deren Ziel. Zweitens bringt mich dieser Satz in die Nähe des amerikanischen Außenministers Alexander Haig, jenes Mannes also, der sich durch verschiedene andere Äußerungen dem Verdacht ausgesetzt hat, den Dritten Weltkrieg zu riskieren. Darf ich, kann ich, will ich diesen Satz jetzt noch zitieren, ihn einer weiteren Überlegung würdigen? Muß ich nicht fürchten, daß jede noch so berechtigte Reflexion über den möglichen Sinn dieses Satzes durch seine politische Funktion verschluckt wird?
Genau diesen Vorgang gilt es hier zu beschreiben: wir nähern uns einem Zustand, in dem nicht mehr gefragt werden kann, was ein Satz sagt, sondern nur noch, zu wessen Parteigänger er mich macht. In der Terminologie der Linguistik zu reden: daß die semantische Funktion der Sprache wird allmählich von ihrer pragmatischen Funktion erdrückt. Zum Hebel dieser Operation hat sich ausgerechnet der Begriff ›Frieden‹ entwickelt. Wir sind mitten drin im Atomfrieden, in einem Erblindungs-Prozeß, der dazu führt, daß die Welt und alles, was sich darin an Widersprüchen und Konflikten regt, durch zwei terroristische Eigenschaftswörter eingeteilt wird: friedenserhaltend, friedensgefährdend. Der Frieden reduziert sich darauf, die Vermeidung des Atomkriegs zu sein, das Leben in Friedenszeiten wird zur Geisel der Angst vor dem großen Tod. Allmählich erscheint jeder Zustand unterhalb des Atomkrieges akzeptabel.
Nichts hat mir diesen Vorgang deutlicher gemacht als die Reaktion der deutschen Öffentlichkeit auf den Militärputsch in Polen. Verkürzt gesagt, hat die öffentliche Meinung in der Bundesrepublik das Kriegsrecht in Polen hingenommen, wenn nicht gebilligt, um den Welt-Frieden zu bewahren. Diesen Vorwurf mache ich gerade jenem Teil der Öffentlichkeit, der durch die Kritik an den Militärdiktaturen in der westlichen Hemisphäre – Chile, San Salvador, Türkei – moralisch legitimiert gewesen wäre, gegen den Putsch in Polen zu protestieren. Statt dessen haben gerade liberale Kom-

mentatoren – um ja nicht mit Entspannungsgegnern wie Strauß und Reagan in einen Topf geworfen zu werden – ihre ganze Energie darauf gerichtet, vor »lautstarken Worten« und »Verbalradikalismen« zu warnen. Dieses Vorhaben hat sie derart erschöpft, daß zur rechten Bezeichnung der Vorgänge in Polen und schließlich zu ihrer Wahrnehmung kaum noch Kraft übrig blieb. Tatsächlich hat sich in einigen Kommentaren die Logik der Machtsprache, die nicht mehr nach der Wahrheit eines Satzes, sondern nur nach seiner politischen Funktion fragt, vollkommen durchgesetzt. Damit ist ein Prozeß weiter fortgeschritten, der darauf hinausläuft, die in den Wörtern aufbewahrten Gedanken und Vorstellungen allmählich durch die Machtverhältnisse zu ersetzen. Die Sprache wird zum Nebengeräusch der Wirklichkeit.

Um das Grundsätzliche dieses Vorgangs klar zu machen, muß ich etwas weiter ausholen. Es ist eine Binsenweisheit, daß die Bedeutungen politisch zentraler Begriffe wie Frieden, Freiheit, Sozialismus, Individuum etc. ungleich reicher und vielfältiger sind als die Möglichkeiten ihrer Anwendung in einer gegebenen historischen Situation. Folglich wird jedes politische System versuchen, einen ihm genehmen Gebrauch dieser Begriffe durchzusetzen. Man kann sogar sagen, daß sich der Erfolg eines politischen Systems an seiner Fähigkeit messen läßt, die gefährliche Bedeutungsvielfalt solcher Begriffe einzuengen und den erwünschten Gebrauch durchzusetzen. Gerade totalitäre Systeme müssen versuchen, die Spanne zwischen den in einem Begriff aufbewahrten Vorstellungen und Utopien und der zugelassenen Wirklichkeit möglichst klein zu halten bzw. ganz auszulöschen. Es darf möglichst kein anderer Sozialismus vorstellbar sein als der reale; Frieden soll Friedhofsruhe im Innern sein; die Meinungsfreiheit darf die Macht der Partei nicht in Frage stellen usf.

Diese Operation ist zu allen Zeiten gemacht worden. Cortés betonte jedesmal, bevor er eine Indianerstadt einnahm und dem Erdboden gleichmachte, seine »friedlichen Absichten«. Tatsächlich schickte er vorher ein »Friedensangebot«, das so aussah: die Indianer sollten sich dem spanischen Kaiser unterwerfen, ihren Götzen abschwören und von den »unnatürlichen Lüsten« ablassen. Ließen sie sich auf diese Bedingungen ein, blieb der »Frieden« erhalten; lehnten sie das Angebot ab, kündigte Cortés an, sie als »Aufrührer« zu behandeln und den nun so zu nennenden »Aufstand« gegen Kaiser und Papst mit Gewalt zu »befrieden«. Eine solche Verkehrung des Friedensbegriffs ist natürlich nur mit Gewalt aufrechtzuhalten, weil sich die in diesem Begriff nachklingenden Vorstellungen und Utopien gegen diese Anwendung wehren. Gewalt aber wird früher oder später zur Ursache von Rebellionen. Der Traum jedes totalitären Systems ist es daher, diese rebellierenden Vorstellungen auszumerzen, das heißt, einen Zustand herzustellen, in dem die politischen Wertbegriffe im Bewußtsein der Menschen keine

andere Vorstellung mehr auslösen als jene, die die amtliche Sprachregelung erlaubt.

Die bisher wirkungsvollste Technik, diesen Zustand herzustellen, habe ich oben als den Versuch benannt, die semantische Funktion der Sprache durch ihre pragmatische zu ersetzen. Diesen Versuch möchte ich jetzt am Beispiel Polen erläutern. Etwa zwei Wochen nach der Verhängung des Kriegsrechts in Polen entschloß sich die Kommunistische Partei Italiens, diese Maßnahme scharf zu kritisieren. Sie wies die sowjetische Darstellung zurück, wonach in Polen antisozialistische, vom Ausland gesteuerte Elemente am Werk seien, die die Macht der Arbeiterklasse unterminierten; sie sprach für das Bedürfnis der überwältigenden Mehrzahl der Arbeiter, sich in freien Gewerkschaften zu organisieren. Darüber hinaus gab sie eine grundsätzliche Erklärung ab: das Beispiel Polen beweise, daß sich die wegweisende Kraft der Oktoberrevolution erschöpft habe. Das Modell Sowjetunion könne kein Vorbild mehr sein für die Art Sozialismus, die die KPI anstrebe.

Es kostete die *Prawda* nur ein paar Tage Zeit und keine Sekunde Überlegung, diese grundsätzliche Kritik seitens der KPI zu parieren. Die KPI-Führung, hieß es lapidar in der *Prawda*, habe sich mit ihren Ausführungen »in Gegensatz zu den Interessen des Friedens und des Sozialismus« gebracht. Sie habe sich auf die Seite der imperialistischen Kräfte geschlagen und sei mit ihren Vorstellungen von einem dritten Weg dem Revisionismus verfallen.

Diese Fertigteil-Argumente werden hier nicht zitiert, um sie zu widerlegen. Sie sind eine inhaltliche Auseinandersetzung nicht wert und rechnen auch gar nicht auf sie. Schließlich weiß man sie auswendig seit mindestens dreißig Jahren, und man kennt auch die Anlässe, die diese Litaneien auslösen. Seit dem Aufstand in Ungarn passiert in den Augen der Männer im Kreml immer das gleiche, wenn sich irgendwo in einem Ostblockland Widerstand regt: es sind Feinde des Sozialismus am Werk, sie werden von imperialistischen Kräften gesteuert und gefährden den Frieden. Diese »Analyse« wird gelegentlich noch durch ein paar ideologische Zutaten wie den Vorwurf des Revisionismus verfeinert, aber insgesamt hat sie doch den Charakter einer Bandschleife von einmaliger Haltbarkeit. Nur wäre es eine gefährliche Fehleinschätzung, aus der notorischen Gedankenarmut dieser Argumentation auf die Intelligenz der Männer im Kreml zu schließen. Wer es unternähme, auf diese Sätze inhaltlich einzugehen, verfehlte ihren Sinn. Ein derartiges stereotypes Statement verfolgt nämlich keine Sekunde lang das Ziel, irgendeine kritische Behauptung, etwa hinsichtlich der Ursachen des Arbeiteraufstandes in Polen, inhaltlich zu widerlegen oder durch ein anderes, überzeugenderes Argument zu ersetzen. Genausowenig macht man sich die Mühe, irgendeine der in ihm enthaltenen Behauptungen – über die Außensteuerung des Aufstandes etc. – zu beweisen. Nicht einmal die Rede vom konterrevo-

lutionären Angriff auf die Partei der Arbeiterklasse wird unterlassen, auch wenn sich 80 Prozent der Arbeiterklasse von dieser Partei lossagen.
Mit anderen Worten: diese Sprache hat überhaupt kein Interesse an der Frage, ob irgendeine der Behauptungen, auf die sie reagiert oder die sie aufstellt, wahr oder auch nur wahrscheinlich klingt. Es ist eine Machtsprache, und als solche läßt sie nur ein Kriterium gelten: ob ein Satz die Macht des Sprechenden mehrt oder mindert. Die Logik der Machtsprache, übersetzt in direkte Rede, klingt vielmehr so: Liebe italienische Genossen. Ihr stellt in eurer reichlich naiven Erklärung über die Ereignisse in Polen gewisse Tatsachen fest, die uns durchaus bekannt sind. Ihr kommt aufgrund dieser Tatsachen zu ziemlich vernichtenden Urteilen hinsichtlich der Leistungsfähigkeit und des Modellcharakters des realen Sozialismus, die uns ebenfalls bekannt sind. (Nebenbei gesagt: wir teilen sie.) Nur interessiert es uns überhaupt nicht, ob die von euch behaupteten Tatsachen wahr sind und die von euch gezogenen Schlüsse zutreffend. Für uns von Belang ist die Tatsache, daß ihr mit eurer Erklärung die Position der Sowjetunion schwächt. Wer aber die Macht der Sowjetunion untergräbt, arbeitet dem Imperialismus in die Hände, gefährdet den Frieden. Folglich müssen wir euch von heute an als Feinde des Friedens behandeln. Überlegt also gut, ob ihr an euren ursprünglichen Wahrnehmungen und Feststellungen, an denen, wie gesagt, gar nicht wichtig ist, ob sie zutreffen, festhalten wollt. Was ist euch wichtiger: der Frieden oder eure kleinen egoistischen Wahrnehmungen?
Wie sich eine Machtsprache im Innern eines totalitären Systems durchsetzt, ist oft beschrieben worden. Hier ist davon zu reden, wie sie – unter dem Druck der Kriegsangst – über die Ränder des Systems hinauszuwirken beginnt. Eine Diktatur, die es geschafft hat, ihre Lesart bestimmter zentraler Begriffe wie Frieden oder Freiheit innerhalb ihres Machtbereichs durchzusetzen, wird schon ihrem Wohlbefinden zuliebe darauf hinarbeiten, auch die Gesprächspartner jenseits der Grenze auf ihre Sprache einzuschwören. Sie wird einem solchen Gesprächspartner klarmachen, daß eine gedeihliche Atmosphäre der Gespräche nicht gewährleistet ist, falls bestimmte Themen angeschnitten werden oder, schlimmer noch, gewisse Wörter fallen.
Ein westdeutscher Minister, der zufällig kurze Zeit nach dem Militärputsch in Polen zu Besuch in Moskau weilt, wird dieses Wort tunlichst vermeiden. Er wird es vorziehen, von »einem beunruhigenden Vorgang« zu sprechen; er wird nicht von Verhaftungen und Erschießungen reden, sondern von »bedauerlichen Maßnahmen«, die hoffentlich bald aufgehoben werden. Die Angleichung der Regierungssprachen bis zur Verwechselbarkeit war von Anfang an ein Risiko der Entspannungspolitik, das freilich nicht allzu hoch zu veranschlagen war; die rücksichtslose, um genaue Wahrnehmung bemühte Rede war von Politikern ohnehin nicht zu erwarten. Trotzdem war

es schwer zu ertragen, wenn wenige Tage nach dem 13. Dezember der Regierungssprecher von Becker den Putsch zu einer inneren Angelegenheit Polens erklärte und von einem Druck durch Moskau nichts wissen wollte; dies, obwohl bekannt war: daß der Oberbefehlshaber des Warschauer Paktes sich seit Wochen in Warschau aufhielt, wieviel russische Divisionen in polnischen Kasernen stehen, daß die Mehrzahl der polnischen Offiziere auf russischen Militärakademien ausgebildet wurde, ganz zu schweigen von den Gerüchten über Waggonladungen von polnischen Uniformen, die über die polnisch-russische Grenze gingen. Man muß es, unerwünschtem Beifall zum Trotz, feststellen: eine ähnliche Einschätzung des Pinochet-Putschs in Chile oder der Beruhigung des Bürgerkriegs in El Salvador durch Duarte hätte in der SPD einen Sturm der Entrüstung ausgelöst. Mit vollem Recht, aber was ist am Putsch in Polen so viel innerlicher? Schließlich ist Pinochet ein Chilene, genau wie Jaruzelski ein Pole ist, Duarte ein Salvadorianer. Es fällt schwer, den Verdacht abzuweisen, daß im Fall Polen nicht so sehr die Analyse der Fakten, sondern die Angst um den Frieden die Mutter der Einschätzung war. Und regelrecht an Irreführung grenzte es, wenn Außenminister Genscher die Weigerung der BRD-Regierung, sich an Reagans Boykott gegen Polen zu beteiligen, mit der Hoffnung begründete, durch Gespräche und wirtschaftliche Zusammenarbeit eine Rückkehr zum Status quo ante zu erreichen! Als gäbe es in der Geschichte der sozialistischen Staaten ein einziges Beispiel dafür, daß die Niederschlagung eines Volksaufstands durch Gespräche und wirtschaftliche Zusammenarbeit rückgängig zu machen war! Inzwischen hat die polnische Militärregierung sich denn auch entsprechend festgelegt: eine Legalisierung der Gewerkschaft Solidarność komme keinesfalls in Betracht.

Um nicht mißverstanden zu werden: ich rede hier nicht für Reagans Boykott! Aber es ist ein qualitativer Unterschied, ob man erklärt, daß Boykottmaßnahmen in keinem bisher bekannten Fall das gewünschte Ergebnis gehabt haben, oder ob man das Eingeständnis praktischer Ohnmacht durch falsche Hoffnungen ersetzt, die geeignet sind, den Putsch in Polen zu verharmlosen und nach und nach akzeptabel zu machen. Gerade wenn man nichts machen kann, wenn keine praktische Handlung Erfolg verspricht, ist die wahrheitsgetreue Rede wichtig, damit die Differenz zwischen dem tatsächlichen und dem wünschbaren politischen Zustand nicht zugeschmiert wird.

Beunruhigender aber als der Wort-Opportunismus der politisch Handelnden erscheint mir die Bereitschaft der politisch Redenden, sich mit dem Militärputsch in Polen zu arrangieren. Wie anders ist es zu verstehen, wenn Theo Sommer fünf Tage danach in der *Zeit* schreibt: »Man braucht dem perfekten Militärputsch des Generals Jaruzelski nicht unbedingt Billigung zu zollen. Gleichwohl muß man ihm Gelingen wünschen . . . Die

innere Lösung schafft Atemluft: den Polen selber, den Russen, dem Westen.«

Sommers Argumentation sieht so aus: die Sowjets können ein demokratisches Abenteuer wie das in Polen auf die Dauer nicht dulden. Folglich müssen sie, wenn sie nicht anders damit fertig werden, in Polen einmarschieren. Da aber ein Einmarsch die Gefahr eines Weltkriegs heraufbeschwören würde, ist jede andere Lösung vorzuziehen. – Hier ist deutlich zu sehen, wie die Einsicht in die tatsächlichen Machtinteressen in deren Billigung umschlägt. Mit eben diesen Gründen könnte Sommer eine USA-Intervention in El Salvador rechtfertigen. Da die Differenz zwischen dem politisch Machbaren und dem Wünschbaren sprachlich nicht ausgehalten wird, wird unversehens das, was ohnehin geschieht, zum Gegenstand des Wunsches; und schon muß man dem Putsch des Generals Jaruzelski »Gelingen wünschen«! Dem Frieden zuliebe! Aber allzu deutlich ist auch zu sehen, welche Art Frieden da bewahrt wird: ein Frieden, in dem eine Loyalitätserklärung für die Militärs unterschreiben muß, wer seinen Arbeitsplatz behalten will; ein Frieden, in dem das Kriegsrecht eine friedenserhaltende Maßnahme wird; ein Frieden mit Lagern. Nur fürchte ich: eine Gesellschaft, die sich entschlossen zeigt, den Frieden um jeden, auch um diesen Preis zu bewahren, wird eben diesen schlimmen Frieden haben!

Erst eine Woche später, als sich die Berichte über Erschießungen, Internierungen, Racheakte der Sicherheitskräfte gegen Gewerkschaftsmitglieder häuften – die von der rechten Presse ins Maßlose übertrieben wurden –, zuckt Theo Sommer vor seinem Billigungsreflex zurück. Jetzt meint er, die Motive des polnischen Generals für seinen Putsch seien durch eine Woche Kriegsrecht »gründlich diskreditiert«. Der Grund: es werde verhaftet, interniert und geschossen, »Gewalt aber verdient Abscheu!« Jetzt, ganz plötzlich, fordert er eine Rückkehr zum vorherigen Zustand. Nun ist es, bei der sonstigen Realitätstüchtigkeit von Theo Sommer, schwer erklärlich, wie er sich einen Militärputsch hat vorstellen können, bei dem es ohne Gewalt hätte abgehen sollen. Aber wie, wenn die Aufhebung der durch die Gewerkschaft Solidarność erstrittenen Freiheiten tatsächlich ganz weich und ohne Gewalt gelungen wäre? Wäre sie dann hinzunehmen, gar zu billigen gewesen? Ich kann mir nicht helfen: was spricht aus Theo Sommers Haltung anderes als jene Bereitschaft zum »Despotismus«, die André Gorz so furios den Deutschen zum Vorwurf machte? Was bleibt von Theo Sommers nachträglicher Kritik am Militärputsch in Polen denn übrig als der kameradschaftliche Vorwurf des deutschen an den polnischen Strategen, er habe seinen Putsch leider nicht leise genug über die Bühne gebracht? Ist das alles, was aus dem Faschismus zu lernen war: 40 Jahre nach dem Ja zum totalen Krieg ein bedingungsloses Ja zum totalen Frieden? Allzu rasch haben die Deutschen die französische Kritik am deutschen Verständnis für Jaruzelski

mit dem Argument repliziert, in Italien und Frankreich habe man einen notorischen Hang zur Rhetorik; die ach so empörten Franzosen seien schließlich die ersten gewesen, die das Gasgeschäft mit den Sowjets unterzeichneten.

Das eben ist das Schreckliche, entgegne ich, daß die politische Rede in Deutschland zur bloßen Begleitmusik der Tatsachen wird; daß nur noch zur Sprache kommt, was angeblich möglich und realistisch ist, und jede Regung, die über den bestehenden Zustand hinausschießt, als Rhetorik diffamiert wird! Diese Unfähigkeit, den Widerspruch zwischen dem Möglichen und dem Wünschenswerten auszuhalten, gibt sich auch noch heldenhaft! Ein Mann, kein Wort, wenn dem Wort nicht sofort Taten folgen? Da sind mir die Maulhelden lieber, die immerhin reden, wenn Besseres nicht zu tun ist, etwa wie der französische Regierungschef Pierre Mauroy: »Das Prinzip der Nicht-Einmischung bedeutet für einen Staat nicht, daß er nichts sehe, nichts höre, nichts denke.« Warum denn soviel Angst vor Rhetorik, ihr deutschen Männer! Vor Entrüstung, vor »dem Zwerchfell«, das Theo Sommer so verdächtig erscheint? Entrüstung, auch die folgenlose, ist eine Wahrnehmungsenergie; wer sie suspendiert, bringt sich um seine fünf Sinne.

Am weitesten hat sich leider Rudolf Augstein mit seinen Kommentaren zu Polen in diese Machtlogik verrannt. Ich sage leider, weil ich nirgendwo triftigere Argumente gegen die Nachrüstung gelesen habe als in Ausgsteins Brandbriefen gegen Cruise missile und Pershing II. Aber nun, wo es um Polen geht, wird der so wortmächtig verteidigte Friede in Europa in seinen Händen plötzlich zum Polizeiknüppel, der ein Stillehalten bis zur Maulsperre nahelegt. Ein unruhiges Polen, meint Augstein, stelle eine Kriegsgefahr dar, und empfiehlt deswegen Verständnis für die putschartige Beruhigung. Als Kriegs- und Gefahrenherd macht er dann folgerichtig die Gewerkschaftsbewegung Solidarność aus, weil es ihr nicht gelungen sei, »einen vernünftigen Mittelkurs durchzusetzen, trotz der Geduld, die die Partei, vielleicht zu lange« bewiesen habe. Unter dem Gesichtspunkt der bestehenden Machtverhältnisse hat Augstein vermutlich recht. Aber wann hätte sich jemals in der Geschichte eine beginnende Revolution, und sei es die bürgerliche, die uns auf deutschen Umwegen unter anderem die Pressefreiheit und Augstein die *Spiegel*-Lizenz beschert hat, »durch die Einhaltung eines vernünftigen Mittelkurses« ausgezeichnet? Es sind nun einmal nicht die vernünftigen Mittelkurs-Leute, die eine Bewegung gegen ein erstarrtes System in Gang setzen, und die Beweger sind selten vernünftig. Daß sie mit ihrer Maßlosigkeit Gefahr laufen, zu scheitern, soll und muß man ihnen vorrechnen; aber auch, daß sie überhaupt aufgebrochen sind? Vollends absurd wird Augsteins Vernünftigkeit, wenn er die Einsicht in die Notwendigkeit des Militärputsches in Polen durch einen Aufruf zum Schweigen krönt:

»Könnten wir auch nur zehn Leute aus der Haft in die Freiheit demonstrie-

ren, so sollten wir auf den Straßen zusammenlaufen. Wir wissen, dies ist nicht der Fall. Könnten und wollten wir den Polen einen Teil der Solidarität, die wir ihnen in Worten zeigen, durch Taten nämlich, konvertieren: wir hätten ein Recht zu starken Worten und zur Entrüstung. Wir alle wissen, daß davon nur die Rede, und darum keine Rede sein kann.«

Das ist nun wirklich ein schlimmer Satz. Hier erklärt einer, dessen einzige Macht in der politischen Rede besteht, er verzichte auf die Rede, weil ihm die Macht zu Taten fehle. Erstens stimmt natürlich die Voraussetzung nicht: wir können sehr wohl, vielleicht nicht zehn, aber immer wieder zwei oder drei Leute in die Freiheit demonstrieren. Aber selbst wenn Augsteins Prämisse zuträfe – die Schlußfolgerung wäre nur umso fataler. Bedeutet sie doch in der Konsequenz, auf jeglichen Widerstand in der Rede und schließlich auch im Gedanken dann zu verzichten, wenn praktischer Widerstand zwecklos ist. Ich verstehe sehr wohl Augsteins Ekel vor der verlogenen Entrüstung jener Staatsmänner, die über 5000 Internierte in Polen Krokodilstränen vergießen und 36 000 Bürgerkriegstote in El Salvador als Betriebsunfall abbuchen. Aber wer sich und anderen über der Abgrenzung von der falschen Entrüstung über den Militärputsch das Recht zur Entrüstung abspricht, der bleibt im Aufrechnen gefangen. Er gibt, dem Atomfrieden zuliebe, das Recht auf eine eigene Wahrnehmung und Sprache preis.

Die Friedensbewegung greift zu kurz, wenn sie sich als eine Bewegung zur Vermeidung des Atomkrieges begreift. Zu Ende gedacht muß sie eine Bewegung zur Verhinderung des Atomfriedens werden. Wenn es wahr ist, daß der Krieg die inneren Widersprüche einer Gesellschaft nur nach außen verlagert, so kann Frieden nur heißen, diese Widersprüche innen zu halten und zum Ausbruch kommen zu lassen.

Auf besonderen Wunsch

RICHTIGSTELLUNG

betrifft: *Kursbuch 66, Die erfaßte Gesellschaft*

I. zu dem Beitrag von Sebastian Cobler, »DAZUSY, PSI und MOPPS«

In dem genannten Beitrag finden sich Äußerungen über Theorien von Dr. Horst Herold, die richtiggestellt werden sollen:
1. Auf S. 9 des *Kursbuch* 66 heißt es, Herold erstrebe die Erforschung aller »abseitigen, abweichenden Verhaltensweisen in der Gesellschaft«. Die Bemerkung fiel im Laufe eines Gespräches. Bei dem Wort »abseitig« handelte es sich um einen lapsus linguae. Der Begriff »abweichende Verhaltensweisen« bezieht sich im kriminologischen Sinne auf Straftaten. Dies ist richtigzustellen.
2. Auf derselben Seite heißt es: »Horst Herold schließlich staunt immer wieder über ›auffällige‹ Zusammenhänge zwischen ›Körpergröße und Verbrechen‹.« – Das trifft nicht zu.
3. Ebenfalls auf S. 9 heißt es über Herolds Konzeption der Kriminalitätsbekämpfung: »In dieser ›Philosophie‹ ist kein Sozialverhalten denkbar, das nicht ›polizeirelevant‹ wäre oder einmal werden könnte.« Richtigzustellen ist, daß Herolds »Philosophie« die forschende Auswertung der bei der Kriminalitätsbekämpfung gewonnenen Daten erstrebt.
4. Auf S. 10 wird gesagt, Herold fordere, »die Vielzahl denkbarer Abweichungsvarianten (sc. z. B. Randgruppen) unter Kontrolle« zu halten. Herold hat diese Wendung nicht in gesellschaftlichem Sinne, sondern kybernetisch im Rahmen von Ausführungen zur Selbstoptimierung technischer Systeme gebraucht.

II. zu dem Beitrag von Jürgen Simon/Gundel Simon-Ern/Jürgen Täger, »Wer sich umdreht oder lacht . . .«

In diesem Beitrag hieß es auf Seite 27-28:
»Der ehemalige Präsident des BKA, Horst Herold (›Mr. Computer‹), hat in verschiedenen Aufsätzen sein Modell ›eines durch die EDV bewirkten Informationsverbundes‹ entwikkelt. In seiner letzten Veröffentlichung stellt er noch einmal fest:
›Die moderne Informationstechnologie (lädt) geradezu ein, die örtlich und sachlich gezogenen Grenzen ihrer Anwendung aufzuheben und Wissen in immer größer werdenden Speichern zu sammeln. Die Grenzenlosigkeit der Informationsverarbeitung würde es gestatten, das Individuum auf seinem ganzen Lebensweg zu begleiten, von ihm laufend Momentaufnahmen, Ganzbilder und Profile seiner Persönlichkeit zu liefern, es in allen Lebensbereichen, Lebensformen, Lebensäußerungen zu registrieren, zu beobachten, zu überwachen und die so gewonnenen Daten ohne die Gnade des Vergessens ständig präsent zu haben.‹
Nach dem Heroldschen Zukunftsmodell sollen nicht nur die im öffentlichen, sondern auch die im privaten Bereich (Personalinformationssysteme der Betriebe oder Auskunfteien) gespeicherten Daten verfügbar sein.«
Hierzu muß ergänzt werden:
Mit obigem Zitat, das einem 1980 gehaltenen Vortrag entstammt, hat Herold nicht sein Zukunftsmodell, sondern eine von ihm gehegte Befürchtung unmenschlicher Möglichkeiten beschrieben, denen gegenüber er in dem Vortrag eine Reihe von Vorschlägen zur normativen Begrenzung der polizeilichen Datenverarbeitung entwickelt hat. Einer dieser Vorschläge fordert das Verbot des Datenverbundes der Polizei mit anderen Behörden und Institutionen, einschließlich derer des privaten Bereiches.

Anmerkungen der Redaktion

Matthias Horx, geb. 1955, ist Gärtner, Schriftsteller und Redaktionsmitglied beim *Pflasterstrand;* lebt in Frankfurt. Soeben erschien sein erstes Buch: *Es geht voran. Ein Ernstfall-Roman* (Rotbuch 256).

Anton Tschechows Erzählung haben wir mit freundlicher Genehmigung des Verlages dem Band *Meisternovellen* entnommen. © Manesse Verlag, Conzett + Huber, Zürich 1946.

Stephan Welzk, geb. 1942, studierte Physik, Mathematik, Germanistik, Philosophie und Ökonomie; sein letztes Buch befaßt sich mit der rumänischen Planwirtschaft.

Benny Härlin, geb. 1957, und *Michael Sontheimer*, geb. 1955, arbeiten als Lokalreporter bei der *Tageszeitung* und leben in Berlin.

Rose Riecke, geb. 1952, arbeitet – nach dreijähriger Lehrer-Zeit – an einer Untersuchung über Schillers philosophische Metaphorik; lebt in Berlin. – *Günter Niklewski*, geb. 1952, studierte Religionswissenschaft, Philosophie und Germanistik und macht – innerhalb seines Zweitstudiums Medizin – gerade sein praktisches Jahr in Berlin.

»So eine Art letzte Chance« ist ein Auszug aus der Textliste zu Louis Malles Film *Mein Essen mit André*. © Concorde Filmverleih GmbH, München. Wir bedanken uns für die Abdruckgenehmigung.

Bodo Kirchhoff, geb. 1949, lebt als Schriftsteller in Frankfurt und arbeitet gerade an einem Buch über Aufenthalte in Addis Abeba, Bangkok und Asunción.

Wolfgang Munsky, geb. 1952; Doktorand im Fach Kunstgeschichte; lebt in Aachen.

Alexander Kluges Texte werden in *Neue Geschichten, Heft 26* enthalten sein.

Richard Heys Text ist der Vorabdruck des 3. und 2. Kapitels seines neusten Romans *Im Jahr 95 nach Hiroshima*, der im Herbst 1982 erscheinen wird: © Hoffmann und Campe, Hamburg. Wir danken für die Genehmigung.

Fritz Kramers und *Pamela Winchesters* Beitrag wird in einem Buch enthalten sein, das im Herbst im Syndikat Verlag erscheint: Fritz Kramer u. a., *Die Bombardierung der Engel.*

Zu den Abbildungen:
Seite 87 oben: diese Abbildung entstammt dem Band: Max Ernst, La femme 100 têtes, © Gerhardt Verlag, Berlin 1962.

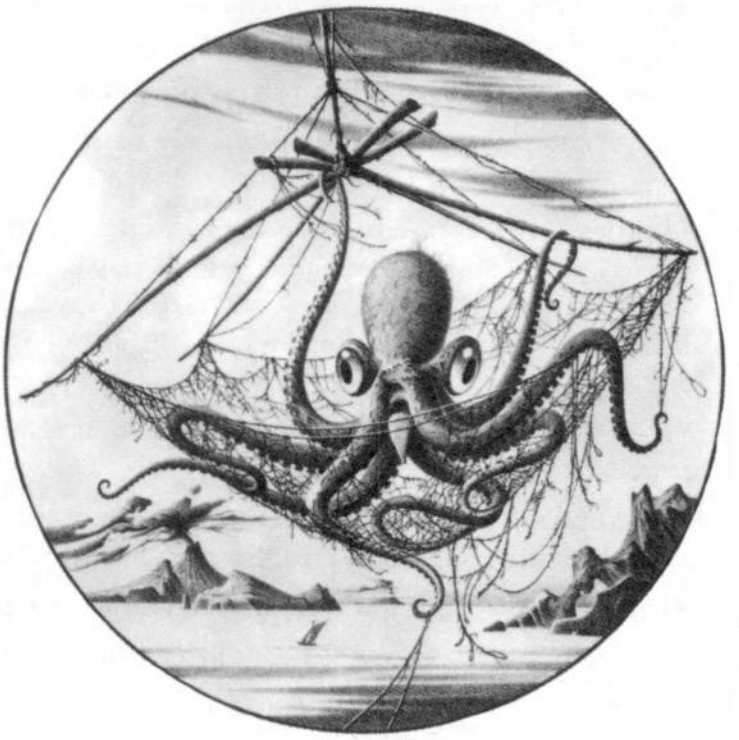
Seite 135–137: Die Fotos von Manfred Hamm haben wir mit freundlicher Genehmigung dem Band *Tote Technik – Ein Wegweiser zu den antiken Stätten von morgen* entnommen. © Nicolaische Verlagsbuchhandlung, Berlin 1981.

Kursbuch 69 **Unsere Wirtschaft** September/Oktober 1982

Kursbuch 70 **Macht** Dezember 1982

Reden wir also von der Macht, die wir machtlos sind und argwöhnisch auf jene blicken, die ihr nahe genug kamen, um sie zu ergreifen, wenigstens einen Zipfel von ihr, denn mehr gibt's ja heute nicht, aber das reicht auch schon – *kusch, Nero!* –, denn wir, die nichts von ihr haben, wissen es: Macht ist böse und macht böse, während wir schon deshalb gut sind, weil wir keine – *verdammter Lärm, mach doch mal die Tür zu!* –, und weil wir nur passiv Verweigerung, Widerstand üben, im Großen wie im Kleinen – *also wirklich nicht, du, ich bin so was von müde heut!* – und friedlich uns selbst verwirklichen – *hau ab, du Quälgeist!* – von Kindheit an.

10 Tintenfische in 2 Bänden:
Deutsche Literatur von 1967 bis 1976

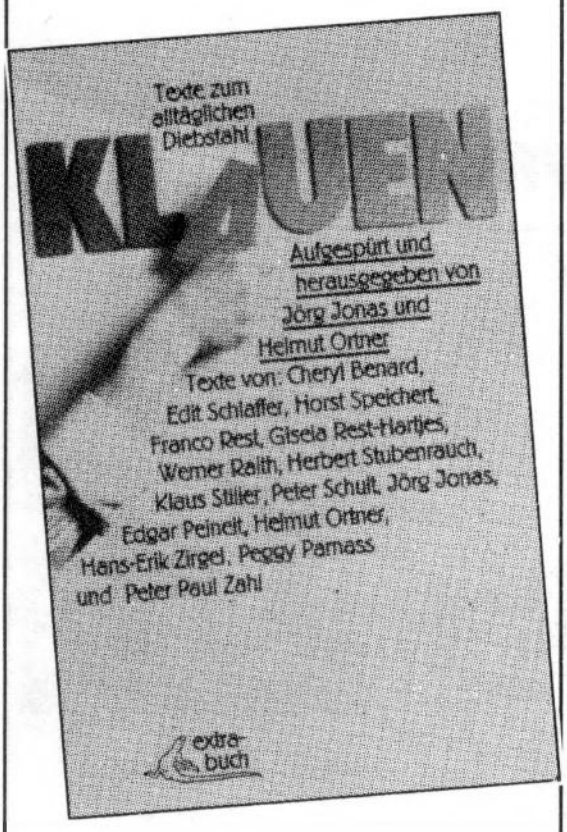


Wer diese 1248 Seiten zur Hand nimmt (nachdem er zuvor 19,80 DM dem Buchhändler dafür gegeben hat, nebenbei: ein Spottpreis), der könnte dann so gut wie ganz auf eine Geschichte der deutschsprachigen Literatur dieser Jahre verzichten
Nikolaus Marggraf (Frankfurter Rundschau)

Das »Jahrbuch für Literatur« zählt zu den eher unorthodoxen literarischen Periodika. Für die Herausgeber, Klaus Wagenbach und Michael Krüger, wie für die Autoren war es eine Herausforderung: den Anspruch auf »Wirkung« zu verknüpfen mit dem auf ästhetische Qualität
(Frankfurter Allgemeine Zeitung)

Neudruck in zwei Bänden. 1248 Seiten, DM 19.80
Herausgegeben von Klaus Wagenbach und Michael Krüger. Mit den vollständigen Bibliographien der einzelnen Jahre, zusätzlichen Einführungen zu jedem Jahrbuch von Klaus Wagenbach und einem Autorenregister

Verlag Klaus Wagenbach Berlin



Klauen. Texte zum alltäglichen Diebstahl. 132 S., DM 17,80.

Fast JEDER klaut. KLAUEN ist Norm, ist Alltag. Ob im Betrieb, in der Universität, im Warenhaus, beim Nachbarn, ob in Beziehungen, ob beim Finanzamt. Allerorts und jederzeit findet der alltägliche Diebstahl statt. Diebstahl ist nicht Sache einiger Gesetzloser, sondern Sache fast aller gesetzestreuer Bürger.

Bitte kostenloses Gesamtverzeichnis anfordern!

extra buch

päd.extra buchverlag
Bahnhofstr. 5, 6140 Bensheim

SZD-VERLAG

Michael Daxner, Jan R. Bloch, Burghart Schmidt (Hrsg. für den „Arbeitskreis Naturqualität")

Andere Ansichten der Natur

Unter der Problemstellung der Naturqualität werden Ansätze einer prozeßfähigen Naturpolitik entwickelt, die die Abspaltung der ethischen, ästhetischen, sinnlichen Qualitäten von der ökonomisch reduzierten und politisch verwalteten Objekt-Natur aufzuheben versucht.
326 Seiten, brosch., DM 28,70 ISBN 3-88780-402-3

Walter Aschmoneit, Rainer Werning (Hrsg.)

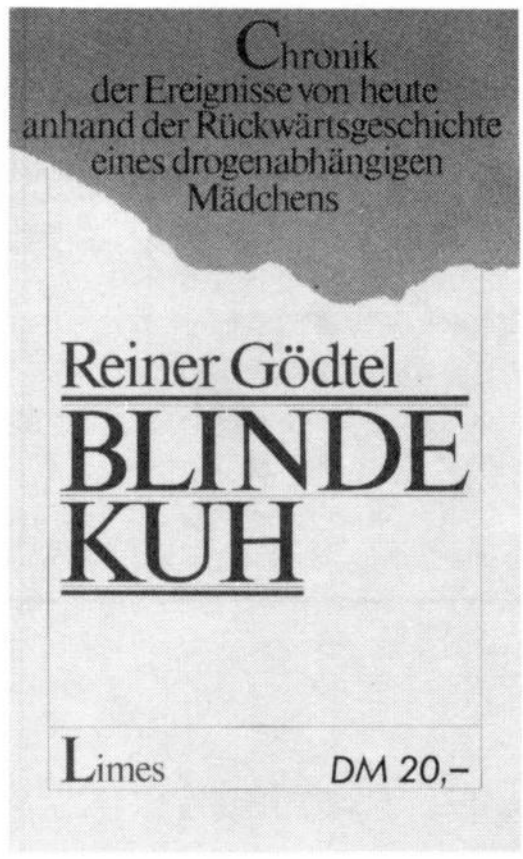
Kampuchea
Lesebuch zur Geschichte, Gesellschaft, Politik – Illustrationen, Karten, Chronologien

Märchen und Erzählungen, Notizen und Berichte bringen die Vorstellungswelt der Kmher nahe. Historisch wird vor allem die Hochkultur von Angkor und das franz. Protektorat, politisch die Zeit seit Ende des 2. Weltkriegs behandelt.
498 Seiten, brosch., DM 36,– ISBN 3-88780-400-7

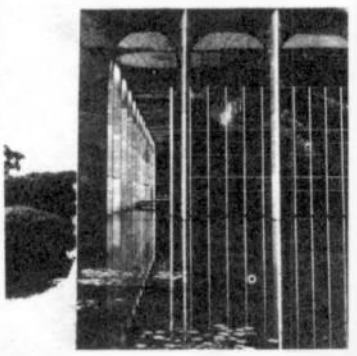
Kampuchea
Sozialhistorische Bibliographie von der Vorgeschichte bis 1954

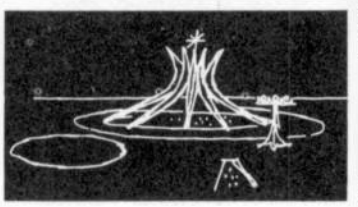
Ergänzungsband zum Lesebuch. Enthält ca. 2.860 Titel zu Kampuchea und zur Region Südostasien allgemein.
184 Seiten, brosch., DM 48,– ISBN 3-88780-401-5

***Direktbestellungen an:** SZD-Verlag, c/o Hans Ratke, Maikottenweg 111, D-4400 Münster*



FRÖLICH & KAUFMANN





Oscar Niemeyer

Ein umfassendes Werk über den großen brasilianischen Architekten, Erbauer der Stadt Brasilia. Seine Bauten in Brasilien und später im Exil überall in Europa setzen Maßstäbe in der Gegenwartsarchitektur, und mit Sicherheit ist er zu den großen Namen der Baukunst zu zählen. Der Band beschreibt und kommentiert u.a. seine größten Bauwerke und veröffentlicht zahlreiche eigene Texte Niemeyers.
21 x 27 cm, ca. 128 S., viele Abbildungen, paperback
Nr. 9042 **ca. 28,– DM**

Zeitgenössische südamerikanische Kunst

Eine erste zusammenfassende Darstellung der modernen lateinamerikanischen Kunst, in der sowohl nationale Schule[illegible]h Entwicklungen innerhalb des [illegible] Kontinents dokumentiert werden[illegible], Bildhauer, Zeichner und Grafiker aller herrschenden Richtungen und aller Länder Lateinamerikas kommen zur Sprache.
14,5 x 21 cm, 124 S., 62 Abb., teils farbig, paperback
Nr. 2114 unverb. empf. Preis **12,80 DM**

Geschichte der Entdeckung Lateinamerikas in Bildern

Herausgegeben von der Berliner Festspiele GmbH 1982. Die Geschichte der Entdeckung Lateinamerikas, die zugleich die Geschichte der Selbstentdeckung Europas ist, dokumentiert und rekonstruiert den Prozeß der Entmythisierung und Verwissenschaftlichung des traditionellen Weltbildes, aber auch die imaginären Vorstellungswelten, die die Entdekkung des neuen Kontinents in Europa bewirkten, anhand der Darstellungen der neuen Welt in frühen Kosmographien und Chroniken, in Malerei und Gebrauchskunst, in fürstlichen Kuriositätenkabinetten und frühen völkerkundlichen Sammlungen. Beiträge u.a. von Hubert Fichte, Karl-Heinz Kohl, Claude Lévi-Strauss und Wolfgang Schivelbusch.
21 x 27 cm, 256 S., 150 Abb., davon 32 in Farbe, paperback
Nr. 0072 unverb. empf. Preis **ca. 35,– DM**

Wand – Bild – Mexico

Katalog zur Ausstellung in der Nationalgalerie, Berlin 1982. Ausstellung und Katalog stellen zum ersten Mal in Europa einen repräsentativen Querschnitt durch das Werk der drei großen mexikanischen Wandmaler – Orozco, Rivera und Siqueiros – vor und untersuchen das soziale Umfeld einer Kultur, die eine solche Malerei hervorgebracht hat.
20 x 30 cm, ca. 250 S., ca. 250 Abb., 50 in Farbe, 5 Klapptafeln, paperback
Nr. 2100 unverb. empf. Preis **ca. 29,80 DM**

82-536

Dub Version
Über Jamaikas Wirklichkeit
Herausgegeben von
Rainer Epp und Klaus Frederking
Rotbuch 259 · 160 Seiten
DM 12 (Abo 11)

Dub Version – so nennt man in Jamaika die Rückseite der Reggae-Platten, auf denen die Musik der Vorderseite, zerlegt in ihre Strukturelemente, wiederholt wird. Eine Dub Version ist auch dieses Buch: Es zeigt die Kehrseite jenes Jamaika-Bildes, das durch Reggae, Rasta, Rum und Palmen geprägt ist. In den Beiträgen, die größtenteils von Jamaikanern verfaßt wurden, geht es u.a. um Tourismus, politische Gewalt, jamaikanische Literatur und Kultur.

Aras Ören
Der Gastkonsument
Konuk Tüketici
und andere Erzählungen in fremden Sprachen / iki dilde anlatılar
deutsch / türkisch
Aus dem Türkischen von Helga Bohne-Dagyeli und Yildrim Dagyeli
Rotbuch 254 · 128 S. · DM 10

»... Cemal, der dürre Cemal, ist immer ein Nichtsnutz gewesen ... Sieh mal, wie er angibt, was für große Töne er spuckt, er soll sogar ein Büro haben! Export soll er treiben in Deutschland in Berlin. Ein Farbfoto erschien von ihm in der Zeitung, wie er mit gefalteten Händen am Schreibtisch sitzt und Reden schwingt wie die großen Männer ...«

Wolf Wagner
Die nützliche Armut
Eine Einführung in Sozialpolitik
Rotbuch 249 · 160 S. · DM 12

Dieses Buch wirft einen Blick hinter die Kulissen von Sozialpolitik. Es stellt an aktuellem und historischem Material die Fragen: Was ist das innere Prinzip, das allen Bereichen der Sozialpolitik gemeinsam ist und sie erklärt? Was bewirkt Sozialpolitik bei den Betroffenen und was in der Gesellschaft insgesamt? Wem ist „die Armut nützlich"?

Paul Gratzik
Kohlenkutte
Roman
Rotbuch 260 · 176 S. · DM 12

„Nenn mich Kohlenkutte", sagt Fritz Rodschinka, Blechschneider und Tischler aus Dresden, wenn er Vertrauen faßt, was er selten, aber wenn dann heftig tut. Z. B. bei seiner neuen Tischlerbrigade, die gleich die Prämie mit ihm teilt und im Leihfrack eine Sause ins Devisenhotel unternimmt, als ausländischer Männerchor getarnt. Statt »sozialistischem Realismus«, sozialer Realismus aus der DDR mit Kanten, ungeglätteten Widersprüchen, Sinnlichkeit und Sprachphantasie.

Wer sich mehr über unser Verlagsprogramm informieren möchte, erhält von uns kostenlos den Allmanach „Das kleine Rotbuch" zugeschickt.

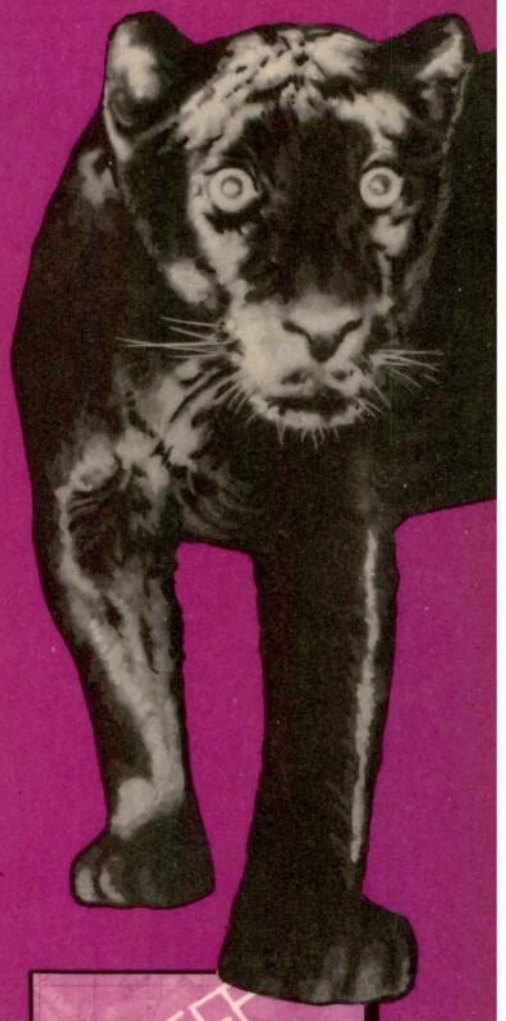
Rotbuch Verlag
Potsdamer Straße 98
1000 Berlin 30

Neuerscheinungen im Rotbuch Verlag

Patented Brit 905,934 US 2,580,803 & 3/31106 ... Canada 497,559 ... Belgis ... Pakistan ... Brazil 62,243 Argentina 138,289 ... Italy 656,379 Sweden ... Japan ... Venezuela 13,490 Other Patents Pending in all Countries of the World Printed

panther:

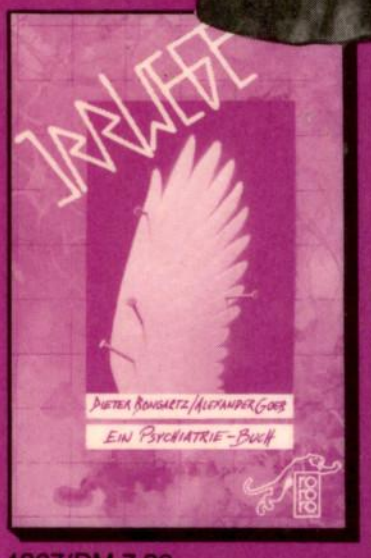
ZUR SACHE



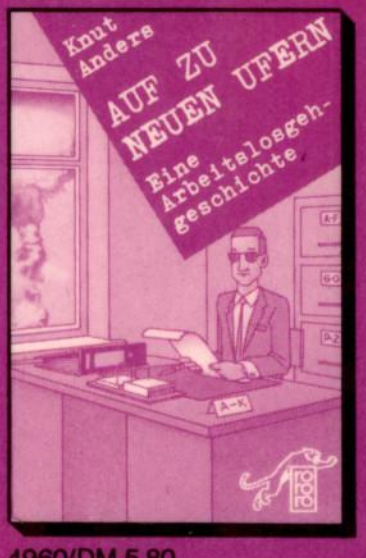
Panther bringt Romane, Erzählungen, Anthologien, Berichte, Reportagen und Sachbücher zu aktuellen Themen: Jugendbewegung, Rockmusik, Liebe und Sexualität, Schule, Arbeitslosigkeit, Jugend im Dritten Reich, Drogen, Sekten, Jugendpsychiatrie etc.

4880/DM 9,80

4866/DM 8,80



4867/DM 7,80



4960/DM 5,80

4768/DM 5,80